Die Ritter vom Geiste.

Achter Band.

Die

Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1865.

Inhalt des achten Bandes.

Achtes Buch.

Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

Paul Zeck.

Die Entdeckung, die Fritz Hackert in jener abenteuerlichen Nacht über den Gewölben des Rathskellers gemacht hatte, bestand aus einem Document. Es war eine Taufacte, aufgenommen in einer nahe gelegenen, zu den Sprengeln der Stadt gehörenden Dorfkirche. Sie lautete: „Am 8. Mai 1825 nach unsers Herrn Geburt empfing durch den Unterzeichneten der in der Nähe bei dem Gehöftbauer Rieding von Ursula Zeck, einer fremden Dienstmagd, geborene uneheliche Sohn in der wegen dabei obwaltender Umstände und der Kränklichkeit des Kindes unerläßlich gewordenen Nothtaufe den Namen: Paul Franz. Solches wird nach dem im Kirchenbuch eingetragenen Bericht hiermit abschriftlich bestätigt. Lattorf, Pfarrer in Seehausen."

Hackert betrachtete diesen Schein von allen Seiten und ärgerte sich, daß er in dem Glauben, Bartusch suche etwas auf seine eigene Geburt sich Beziehendes, irregeführt war. Als Belohnung für sein Abenteuer blieb ihm nur der Schreck, den er unfehlbar dem Graurock eingeflößt hatte und nach dessen Wirkung er sich bei aller Vorsicht, mit der er sich gegen Schlurck

und seine Angehörigen seit einiger Zeit benahm, am folgenden Morgen zu erkundigen beschloß.

Das ihm werthlos scheinende Document verschloß er mit den Worten: Armer Paul Franz Zeck, zur Noth getauft, zur Noth geboren, wol längst gestorben! Ich wette, daß Bartusch dein Vater ist! Die angebliche Ursula Zeck wollte den Vater nicht eingestehen. Brave Dienstmagd das! Vielleicht wurde ihr die Wahl schwer zwischen Bartusch und einigen andern Jünglingen, die jetzt auch graue Röcke tragen und in stiller Ruhe des Gewissens nicht ahnen, daß ihnen dereinst auf dem allgemeinen Offenbarungsgrundschlamm, wenn alle Wasser der Lüge abgelaufen sein werden, Paul Franz Zeck entgegenhüpft, ihre Kniee umklammert und sie mit dem süßen Vaternamen begrüßt.

Im Grunde ärgerlich über seine misrathene Entdeckung schlief er ein.

Am folgenden Morgen erst besann er sich auf den Zusammenhang des ganzen Abends. Er lachte über Schmelzing, lachte aber auch über sich selbst. Das Interesse, das er der Verhandlung zwischen den fünf Männern unter ihnen geschenkt hatte, kam ihm jetzt sehr wenig begründet vor. Er hatte, als seine Freunde und Gönner, Siegbert und Dankmar Wildungen, politische Reden hielten, nur dem Instinct, einen bösen Horcher zu entfernen, nachgeben müssen. Auch daß ein Offizier in der Lage war, über Ansichten belauscht zu werden, die mit seiner Stellung in einem gefährlichen Widerspruche standen, ergriff ihn, aber nur, wie wenn er einen sich Ertränkenden gesehen hätte, bei dem man, ob er nun zu leben verdiene oder nicht, doch unwillkürlich an Rettung denkt. Er hatte auch mit Theilnahme und ergriffen von mancher Wahrheit zugehört, allein bald wieder vergessen war die erste Erschütterung und von dem Abenteuer mit Bartusch vollends jede ernste Erwägung zurückgedrängt.

Jetzt, indem er sich ankleidete und nach seiner Gewohnheit unordentlich und wild hier- und dorthin die Kleider, die Strümpfe,

die Stiefel hinwarf, mußte er in seiner menschenfeindlichen Weise vor sich hin diese Worte ausstoßen: Welche Träumer waren das! Mich hat Gott verdammt, des Nachts auf die Dächer zu klettern, wenn Vollmond im Kalender steht, aber die spazieren am hellen lichten Tage auf ihnen herum und sehen die Schornsteine für Pyramiden an! Den Geist wollen sie zum bessern Durchbruch bringen! Gebt ihm hölzerne Krücken, dann kann er auf der Welt, wie sie ist, stehen und gehen! Geld, Güter, Anstellungen, Titel, Ehren, das sind die Krücken, an denen der Geist allein sich aufrecht hält in dieser verdammten Hetzjagd zwischen Katzen und Hunden in Menschenform! Nehmt euch in Acht, daß euere goldenen Redensarten sich nicht in Kohlen zu Scheiterhaufen verwandeln!

Hackert war besorgt, daß Schmelzing doch wol manches erhorcht haben mochte, und beschloß, seinen ganzen Einfluß auf ihren Vorgesetzten, den Obercommissar Pax, anzuwenden, um seine etwaigen Aussagen in Frage zu stellen. Was er nur bei dem dritten Kreuze, sagte er sich, mag nachgekritzelt haben! Ich will nicht wünschen, daß Menschen in die Lage kämen, durch leicht mögliche Schreibfehler eines unsichtbaren Stenographen an den Galgen zu kommen; aber lieb wäre mir's doch, wenn Pax von der beschriebenen Eselshaut Schmelzing's allen Ministern eine Gänsehaut läse. Es ist so behaglich, auch die Mächtigen sich fürchten zu sehen.

Hackert wohnte neben der Barbierstube des Herrn Zipfel, den wir als politisch unterrichteten Raseur der Brüder Wildungen bereits früher haben kennen lernen. Es ist nur annäherungsweise zu vermuthen, daß Pax diese Wohnung für seinen Liebling Hackert gerade deshalb ausgemacht hatte, um ihn in die Nähe eines sehr lebhaften Verkehrs mit den Meinungen des Tags und den Ansichten des untern Volks zu bringen. Die Barbierstuben haben sich noch aus Römer- und Griechenzeiten her die Bestimmung zu erhalten gewußt, das Bureau der Tagesneuigkeiten zu

sein. Herr Zipfel war in der Lage, seiner auswärtigen Kunden wegen den Mantel nach dem Winde hängen zu müssen; in seiner Barbierstube aber ging es ungehindert demokratisch her. Hackert wurde jeden Morgen, ganz wie es Pax gewollt hatte, durch die verworrenen lauten Gespräche, Verwünschungen, Drohungen aufgeweckt, die dicht hinter der Bretterwand, an der sein Bett stand, durcheinanderschwirrten, denn die Frequenz bei Herrn Zipfel war groß. Ein Kunde wartete auf den andern.

Am Morgen nach den Scenen in und über dem Rathskeller wurden die Gerüchte von einem neuen „demokratischen" Ministerium, dem des Fürsten Egon von Hohenberg, bei Herrn Zipfel so laut besprochen, so lebhaft äußerte sich in dem aufgewühlten Volke Hoffnung und Mistrauen, daß Hackert nicht einmal der nähern Details bedurfte, die ihm Frau Zipfel mit dem Frühstück vorsetzte, um ihn vollständiger über die Lage des Morgens zu unterrichten. Er steckte sich eine Cigarre an und hätte fast den Nothtaufschein des Paul Zeck dazu genommen, wenn ihm das Papier daran nicht zu gelb und wurmzerfressen gewesen wäre. Neben seinem dampfenden Kaffee blies er die Tabackswolken vor sich hin und streckte sich auf das mit rothgewürfeltem, ein wenig lange nicht gewaschenem Kattun überzogene, holzharte Sofa wie ein Pascha. Ha, ha, dachte er, wenn der Duzbruder des Wildungen Minister wird und der französische Tischlergesell, den ich auf der Liste längst als verdächtig stehen habe, Minister der öffentlichen Arbeiten, dann wird Schmelzing mit seiner entdeckten Verschwörung wenig Finderlohn kriegen. Der heimtückische Bursch! Wie er nach Luise Eisold schleckerte — Dabei seufzte der Pascha doch und stützte das Haupt auf. Wäre sie nur hübscher! sagte er in seiner gewöhnlichen Frivolität und sein Gefühl wegspottend. Wer Melanie — sieh! sieh! Geistesschwester! Oder wie sagten sie unter uns? Arbeiten, sich tummeln, sich aufraffen, etwas werden, vorstellen und dann vor sie hintreten: So nimm mich, so bin ich deiner werth! Und dann

doch: Wie hieß es? Mit einer Zwetsche als Nase? Oder wie daguerreotypirte sich der Schwätzer, dem Jagellona sagte, was Melanie mir würde gesagt haben: Fritz, deine Haare brennen, dein weißer Teint hat zu viel Sommersprossen, und was du mir bringst, und wär' es ein ganzes Magazin voll Liebe, ist aus deiner Hand nichts Neues mehr für mich! Liebe, was ist Liebe! Dummes, verschlissenes Zeug! Nur das reizt die Weiber, zu sehen, wie dieselbe Liebe, dieselbe althergebrachte, langweilige Hingebung wol bei dem sich ausnehmen möchte oder bei dem oder bei dem oder noch bei dem. . . . Dem möcht' ich ansehen, dem abfühlen, wie er lieben könnte, der mit seinen tiefen Augen, der mit seinem schwarzen Bärtchen, der mit seinen kleinen gefirnissten Glanzstiefelchen! Oder flattern sie nur deshalb hin und her, weil sie wissen, daß ihre Gefühle Eintagsblumen sind, Pilze in einer Sommernacht aufgeschossen, das Glück, das sie zu gewähren sich das Ansehen geben, eine Sternschnuppe, von der man zu bald inne wird, daß sie nur optische Täuschung war! Geizhälse sind's mit ihrem Herzen, Wucherinnen . . . Melanie, wie seh' ich dich flattern und wirbeln, wie schwirrst du hin und her und fliehst . . . wen? . . . dich nur selbst, deinen innern Tod, deinen tiefsten Menschenhaß . . . gegen dich selbst und . . . mich! Ein Kreuz drüber, ein Leichenstein, so groß, wie ihn . . . drei todte Pferdeköpfe brauchen. Ja, Luise! Singst du vom Heideblümchen, vom zertretenen Weg und richtest dich nur auf, wenn ein Thautropfen einer hübschen gereimten Redensart auf dich fällt, die du aus Leihbibliotheken dir abschreibst! Armer stickender Phantast, warum bist du nicht schöner, nicht leichtsinniger, nicht untreuer! Verriethen deine Formen, daß du auf sie eitel wärest und das Privilegium zu haben glaubtest, dutzendweis betrügen zu dürfen, wie würden sich die Dutzende an dich herandrängen und sterben wollen von den grausamen Dolchen deiner schönen Augen! Den guten Geist hast du! Wer nur den Geist umarmen, herzen, küssen könnte! Aber was hast du schmale

Brust, was bist du mager, dünnhaarig, und wie wasserblau sind deine verstandesklaren, nicht römisch-, sondern deutschkatholischen Augen!

Während Hackert mit mephistophelischem Reiz so noch für sich hinmurmelte und jene Blasen warf, die oft zu teuflischer Lust selbst in Bessern aufsteigen, ohne daß wir sie im Grunde für unsere wahren Gedanken halten können, hörte er hinter der Breterwand laut lachen. Es klingelte. Einige Kunden des Herrn Zipfel brachen tumultuarisch herein. Nein, rief eine Stimme, erst unser buckeliger Hercules! Da setzt Euch! Euer Bart ist die Nacht vor Kummer um einen Zoll gewachsen. Ha, ha, ha! lachte ein anderer, und der, der eben gesprochen hatte, sagte wieder: Ein guter Vorschmack für künftige Zeiten! Herr Zipfel, geben Sie uns Waschwasser. Ich komme mir vor, als wär' ich meiner am ganzen Leibe nicht mehr sicher. Was haben Sie denn gehabt? Wo kommen Sie denn her, meine Herren! erscholl Zipfel's Stimme, und deutlich konnte man das Plätschern des Wassers hören, das er aus einem Kruge in die Schüssel goß. Vom Profosamt! Wir haben die Nacht sitzen müssen! Alle drei, die wir hier stehen, lagen wir auf zwei Pritschen, die wir zusammenrückten, um uns vor dem menschlichen und thierischen Gesindel zu schützen, das in einer solchen Warteanstalt sich Guten Tag sagt. Warteanstalt? Wie so Warteanstalt? Und Gesindel? — Im Profosamt, diese Nacht, wir alle drei! Alberti, ich und da unser stämmig Hochland. — Vierzig bis funfzig Fledermäuse fanden sich beim Kehraus mit ein, aber auch Nachteulen, Zipfel, Schuhus, die mit einem Hallo empfangen wurden — — Meine Herren, ich verstehe immer noch nicht . . .

Einer der Kunden des Herrn Zipfel erzählte jetzt, sie hätten gestern Abend einen Böller aus der Willing'schen Fabrik bei einem ländlichen Feuerwerk benutzt und ihn des Abends längs der Stadtmauer mit sich wieder zurücknehmen wollen. Der da, sie zeigten wol auf Danebrand, trug ihn frank und frei auf den

Schultern. Da hätte sie an einem Thore die Wache angehalten. Ihre Aussagen wegen ihrer Pulvervorräthe und ihres Böllers wären verdächtig erschienen. Man hätte sie arretirt, aufs Profosamt gebracht, und erst heute Morgen wären sie von dem Assessor Müller mit einem Verweis entlassen worden. Der Böller steht noch auf der Thorwache, sagte der Erzähler. Erst heut Abend soll er in einem verschlossenen Kasten abgeholt werden.

Hackert hatte unwillkürlich während dieser Erzählung nach seinem Verzeichniß verdächtiger Arbeiter gegriffen und sah neben Alberti, Heusrück auch Danebrand. . . . Er gedachte Danebrand's Hülfe in jener verhängnißvollen Nacht. Die beiden andern jungen Männer, die ihn gleichfalls gegen die Knechte Lasally's geschützt hatten, spotteten über Danebrand's Ruhe, der bei ihren Verwünschungen der Regierung, ihren jugendlichen Drohreden und der Erklärung, im Maschinenbauverein auf Genugthuung anzutragen, still und gelassen blieb und nur hörbar wurde, als man den Unterhaltungsstoff sammelnden Herrn Zipfel bezahlte. Hier ist Ihr Zilberchroschen! sagte Danebrand in seiner feinen Küstenaussprache und ging mit den lachenden Gesellen aus dem Laden des mit Thatsachen befruchteten Barbiers von dannen.

Frau Zipfel, die eben den Kaffee ihres Miethers abräumte und ein instructives Gespräch anknüpfen wollte, bekam von Hackert nur kurze, schnöde Antwort. Er gehörte zu den Naturen, die immer nach der Regung hin, die ihr Inneres empfängt, ganz hinüberfallen und, indem sie an einer Stelle heilen und gut machen wollen, nicht wissen, daß sie inzwischen schon an einer andern Stelle verletzen. Er wollte die wüsten Reden der Arbeiter nicht denunciren, aber der Frau Zipfel gab er fast einen Fußtritt. Wenn Hackerten Unmuth überfiel, so machte er ihm physischen Schmerz, für den er sich am Nächsten rächte. Wenn er sich selbst züchtigen mochte, züchtigte er andere. Religion und

Grausamkeit sind seit Jahrtausenden verwandt. Hier ist Ihr Zilberchroschen! wiederholte er spottend. Ja, gute Luise, ich weiß, schon diese Aussprache ist eine Qual für dich! Du hast nichts in dir, was nur säuseln und das St weich aussprechen hören will. Dir soll es donnern, durch alle Wolken wettern, im Sturme willst du lieben und im Blitze küssest du, und ein Gewitter macht dich vielleicht schön! . . . Luisen hätt' er die Anwesenheit bei der Stiftung des Bundes der Ritter vom Geiste gewünscht, ihr hätte er die Wucht der Worte, ihr den Schwung der Ahnungen gegönnt, die ihm . . . lächerlich vorkamen. Ihr Geisteskreuzfahrer! sagte er. Was wißt ihr von unserm Lebensfluch? Wißt ihr, in welchen Banden wir liegen? Was ist Nachtwandeln? Wer treibt uns aus uns selbst hinaus, während unsere Sinne schlafen, und läßt uns Handlungen begehen, von denen unser Bewußtsein nichts weiß? Es gibt keinen Geist. Materie ist alles. Atome, die sich durcheinanderwirbeln, kopfübern, auffressen, die bilden die Welt. Ihre Friction, ihr Flimmern, ihr Zittern und Tanzen und Jagen ist das Leben. Die Lust der Bewegung ist das Leben, der Stillstand ist Schmerz und Tod. Wir summen und brummen und schnurren so hin wie die Käfer! Ein Platzregen, und alles hat ein Ende. . . . Und trotz dieser Abspannung konnte Hackert laut lachen, als Zipfel eben zu einem Kunden nebenan sagte: Nun, wissen Sie's schon? Es ist richtig! Die Willing'schen Arbeiter — Alles fertig! — Gestern Abend eine Kanone heimlich mit sich gefahren — um die Stadtmauer herum . . . Artillerie in solchen Händen . . . es wird gut werden!

Und als sich Hackert angekleidet hatte und selbst zu Zipfel hinüberging, um sich seine Barthärchen, die nur dünn und spärlich von der Natur gesäet waren, abnehmen zu lassen, fragte ihn Zipfel: Ja, Herr Hackert, Sie haben's wol schon gehört von den Willing'schen Arbeitern?

Nichts hab' ich gehört! sagte Hackert mit der Selbstbeherrschung, die ihm immer zu Gebote stand. Was ist?

Ihnen darf man's eigentlich nicht stecken, bemerkte Zipfel und strich, um Zeit zu gewinnen, sein Messer.

Was nicht? Warum mir nicht?

Wer der Polizei so nahe steht wie —

Wegen Herrn Pax? sagte Hackert ruhig. Das ist meiner Mutter Stiefvetter. Er sorgt für mich wie ein Vormund. Dessentwegen . . .

Ihrer Mutter Stiefvetter?

Verwandtschaft dreizehnten Grades.

Zipfel hatte eine Thatsache mehr. Er mußte sich nun aussprechen, damit das Gefäß nicht überfloß. Ja! sagte er, die Willing'schen Arbeiter sind ja gestern Nacht mit drei Kanonen um die Stadtmauer gezogen. Und wissen Sie, wo sie die hernehmen? Da heißt's immer, es werden Gasröhren gegossen. Schöne Gasröhren! Pure Kanonenläufe! Nichts als Kanonenläufe! Auf Laffetten gelegt, sind die Geschütze fertig. Sagen Sie aber nichts dem Herrn Stiefvetter!

Hackert wünschte, als die Procedur des Barbierens vorüber war, einiges über die Ministerkrisis zu wissen. Heute wird's reif, aber fertig ist's noch nicht! sagte Zipfel diplomatisch, nahm sein Rasirzeug, band es zusammen, setzte den Hut auf und erklärte, Hackerten begleiten zu wollen. Er käme nun erst an die rechten Quellen. . . .

Wir überlassen ihn seinen Studien, die ihn auch zu den Gebrüdern Wildungen führten, deren Begegnisse am Morgen nach jener Nacht im Rathskeller wir kennen.

Hackert schlug seinen Weg zu Schmelzing ein, den er schon im Begriff fand, seine Bleistiftnotizen ins Reine zu schreiben. Schmelzing wohnte in seinem neuen Logis besser als Hackert. Er besaß nicht die cynische Verachtung alles Luxus wie dieser, der gerade in seiner Unfähigkeit, ohne Bedienung ordentlich und

sauber zu erscheinen, etwas Vornehmes hatte. Schmelzing glänzte sich selbst seine Stiefeln, bürstete sich selbst seinen Rock, nähte ihn auch zuweilen, und war für seine Verhältnisse so glatt geschniegelt wie seine Handschrift. Aber heute fand ihn Hackert doch noch in Unordnung. Diese verwirrte Nacht hatte den geriebenen, seiner mit subtilstem Egoismus pflegenden alten Jüngling gelinde außer Fassung gebracht. Er empfing seinen Collegen heute fast mit unartikulirten Vorwürfen und erklärte, nie wieder mit ihm gemeinschaftlich „operiren" zu können.

Was wollen Sie denn? fragte Hackert den Jammernden.

Ihre Narrenspossen haben mich fast um den Verstand gebracht. Die Frauen sind meine schwache Seite, und ich muß Sie in der That bitten, wenn wir in Amtsgeschäften sind, nie, nie wieder auf das andere Geschlecht zurückzukommen.

Aber, Sie undankbarer Zurückgekommener! rief Hackert und zeigte auf eine lang ausgebreitete Pergamenttafel voller Notizen, Sie haben ja die beste Verschwörung von der Welt auf dem Leder! Was hab' Ich denn? An dem einen Kreuz, wo die beiden Damen, die nach Eau-de-Cologne —

Schweigen Sie jetzt, Hackert!

Die eine, die Schwarze, die er Aspasia nannte — wissen Sie, Schmelzing, die mit —

Ich bringe Sie um!

Sie bringen sich selbst um, wenn Sie Ihre weiße Halsbinde so coquett schnüren. Wollen Sie sich Blut in die Wangen lügen? Blasser Teint steht Ihnen viel interessanter.

Was wird Pax sagen! Ich hoffte einmal auf seine Empfehlung als Kammerstenograph!

Aber, mein würdigster Kanzleirath, was bleibt mir denn erst übrig? Ich habe mit einem Gespenst gesprochen! Bei Verschwörungen statuirt die Polizei keine Gespenster! Für Gespenster gibt es keine Diäten! Schöne Halsbinde, Schmelzing! Wo lassen Sie waschen? Ihre Wäscherin . . .

Schmelzing, aufkichernd, brach dies Thema ab und verlangte eine Mittheilung über die sonderbare Erscheinung des grauen Mannes. Hackert gab ihm nach einigen dämonologischen Neckereien zuletzt eine rationalistische Lösung. Er sprach geradezu von Dieben und von der Nothwendigkeit, diese der Stadt so wichtigen Räume unter eine bessere Aufsicht zu stellen. Er schloß seine Mittheilung damit, daß er nicht mehr mit in das Archiv ginge, und blickte nun auf Schmelzing's Errungenschaft, seine beschriebene Eselshaut. . . .

Sie stenographiren nach der süddeutschen Methode? sagte er. Ich war noch nie in Schwaben und finde mich nicht in Ihrem Gewimmel zurecht. . . .

Indem klopfte es stark, und mit dem Klopfen zugleich trat in Eile der Obercommissar Pax ein.

Schmelzing hätte fast den Aerme seines Fracks zerrissen, den er eben anziehen wollte, während er auch schon nach einem Stuhle griff. Hackert nahm die Cigarre aus dem Munde, die Hände aus den Beinkleidertaschen . . . sonst aber blieb er unerschrocken und phlegmatisch. Es sollte Bericht erstattet werden.

Zweites Kapitel.

Dämmerungen.

Aber, meine Herren, begann Pax, was ist das? Ich erwartete Sie längst! Eine so wichtige Mission! Wo sind Ihre Aufzeichnungen! Was haben sie für Resultate?

Schmelzing zeigte mit Verlegenheit auf das von ihm be-

schriebene Pergament und sah hülfeflehend Hackerten an, der mit aller Ruhe das Wort ergriff: Denken Sie sich! Wir fanden ja statt nur eines zuletzt drei Kreuze erhellt, Herr Obercommissar! Ueber jeder der drei Zellen wurden Dinge gesprochen, die des Anhörens werth waren.

Der Obercommissar schien sehr erfreut.

In der einen saßen zwei griechische Damen, sagte Hackert, und ein . . . ein lateinischer Herr —

Ich weiß, sagte Pax lächelnd. Die eine Zelle war von dem phantastischen Pfarrer Guido Stromer besetzt, der hier jetzt in Begleitung zweier Fräuleins Wandstabler die Wildheit austobt von der kein Mensch begreift, wie er jahrelang auf seinem Dorfe sie hat bändigen können. Es wird nöthig sein, den Mann zu warnen.

Waren es wirklich die Wandstablers? sagte Hackert erstaunt. Ja, fragen Sie Schmelzing, dieser Herr hat sich, soweit es mit Gefahr, die Augenlider zu verbrennen, zu hören möglich war, so in wissenschaftliche Untersuchungen über die Liebe ergangen, daß Schmelzing in seinen edelsten Grundsätzen wankend wurde und sich selbst gern ins Türkische übersetzt hätte, wenn . . .

Ich will nicht hoffen, unterbrach Pax, daß Sie dies Stelldichein eines unbesonnenen Mannes, den der Genuß des Residenzlebens um Vernunft und Vorsicht zu bringen scheint, gestört hat, an der Hauptstelle Acht zu geben.

Nein, fuhr Hackert als Wortführer fort, Schmelzing verachtet den sogenannten Pantheismus, den sogar Propst Gelbsattel an Schlurck's Tische proclamirte, wenn der Champagner kam. Ich beredete ihn, weiter entfernt beim dritten Kreuze Platz zu nehmen.

Beim dritten Kreuze? rief Pax, der Bildung seines Schützlings sich freuend, aber doch betroffen. Da, wo General Voland von der Hahnenfeder saß, den man wohl erkannt hat trotz seines Mantels, in den er sich wie in eine Kutte hüllte. . . .

Es war ein Franzose mit ihm! sagte Schmelzing rasch, um sich zu rechtfertigen.

Und Propst Gelbsattel, dessen helltönende Dessertstimme ich kenne, verlangte dem General zu Ehren Lacrymä Christi . . . ergänzte Hackert.

Ein Franzose, bestätigte Pax. Sollte es wirklich Sylvestre Rafflard gewesen sein? Uebrigens, darauf kommt wenig an. Ich hoffe, daß der Irrthum bald entdeckt wurde und — aha, da liegen Schmelzing's Scripturen. Haben Sie Acht gegeben, was besonders Major Werdeck äußerte?

O vollkommen, sagte Hackert, die Frage entschlossen auf sich beziehend. Ich postirte mich über der mittlern Zelle, wo sich etwa fünf Gäste zu unterhalten schienen —

Sie ganz allein? Sind das Ihre Aufzeichnungen, Hackert? Sehr unleserlich!

Hackert hatte seine Brieftasche hervorgezogen, in der allerlei verworrenes Durcheinander verzeichnet stand.

Die Herren sprachen sehr rasch, entschuldigte sich Schmelzing stotternd, und der Franzose wurde vollends von einem so hektischen Husten öfter unterbrochen —

Hektischen Husten? Der junge Louis Armand?

Ich meine, der Professor —

Der Professor? Welcher Professor?

An dem dritten Kreuz —

Sie haben doch nicht —

Schmelzing hat alles, was die drei Herren unter dem dritten Kreuz über die Jesuiten und ihren zukünftigen Einfluß auf Deutschland sagten, hier aufgeschrieben. . . .

Aber, mein Gott — Wer will denn etwas von den Jesuiten wissen! Was haben Sie denn gemacht! Die fünf! Was hat denn zum Teufel der Major Werdeck gesagt? Hackert!

Erlauben Sie, Herr Obercommissar, sagte Hackert. Bei den fünfen war ich und habe nur wenig nachgeschrieben, weil ich

bessere Ohren und ein besseres Gedächtniß habe als Schmelzing, dem ich die drei Jesuiten ließ als die wichtigsten.

Pax gerieth in den äußersten Zorn. Er lief im kleinen Zimmer auf und ab, fluchte und wetterte und erklärte, daß ihm mündliche Berichte nichts helfen könnten. Und als Hackert gar anfing zu erklären, jene fünf hätten sich Charaden aufgegeben, sich in geisthaschenden Betrachtungen über die Blume der Weine, die sie tranken, zu überbieten gesucht, Frauentugenden analysirt, Universitätsanekdoten so breit erzählt, wie sie Melanie Schlurck immer vom Tische des Justizraths verjagt hätten, fuhr Pax auf: Hackert, Sie belügen mich!

Herr Obercommissar! — warf sich Hackert in die Brust. Schmelzing, haben Sie nicht gehört, daß man von dem Geiste der Weine und immer über und durch die Blume sprach?

Schmelzing hatte von dem Worte Geist eine Erinnerung und behauptete dies gefährliche Wort sehr oft gehört zu haben.

Pax fixirte Hackerten aufs schärfste.

Ich versichere Sie, wiederholte Hackert, daß wir beide nur gehört haben, wie man von Geistern so viel sprach, daß wir Gespensterfurcht bekamen. Was, Schmelzing? Nicht wahr? Der Geist muß regieren, sagten sie und setzten alle Könige ab. Das thaten sie. Einen Thron bauten sie von Gedanken und behingen ihn mit Spinneweben und unsichtbaren Staubfädchen. Die Armeen schafften sie ab und wollten nur noch Schilderhäuser, die nicht größer wären als hohle Krebs- oder Nußschalen. Polizei dürfe es gar nicht mehr geben, weil die Diebe nicht zu stehlen brauchten, da allen alles gehörte —

Also Communismus, sagte Pax, der sich über diese wichtige Zeitfrage zur Noth durch kleine confiscirte Schriftchen orientirt hatte. Und Schmelzing sperrte staunend den Mund auf, froh, daß Hackert die Verantwortlichkeit dieses Dienstversehens nun allein trug.

Fahren Sie fort! sagte Pax.

Sie machten alles gemeinschaftlich, diese fünf, zuletzt, ich versichere Sie's, zuletzt auch die Rechnung. Niemand bezahlte für sich, sondern die verschiedenen Geschmäcke wurden in einen zusammengezogen, dann mit fünf dividirt, und auf jeden kam, einschließlich mehrerer Beefsteaks, ein Thaler und fünfundzwanzig Silbergroschen.

Bax stampfte mit dem Fuß auf und schleuderte Hackert's Brieftasche von sich.

Aber ich versichere Sie, Herr Obercommissar, die Parole hieß: Geist! Hier — Hackert griff in seine Brieftasche — hier steht's ja. Der eine sagte: Geist ist der Herrscher des Weltalls und der Meister des Teufels und die Dampfkraft in der Locomotive: Mensch genannt. Erst greift der Mensch als Wickel-, Windel-, Fallhutkind um sich und begreift, was er faßt, begreift seine Beulen und versteht, was ihm ansteht, als Eßgegenstand. Aneignung durch den Mund ist die erste Kritik der reifern Vernunft. Dann ... Hackert improvisirte so fort ... dann trennt das Kind eins vom andern, das Naschbare vom Unnaschbaren, und theilt es und urtheilt. Ueber das Urtheilen machte man Wortwitze, wie ich sie bei Schlurck hörte, wenn Universitäts-Professoren gebeten waren und an einer Gänseleberpastete durch die Zunge die Urbestandtheile herausschmecken wollten. Ein berühmter Professor, den Schlurck auf den Händen trug, weil er immer sagte: Alles, was ist, ist vernünftig, der alte Herr nahm einmal von diesen Ur-Theilen so viel auf einmal in sich auf, daß er am folgenden Morgen an einer Indigestion verstorben war, worüber Schlurck sagte: Das erste Ist, das doch unvernünftig war! Dann hieß es unter dem mittlern Kreuz: Es gäbe einen wahren Geist und einen falschen, echte Moral und falsche und das innere Gesetz, darin fand ich Gefährliches, das innere Gesetz stünde über dem äußern. Man bezeichnete gerade nicht die Polizei als die Gegnerin des innern Gesetzes, allein sie sagten, sie wollten einen Liebesbund

schließen, wo alle sich mit geistigen Waffen schlagen sollten und in Harnisch gerathen nicht mehr aus persönlichem Interesse, nicht mehr aus persönlicher Leidenschaft, sondern nur aus Ueberzeugung und um des innern Denkens willen. Ich rufe Schmelzing zum Zeugen. Diese fünf Menschen waren mit der ganzen Welt zerfallen und wußten nichts zu loben, nichts, gar nichts, als höchstens des Rathskellermeisters Weinkarte.

Pax durchflog, während Hackert in dieser Weise flunkerte, das Pergament Schmelzing's und dessen Abschrift. Er fand hier in der That reellere Dinge, wirkliche Namen, Zustände, Beziehungen. . . . Kommen Sie zum Präsidenten, sagte er endlich. Ich sehe doch, es sind wichtige Namen da genannt worden, und so gewagt es sein kann, hochstehende, bei Hofe verehrte Männer, wie den General Voland von der Hahnenfeder und den Propst Gelbsattel, in ihren geheimen Aeußerungen zu belauschen, so weiß man doch nicht, welches Ende unsere Ministerkrisis nimmt. Der General hat es abgelehnt, mit dem Fürsten von Hohenberg ein Ministerium zu bilden. Professor Rafflard ist uns längst schon verdächtig. Der Präsident wird zornig sein, daß wir über Werdeck nichts Genaueres fischten, nichts über diesen gefährlichen Leidenfrost; ich hoffe aber, diese Notizen machen es gut. Ich nehme sie mit. Kommen Sie um zehn Uhr zum Präsidenten, Schmelzing, damit Sie alles dechiffriren!

Schmelzing war glückselig. Er hatte unfehlbar einen Sieg über Hackert errungen, diesem die verfehlte Expedition zugeschoben, Brauchbares durch Zufall entdeckt. Doch nahm Pax auch von Hackert, seinem jüngstgeworbenen geheimen Agenten, mit Schonung und sichtlichem Wohlwollen Abschied. Er bot beiden Schreibern Geld an, das sie nahmen. Er forderte sie streng auf, jede nähere Beziehung zur Polizei noch für einige Zeit zu verbergen, es würde bald die Zeit kommen, wo sie vorwärts rücken könnten und, wenn sie wollten, Dienstabzeichen tragen dürften. Noch dictirte er ihnen einige Namen zu den Listen

verdächtiger Personen, die sie schon bei sich führten; es befand sich der eines Engländers Namens Murray darunter. Schließlich gab er ihnen verschiedene Eintrittskarten an öffentliche Orte, besonders in Ausstellungen, in Museen, Concerte, auch eine immerwährende Gastkarte in die großen und kleinen Versammlungen des Neubundes, weniger um verdächtige, dort nicht fallende Aeußerungen zu überwachen, als sich in derjenigen Gesinnung zu stärken, die allein der Stachel und Sporn wäre, ihrem Berufe mit Eifer und Hingebung zu folgen, und besonders eine innere Scheu des Angebens überwinden zu lernen.

Pax verließ sie. Schmelzing war froh, so gut davongekommen zu sein, und konnte nicht begreifen, wie Hackert, der doch auch gefehlt hatte, losbrach: Die ewige Angeberei! Hol' die der Teufel! Ich hatte geglaubt, Pax würde uns da anstellen, wo man erfährt, wo heimlich gespielt, wo der beste Punsch gebraut wird, die hübschesten Mädchen ohne Erlaubniß zu lieben wagen. Das Departement der öffentlichen Tugend, dacht' ich, würde Ihnen, Schmelzing, anvertraut werden, daß auf dem Trottoir uns die eleganteften Damen im Vorübergehen zuflüsterten: Guten Tag, Schmelzing, kennen Sie mich um Gottes willen hier nicht, Schmelzing! Himmlischer, süßer Schmelzing, unter dessen Controle ich stehe, der bei mir aus- und eingehen darf, bei Tag und bei Nacht — Süßer, himmlischer Schmelzing mit der weißen Halsbinde — Schmelzing lachte hellauf. Er hatte seinen Hut genommen, drängte Hackerten zur Thür hinaus, schloß seinen Käfig zu und bat nur, unaufhörlich kichernd, ihn mit dem „andern Geschlecht" nicht zu furchtbar aufzuregen. Er müsse zum Präsidenten und sich sammeln. . . .

Unten auf der Straße trennten sie sich.

Hackert schob die Hände in die Beinkleidertaschen, raunte die nächste rauchende Person mit einem Pardon! an, bat um Feuer, und schlenderte, ein Tagedieb, den lebhaftern Gassen zu. Er wollte erst Siegbert besuchen, um ihn zu warnen, führte aber

diese gute Regung nicht aus, da sie ihm jetzt unnöthig schien. Nun wollt' er zu dem alten grauen Hause, das Schlurck bewohnte, wollte sich erkundigen, wie es um Bartusch stünde, wollte einmal den Versuch machen, Schlurck selbst zu begrüßen, dem er seit seiner Untersuchung in Sachen des Bildes der Fürstin Amanda von Hohenberg imponirte. Er war voll Uebermuth und Trotz.

Als er wirklich vor dem alten, mit dem Kreuze bezeichneten Hause stand, blickte er schielend zu den Fenstern auf, hinter denen Melanie wohnte. Wie rannen da alle seine chaotischen, nicht guten, nicht völlig bösen Empfindungen in dem einen starken mächtigen Strom zusammen: Vergangenheit! Seit jener Nacht, wo ihm Melanie im Wagen versprochen hatte, Lasally von einer Untersuchung abzubringen, mit der der ergrimmte Freier ihn bedrohte, hatte er einerseits das Versprechen geben müssen, auch nun für ewig von ihr zu lassen und ihre Bahnen nicht mehr mit seinen schreckhaften Erinnerungen an Kinderglück zu durchkreuzen. Hackert, hatte ihm Melanie damals gesagt, du weißt sehr wohl, daß ich über meine Zukunft eine ernste Betrachtung anzustellen habe und mich nicht blindlings an den ersten besten der vielen, die mir huldigen, verschenken kann. Und Hackert schwur damals, was Melanie begehrte. Berauscht von Liebkosungen, die er ungroßmüthig ertrotzte, war er nach Hause geschwankt, hatte die Brüder Wildungen, Luise Eisold, Bartusch verhöhnt, war auf den Fortunaball gerast, hatte seiner verlorenen Natur den Zügel schießen lassen, bis ihn der Fluch seines Daseins, wie er sein Traumwandeln nannte, im Augenblicke der Erschöpfung strafte und ihn zum jammervollen Spott der Menschen aufs neue mitten im Glückstaumel niederwarf. Um zu vergessen, war er den Anerbietungen des Obercommissars gefolgt. Die feige Verzweiflung, die ihn zuweilen erfassen konnte, hatte ihm den Muth gegeben, bis dahin alles zu thun, was man von ihm verlangte. Nun kamen wol schon

lichtere Augenblicke über ihn. Mitten in der wüsten Lebensart, die er jetzt, wo er doppelt Geld hatte, am wenigsten ließ, überkam ihn wol ein Gefühl verzweifelnder Wehmuth. Da setzte er sich in den Trinkstuben hin, warf einen Papierschein auf den Tisch, nahm das Geld nicht auf, das er wieder herausbekam; er hasse das schmuzige Metall, sagte er, es mache ihm Krämpfe in den Fingern. Er trank, kam durch die Aufregung, die der Wein mehrte, in einen Zustand verbissener Wuth, verletzte jeden, der sich ihm nahen wollte, und hatte doch meist die Kraft nicht, die Folgen, die seine entfesselte Wildheit nach sich zog, auszukämpfen. Man warf ihn da, wo er wie ein König eingetreten war, wie einen Bettler zur Thür hinaus. Und es sprang ihm niemand bei. Es schloß sich ihm niemand an. Niemand faßte zu seinem Wesen Vertrauen. Er konnte dann stundenlang sitzen, das Haupt aufgestemmt und ergrimmte Glossen hin- und herschleudernd. Man kannte ihn schon und belustigte sich an ihm. Seine Grundanschauung war die, jeden für irgendwie schlecht zu halten. Wenn er ganz mit sich in Verfall gerieth, ging er vor die Thore, setzte sich an die Spielplätze der Kinder, sah deren Treiben zu und wollte sich auch schon aus dem die Eitelkeit, die Gewaltthat, den Eigennutz früh herausmerzen. Wie Timon dann alle verwünschend, alle hassend, rannte er in die Felder, in die Vorstadtgassen und endete gewöhnlich damit, daß er sich zuletzt zu den Verworfensten ihres Geschlechts flüchtete, mit diesen tobte, fluchte, philosophirte, gerade als wenn er aus dem Schlamm erst heraus nach Licht und Poesie rang. In dieser Sphäre hielt man ihn für verrückt.

Dem Schlurck'schen Hause lag ein Café gegenüber. In diesem saß er schon seit seinem Bruch mit der Familie oft tagelang und belästigte des Justizraths Fenster durch freche Blicke. Auch heute wollte er schon in aller Frühe in das Café eintreten und den unerquicklichen Dunst und Staub, den eine Herberge am frühen Morgen darbietet, einathmen, als er Jeannetten aus

dem Schlurck'schen Hause treten sah. Sie hatte einen der herbstlichen Jahreszeit entsprechenden Mantel um und sah fast ergrimmt, fast bissig, jedenfalls sehr finster aus. Trotz dieser Witterung, die er gleich spürte, wagte sich Hackert an seine Feindin, grüßte sie und stellte, die Cigarre halb aus dem Munde nehmend, mit dem Hut auf dem einen Ohr, sich ihr dicht in den Weg. Zwei Menschen das, die Gott nur zu Rädern für fremden Willen geschaffen zu haben scheint, zu ohnmächtigen Werkzeugen fremder Kraft, und gerade die wollen erst recht selber im Leben regieren, wollen gerade im Dienen herrschen und herrschen wirklich!

Nachtvogel! war Hackert's Gruß, und Tagedieb! Jeannetten's Antwort.

Blas' er seinen Qualm nicht ehrlichen Leuten ins Gesicht!

Mamsell hat Angst um ihre glatte Haut! Herbst wird's? Tragen Sie doch einen Schleier! Ihr Teint springt auf trotz Gold-Cream, der Ihnen da von der Nacht noch an der Nase glänzt!

Jeannette besann sich, ob sie so fortfahren sollte. Eine Stimme sagte ihr: Die Feinde deiner Feinde sollten deine Freunde sein! Und so begann sie: Hackert, die Zeiten, wo Sie im Hause waren, sind nicht mehr.

Hackert war nicht sentimental. Am wenigsten liebte er die gefühlvollen Kammerzofen. Sie weinen ja? sagte er. Thränen wie Zwetschen so dick, Thränen, wie Roßäpfel von Ihrem himmlischen Herrn Lasally! Lumpenvolk!

Denken Sie doch nicht mehr an den Abend in der Fortuna, Hackert, lenkte die Kammerzofe ein. Neumann hat's bitter empfunden. Sie hatten mich durch Ihre schändliche Plauderei wegen dem falschen Prinzen um meinen Platz gebracht. Sie hätten den Zorn sehen sollen, wie Melanie nach Hause kam von Frau von Harder — gleich mir aufgesagt — Und wir wissen doch, Hackert — wir wissen doch —

Schnurr du und noch ein Spinnrad! äffte Hackert das rasche Plaudern der Zofe nach. Bist ja im Haus geblieben, edles Wesen! Der süße Bartusch und die Wassernixe, die Frau Justizräthin, warfen dich ja nicht zum Tempel hinaus, ließen dich ja bei Neumann, seinen Ohrringen und seinem Backenbart! Schlurck kann ja auch nicht den Geruch von jedem Frauenzimmer vertragen. — So sind Sie geblieben. Was stört denn nun jetzt da drinnen die schöne Landschaft?

Jeannette zog Hackerten vorwärts in eine minder belebte kleine Seitengasse. Hier begann sie eine Mittheilung über Schlurck's neuerdings erlebte Unglücksfälle. Die Verwaltung der Hohenberg'schen Güter wäre ihm genommen, die Administration der städtischen Häuser wäre vom Magistrat neu untersucht worden, und es hieße, sie käme auch aus Schlurck's Händen. Schlurck lasse die Flügel schrecklich hängen und gestehe ein . . . denken Sie sich, Hackert! . . . daß er alt würde! Die Justizräthin wäre wasserscheu . . . das wollte viel sagen. . . . Und Bartusch . . .

Nun?

Heut Morgen in aller Frühe klingelt's, und in einem Fiaker bringen sie den Alten auch todkrank und elend. . . . Wer weiß, welche Gosse über ihn ausgeschüttet wurde!

Hackert forschte. . . .

Es mußte zu Drommeldey geschickt werden, der gleich beim Eintreten sagte: Bartusch, Sie schauen ja aus, als hätten Sie Geister gesehen! Kurz und gut . . . Ich sage Ihnen, Hackert, wo ist die schöne Zeit hin, als wir in Hohenberg waren! Die Lust! Die Seligkeit damals in dem Schloß!

Ich schlief auf der Wiese unter den Fröschen. . . . Wer freilich bei Ihnen . . .

Hackert! . . . Ich sage Ihnen, Melanie ist nicht mehr zum Erkennen —

Wie so? Sie hat ja nun doch den rechten Prinzen Egon!

Sie wissen's also auch? Alle Leute sagen's. Ich mag sie nicht fragen — sie ist mir nicht wieder grün geworden. Von Hohenberg will sie nichts wissen . . . immer ernst — immer nachdenklich — immer Musik jetzt und Lektüre und melancholisch. . . .

Und nun begannen diese Menschen eine Kritik der Verhältnisse Schlurck's, des Prinzen, der bekannten Armuth des letztern, bis Hackert mit den Worten einfiel: Ich sehe unsern Alten noch mit der Prise in der Hand in Lasally's Circus die Honneurs machen und mit ein paar alten steifen Mähren das Gnadenbrot um die Wette essen. Wie geht's denn Sr. getauften Lordschaft?

Jeannette sprach in gemessensten Ausdrücken von Lasally, seinem ehrenwerthen vielverkannten Charakter, worüber sie fast den Faden ihrer Mittheilung verlor. Dazu das Drängen in der engen Gasse, die Aufregung der Menschen, das Gewühl eines nahe liegenden Frühmarkts. An einer Straßenecke lasen die Leute angeschlagen, daß Fürst Egon von Hohenberg Minister geworden. Hackert griff diese Nachricht auf. Hören Sie doch! Prinz Egon Minister! Jeannette verwunderte sich, hielt eine solche Beförderung für eine Degradation, einen wirklichen Beweis der Armuth des Prinzen. . . . O weh! sagte sie. Und heute, heute muß der Justizrath zehntausend Thaler an Lasally zahlen. . . . Das alles an einem Tage!

Hackert erstaunte über die Zahlung an Lasally. Er kannte Schlurck's Geldverhältnisse besser als selbst die Justizräthin. Was für zehntausend Thaler? fragte er.

Jeannette berichtete von einer schrecklichen Scene, wo Lasally sich und allen den Tod gewünscht hätte. Er wäre ruinirt, er hätte auf diese Heirath gehofft, er hätte sich lächerlich gemacht durch seine Langmuth; er hätte den letzten Beweis seiner Geduld in der Sache gegen Hackert gegeben. . . . Ja, Fritz, sagte Jeannette, er will Sie doch noch an den Galgen bringen. Neu-

mann sagt, Sie wären's auch werth. . . . Man müßte Sie eigentlich auf ein wildes Pferd binden und dann . . .

Doch wol nur das Pferd peitschen und nicht mich? fiel Hackert grimmig ein. Ich rath' euch Gutes! Ich hab' eine Wuth auf Pferde, und Lasally's rath' ich die Hufeisen verkehrt anzunageln, daß ich nicht weiß, wohin er mit ihnen ausreitet — Lasally's mein' ich.

Jeannette schauderte vor dem jungen Mann, den sie jetzt bös, tückisch nannte. Seine Augen zuckten. Seine Gesichtsmuskeln bewegten sich krampfhaft. Jeannette sagte ihm rasch, daß Schlurck keinen Kutscher mehr halten könne und ihr selbst gerathen hätte, zu Lasally zu gehen, bei dem für Neumann zu sprechen. Lasally würde sich jetzt sehr großartig einrichten, würde Leute brauchen. Eben ginge sie zu ihm, um ihm die Dienste ihres Verlobten anzubieten. . . . Sie wisse zwar . . . Damit unterbrach sie sich selbst, denn Hackert ging fast taumelnd, fast abwesend neben ihr her. Sie sprach schon nichts mehr, er schwieg. So durchschritten sie fast die ganze Stadt, zum Schrecken der Zofe, die sich in der einsamen Thorgegend vor Hackert's plötzlicher Träumerei, wahrscheinlich der Erinnerung an seinen Lasally zugefügten Frevel, fürchtete. Zuletzt standen beide vor dem Eingang in die Reitbahn Lasally's. Hackert erschrak, als er aufblickte. Jeannette hatte längst gefürchtet, daß sich Hackert einer gefährlichen Gegend nahte. Er sammelte sich und murmelte zum Abschied so hin, sie würde Lasally in einer türkischen Kleidung finden, eine gelbe Meerschaumspitze im Munde, einen türkischen Fes auf dem Kopfe, rothe Hosen an, gelbe Stiefel, Schlafrock von Sammet mit Schnüren. Wie ein Pascha würde er sie empfangen und sie würde ihm die gelben Stiefeln küssen dürfen, seine Hände, seine Ohrzipfel, und todt und kalt würde der Pascha sagen: Dein künftiger Mann ist ein Schafskopf, doch soll er die Stelle haben, setzen Sie sich, Fräulein! Parlez-vous français? . . . Jeannette lachte, huschte

davon. Scheu entfernte sich Hackert von einem Ort, der ihn an ein Verbrechen erinnerte.

Hackert floh fast. Als er sich in Sicherheit glaubte, sah er um sich. Er war erschöpft. Da stand ein Brunnen, der hier in der Vorstadt in ländlicher Weise mit einem Wassertrog für die Ausspannungen, die vorüberziehenden Viehheerden versehen war. Die Bäume hier und dort auf dem großen Vorstadtplatze waren entlaubt, die Luft schnitt kalt und fröstelnd genug. Herbstlich sah's auch in Hackert's Innerm aus. Fehler, Irrthümer, begangene Frevel vergibt sich die Jugend sehr bald. Aber um so gewaltsamer, je weniger sie davon merkt, nagt an ihr die zu frühe Erkenntniß. Daß diese Person, diese Jeannette, nun zu einem Don Juan ging und für ihren Bräutigam um eine Anstellung bat, durchschaute er zu offen mit allen Folgen. Die verbitterte Auffassung der Menschen überzieht das ganze Leben mit aschgrauen Farben, und worin anders wurzelt die verzweifelte Freudlosigkeit des verdorbenen Großstädters, seine Wuth nach Aenderung seiner Lage, seine in der Gefahr dann doch wieder elende Gesinnungslosigkeit, als in diesem zeitigen Erkennen aller Endlichkeit unserer Natur, in dem höhnischen Schlechtnehmen und Schlechtdeuten jeder fremden menschlichen Regung und Unternehmung? Hackert sah alles vergiftet von Selbstsucht. Die Kinder auf der Straße schienen ihm schlecht, die Thiere, die Hühner, die Gänse um ihn her, die nach dem Futter aus den Kornwägen, den Resten der Pferdemahlzeiten haschten, schienen ihm bewußt erbärmlich; ja selbst dem Wasser in dem Trog, auf dessen Rande er saß die Beine baumelnd, sah er mit mistrauischer Bitterkeit nach, als wär' es das ewige Symbol der treulosesten, dahinrinnenden Flüchtigkeit. So zog er die Liste der Verdächtigen aus seiner Brusttasche und sammelte sich erst in dem Bewußtsein, in diesem Chaos doch nun auch etwas, wenigstens ein Polizeiagent zu sein.

Aus dieser gewiß wenig tröstlichen Betrachtung weckte ihn

plötzlich ein lautes Wagenrasseln. Er blickte auf. Ein Lärmen, Rufen, Johlen, Peitschenknallen. Er sah einen Reisewagen, der langsam von der Gegend des Thores daherrollte und von vier Postpferden in Schritt gezogen wurde. Der Postillon blies und klatschte, wenn er absetzte, lustig mit der Peitsche. Mancher Hieb fiel auf die allzu nah herandrängenden neugierigen, lachenden Menschen, die sich mehrten, je näher der Wagen in die belebten Gassen kam. Hackert stand auf, um die Ursache dieses Auflaufs kennen zu lernen. Das Blasen des Postillons, das langsame Fahren eines großen vierspännigen Reisewagens konnte allein nicht die Veranlassung des Lärms, des Drängens und Spottens sein. Er bemerkte auch bald die seltsamste Unterbrechung der gewöhnlichen langweiligen Straßenerscheinungen. Der Postillon ritt, selbst lachend, auf dem Sattelpferde, auf dem Bock saß an einer Kette ein als Kutscher gekleideter Affe, der aus einem Korbe Aepfel und Nüsse unter die Menge warf. Hinten auf dem Bocke standen zwei Mohren in rothen goldbetreßten Livreen. Im Wagenschlage waren zwei Papagaien und einige kleine Makis und Meerkatzen, die an Kettchen zum offenen Schlagfenster hinaus- und hineinschlüpften, so weit sie Freiheit hatten. Ein kleiner Herr in mittlern Jahren, schwarzem Barte, hochgeröthetem Antlitz, in einem reichbesetzten Schnurrock und einem rothen Sammetbaret saß ganz allein in dem Fond des Wagens. Er schien sich theils an den Capriolen der Thiere, die ihn umgaben, zu belustigen, theils an der Neugier der Menschen, die er dadurch reizte, daß er ganz neue kleine Silberstücke zum Kutschenschlage hinauswarf. Einige zierliche Windhunde bellten gleichfalls aus dem Wagenfenster und wollten sogar nachspringen. Der sonderbare kleine Reisende hielt sie an einer grünen Leine fest und überließ das Apportiren dem Straßenvolke, dem natürlich nicht einfiel, ihm die Silbermünzen zurückzugeben. Diese tolle Karavane hielt, als sie dicht bei Hackert in der Nähe vieler Marktwagen und Wirthshausschilder

stand, still. Der kleine possenhafte Herr lehnte sich aus dem Wagenschlage und fragte mit heller, schriller Stimme hinaus: Welches denn jetzt der beste Gasthof in der Residenz wäre?

Diese Vorstädter wußten wol Antwort zu geben, aber sie nannten ein Dutzend Könige und Länder durcheinander. Hackert sah auf dem Kutschenschlage in der Ferne ein adeliges Wappen und die Buchstaben O. v. D.

Der Wirrwarr der Thiere, die Mohren und die jubelnde Straßenjugend zogen ihn an, er trat näher und fragte nach des Herrn Begehr.

Welches ist jetzt das erste Hotel der Stadt? sagte mit sonderbarem fremden Accent der kleine breitschulterige Cavalier.

Die Stadt London! antwortete Hackert mit mehr Ehrerbietung, als ihm sonst eigen war.

Also wie vor funfzehn Jahren! Und der zweitbeste? Doch nicht die Goldene Eule?

Jetzt die Stadt Rom! sagte Hackert.

C'est la même chose! Also ist Stadt Rom das beste Hotel; denn, mein Herr, das eine ist wirklich gut und das andere bemüht sich nur, den guten Ruf aufrecht zu erhalten. Alte Wände, neue Tapeten. Ich ziehe die Goldene Eule vor. Ich danke Ihnen! Schwager, also in die Stadt Rom!

Damit fuhr der Wagen des sonderbaren Dialektikers vorüber und jetzt so schnell, so im verhängten Galop, daß die Menschenmenge nicht mehr folgen und ihm nur ein lautes Hallo nachschreien konnte. Man zeigte sich lachend die Aepfel, die Nüsse, die kleinen Silbermünzen, die man erobert hatte, und zerstreute sich in der Voraussetzung, man würde an den Straßenecken bald die Ankündigung eines angekommenen berühmten Taschenspielers oder einer Menagerie oder einer Kunstreitergesellschaft lesen.

Lieber O. v. D.! sagte sich Hackert, als er allein zur innern Stadt zurückschlenderte, du bist bei allem Witz ein Narr, und deine Thiere, die wie Menschen gekleidet sind, haben so viel

Verwandtschaft mit dir selbst, daß ich auch ein Narr wäre, wenn ich mich noch länger hier an Lasally's Reitbahn um drei todte Pferde ängstigen wollte.

Die Tollheit eines andern hatte Hackert's Grübelei geheilt. Und es war die höchste Zeit, daß er sich auf dem Profosamte sehen ließ. Im Vorübergehen an der Stadt London fragte er, ob nicht ein Reisender mit Mohren und Affen eben angekommen wäre? Er fragte gerade deshalb dort, weil er sich sagte, die Menschen wären ja alle inconsequent und führten in jeder folgenden Minute gerade das aus, was sie sich in der vorhergegangenen widerrathen hätten. Um so mehr war er überrascht, daß in der Stadt London niemand etwas von einem solchen Fremden wußte, in der Stadt Rom ihm aber unter Lachen und Verwundern wirklich gesagt werden konnte, der angekommene vornehme Sonderling hieße ganz einfach: Baron Otto von Dystra und wäre ein kurländischer Gutsbesitzer.

Doch einmal einer, der Consequenz hat! sagte sich Hackert erstaunt und verwünschte die dumme neugierige Stadtjugend, die an dem Portal der Stadt Rom sich anhäufte, um die Affen, die Papagaien, die Windspiele und die beiden Mohren zu sehen, die schon unter der Kellnerschaft hin- und herliefen und von der Lebendigkeit ihres Herrn selbst treppauf treppab escamotirt schienen.

Aber Coquetterie konnte Hackert dem neuen Ankömmling doch anhängen. Er will Aufsehen machen, der Hanswurst! sagte er sich und behielt als unverbesserlicher Misanthrop recht. Mit schlottrigem Gang, einen Gassenhauer pfeifend, wandte er sich dem Profoshause zu.

Drittes Kapitel.

Ein Rundblick.

Vierzehn Tage etwa lebte Hackert in dieser dämmernden Stimmung so fort, ohne ein besonderes Ereigniß. Die große Politik, die bewegt genug war, kümmerte ihn nicht. Die kleinen Aufträge, die ihm Pax ertheilte, führte er mit der ihm eigenen lässigen Gedankenlosigkeit aus oder hatte seine Freude daran, anderer Leute Pläne zu durchkreuzen, mit seiner Menschenverachtung andern Unternehmungen in die Zügel zu fallen. Pax schenkte ihm, da er unendlich anschlägiger und scharfsinniger als Schmelzing war, alles Vertrauen, und veranlaßte ihn auch, da er zufällig nach außen hin einen Auftrag zu besorgen hatte, sich öfters auf der Polizei und in den Gerichtshäusern sehen zu lassen, als ihm sonst lieb war.

Eines Abends geschah es, daß Hackert auch die Ankunft jenes von zwei Landjägern und zwei Polizeidienern geleiteten Murray auf dem Profosamte beobachten konnte. Er erinnerte sich, den Namen auf seiner Liste zu haben. Der Untersuchungsrichter Müller, derselbe, für den einst Hackert den Prinzen Egon gehalten hatte, als er in der Bluse neben ihm und Dankmar im sommerlichen Walde schritt, empfing den gebückten alten Mann mit der schwarzen Binde im vertraulichsten Tone, den Murray durch Nicken erwiderte. Es ist so gebräuchlich in den Criminalgefängnissen, daß sich eine schadenfrohe Cordialität zwischen Inquisiten und Richter festsetzt, wo weder der Hohn für die Gerechtigkeit würdig, noch die Vertraulichkeit für die Besserung herzlich wirken kann, sondern jener nur erbittert, diese im Schlimmen bestärkt.

Bald wiedergesehen! Angenehme Reise gemacht! God dam! In Nr. 4, Mullrich! Mylord Murray werden sich bald zurechtfinden.

Mullrich und Kümmerlein schauten nicht wenig stolz um sich und wußten Wunderdinge von ihrer heldenmüthigen Fahrt zu erzählen. Sie bedauerten nur, daß Pax nicht anwesend war und ihnen sogleich die Diäten anwies, die sie redlich verdient hatten.

Müller nahm das Protokoll über die Ereignisse in Hohenberg und dem Forsthause auf und bemerkte: So sind wir doch nicht vergebens veranlaßt worden, ein Auge auf diesen versteckten, zweideutigen Menschen zu haben.

Hackert hörte die Erzählung der Gerichtsdiener und dachte sich lebhaft in die Gegend hinüber, die er seit dem Sommer so wohl kannte. Er erfuhr den Tod jenes Schmieds, an dessen Werkstätte er zuweilen vorbeigestreift war, ohne seinen Namen zu erfahren, er sah das Forsthaus wieder, dem gegenüber er unter dem Ebereschenbaume im Grase geschlafen hatte. Den Namen Zeck hörte er in dieser Verbindung zum ersten mal und war erstaunt, in ihm den Namen wiederzufinden, der auf dem Bartuschen abgenommenen Geburtsscheine stand. Doch mochte er sich nicht mit Fragen dazwischendrängen, sondern hielt sich, da Assessor Müller ihm noch in Paxens Namen einige Aufträge zu geben hatte, in bescheidener Ferne von dem Pulte, wo die Landjäger und Gerichtsdiener ihre vorläufigen Aussagen niederlegten.

Hackert sah zum Fenster hinaus in den düstern Hof des unheimlichen Gebäudes, über welchen hin man den ruhig ergebenen Murray in Nr. 4 abgeführt hatte. Er sah in ihm schon einen Verbrecher, einen Mörder vielleicht und trommelte leise an die bekritzelten Scheiben, an denen schon mancher gedankenlos wie er gestanden haben mochte und sich in Glas zu verewigen gedacht.

Die Diener der Gerechtigkeit hatten soeben ihre Aussagen

beendet, als man auf dem Vorsaal dieser geräumigen Halle lautes Sprechen vernahm. Die Thür wurde aufgerissen und ein junger Mann stürzte mit dem Rufe herein: Wo ist er! Haben Sie ihn schon abgeführt? Ich beschwöre Sie . . .

Aha! riefen die Gerichtsdiener. Da, Herr Assessor! Da ist der Herr, von dem Sie aufgeschrieben haben. . . .

Was wünschen Sie, Herr Louis Armand? fragte der Assessor Müller den Eintretenden ruhig und kalt.

Mein Herr, durchbrach dieser mit etwas fremdartigem Accent jede weitere Bedenklichkeit, Sie haben soeben den Engländer Murray eingebracht als einen ehrlosen Verbrecher. . . .

Einer Tödtung überwiesen, deren Zeuge Sie waren! sagte Müller.

Sie sehen mich hier, fuhr Louis Armand in leidenschaftlicher Erregung fort, in der Absicht, die lautere Wahrheit über diesen Vorfall niederzulegen und nichts vom wahren Sachverhalt zu verschweigen. Ich bitte Sie, kann ich Murray sehen?

Sie erleichtern uns, bemerkte lächelnd der Assessor, durch Ihre persönliche Gegenwart die Untersuchung eines sonderbaren Falles. Haben Sie die Güte, uns Ihre Adresse zu nennen! Sie sollen zur rechten Zeit vorgefordert werden. Murray jetzt zu sehen ist nicht möglich.

Ich beschwöre Sie, sagte Louis voll schmerzlicher Theilnahme, leiten Sie die Untersuchung schnell ein! Jede Minute, die ein Unschuldiger schmachtet, muß einem gerechten Richter zur Pein werden.

Sie wohnen vielleicht noch Wallstraße Nr. 13? sagte Müller ruhig und schlau. Sie werden Ihre Citation rechtzeitig empfangen.

Als Louis Armand, erstaunt über die Kenntniß seiner Wohnung, schon gehen wollte, wandte er sich noch einmal und wagte die Frage: Sagen Sie mir nur, mein Herr, wenn ich es erfahren darf, wie ist es möglich gewesen, daß dieser harm-

lose, brave Murray von verkleideten Agenten der öffentlichen Sicherheit verfolgt wurde und in einer allerdings schrecklich geendeten Privatangelegenheit so mit ausdrücklichem Verdacht überrascht werden konnte?

Herr Armand, sagte der Untersuchungsrichter, ich bin eigentlich nicht befugt, Ihnen auf diese Frage eine Antwort zu geben. Allein, wenn Sie das Resultat bedenken, eine von diesen Agenten gestörte Mordscene, so werden Sie wol einsehen, wie begründet die Spürkraft war, die den Obercommissar Pax bestimmte, gerade dieser Fährte zu folgen und eine verdächtige Persönlichkeit, die Sie getäuscht zu haben scheint, gründlichst zu beobachten.

Louis Armand überlegte diese Antwort mit nachdenklichem Ernst und entfernte sich langsam, tief aufseufzend über die unleugbare Kraft der empfangenen Widerlegung.

Als er hinaus war, sagte der Assessor ziemlich laut: Wenn man ihn nicht des Premierministers wegen schonen müßte . . . Die Polizeidiener und Gensdarmen entfernten sich. Müller schloß sein Bureau und ertheilte Hackerten, der fern am Fenster mit abgewandtem und nur etwas seitwärts lugendem Antlitz die Scene beobachtet hatte, noch einige Aufträge. Dann ließ er auch ihn hinaustreten und schloß den Saal.

Louis Armand, sagte sich Hackert, als er allein war, ist auch einer von den Rittern vom Geiste, die vielleicht schon auf dem Wege sind, irgendeine große weltverbessernde Thorheit zu begehen! Wer weiß, ob dieser Alte mit der schwarzen Binde mit dem geheim gesponnenen Menschenbeglückungsplane nicht zusammenhängt, und mein Versuch, gutmüthig zu sein, als ich sie nicht entdeckte, an ihrer eigenen Dummheit scheitert! . . . Und so kitzelte ihn jetzt wirklich die Lust, doch irgendwo an geeigneter Stelle seine neuliche Entdeckung über eine geheime Verschwörung auszusprechen, daß es des ganzen Gegengewichts der Betheiligung der Gebrüder Wildungen bedurfte, um ihn von

diesem Vorhaben abzubringen. Er war in seiner schlimmsten Stimmung. Er hatte heute Mittag Melanie neben Paulinen von Harder zu Wagen gesehen, vornehm und stolz auf der Promenade an ihm vorüberfahrend. Der jüngstgefallene Schnee war zwar auf dem Steinpflaster geschmolzen, aber in den Bäumen war er festgeblieben. Gegen dieses frische Weiß der Bäume hob sich Melanie wie eine Bürgschaft des ewigen Frühlings. Daß sie ihn sehen, sich abwenden, verächtlich nach einer andern Richtung blicken konnte, erregte ihn so, daß es einen Tag bedurfte, um ihn wieder in das Gleichgewicht seines gewohnten ruhigen Phlegmas zu versetzen. Statt nun irgendwie dem Vorfall im Profosamte weiter nachzugrübeln oder an den Geburtsschein zu denken, wo der Name Zeck mit dem im Verhör ausgesprochenen gleichlautend war, ging er misnuthig wie fast jeden Abend nach der Anlage vors Thor, wo Pauline von Harder auch für den Winter wohnte. Da nur das Portal zu sehen, da nur den Lichtschimmer zu beobachten, hinter dem Melanie sich bewegte, war ihm wenigstens eine Zerstreuung und zu Abenteuern reizende Unterhaltung.

Heute kamen ihm in jener Gegend die beiden kleinen Eisolds mit ihren Zeitungen in den Weg. . . . Das Jahrhundert! Extrablatt! Das Jahrhundert! schrien sie. Hackert trat hinzu und kaufte das Extrablatt. Machst gute Geschäfte, Line? fragte er.

Guten Abend, Herr Hackert! sagten die Kinder und gaben ihm ein von Regen und Schnee nasses Exemplar.

Habt ja da noch einen ganzen Bettel! Wie viel Nummern sind das?

Dreißig Stück.

Das Stück einen Groschen? sagte Hackert. Da habt ihr euere ganze Auflage bezahlt. Nehmt!

Er gab den staunenden Kindern einen Papierthaler.

Ei, sagten sie, so kommen wir noch zum Punsch nach Hause.

Zum Punsch? Wetter, wird bei euch Punsch getrunken?

Luise macht Punsch — Karl kommt nach sieben aus der Fabrik. . . . Gehen Sie mit in die Brandgasse, Herr Hackert?

Wie kommt ihr denn zu Punsch? Hat Danebrand Geld bekommen?

Nein, sagte Linchen, die viel rascher antwortete als der ältere Wilhelm, der noch immer den Papierthaler staunend betrachtete, Danebrand soll's nicht wissen; aber es gibt Kuchen und Punsch. . . . Der fremde Herr brachte Citronen und Zucker und Rum — schon gestern — gestern wollte Luise nicht —

Der fremde Herr? sagte Hackert erstaunt und mit dem bittersten Ausdruck. Ein fremder Herr? Citronen und Zucker und Rum? Und Danebrand darf's nicht wissen. . . . Ha! Ha!

Die Kinder erschraken über dies grelle Lachen. Line wurde roth, weil sie etwas, was ihr nicht im mindesten spöttisch schien, unrecht berichtet zu haben glaubte.

Was du nur so dumm bist, fiel Wilhelm ernsthafter ein. Danebrand's Geburtstag ist ja heute und er soll's nicht vorher wissen. . . .

So, so! Und der fremde Herr?

Er war erst zweimal da. Karl weiß, wie er heißt.

Und Luise hoffentlich auch, meinte Hackert. . . .

Gewiß, sagte Wilhelm. Der Herr will uns alle mitnehmen. . . .

Mitnehmen? Alle?

Linchen lachte.

Warum lachst du denn, Line?

Der Herr will die Luise heirathen! sagte Linchen fast verschmitzt und nicht ohne Eitelkeit.

Die Luise? Punsch? Natürlich und zu Danebrand's Geburtstag? Da, guter Danebrand, trink! Stoß an! Hat er Geld, der Fremde?

Eine ganze Börse voll?

Ha! Ha! lachte Hackert. Man denkt, die Menschen sterben mit denen, die wir kannten, aus, und immer neue kommen. Kinder, betrinkt euch nicht im Punsch, damit euch nicht zu bald die Augen zufallen! Thut's dem armen Danebrand zu Liebe! Schlaft nicht zu früh. Wer wohnt denn jetzt in meiner Stube?

Keiner, aber die Stube wird doch bezahlt —

Doch bezahlt?

Und die andere auch. . . .

Von wem denn?

Von dem alten Mann, der verreist ist. Er hat ein böses Auge — Herr Murray!

Murray?

Der will nicht die Luise heirathen — der andere, er hat einen rothen Bart.

Einen rothen Bart! Aber sagtet ihr nicht Murray?

Der Alte mit der schwarzen Binde heißt Murray. Kommen Sie auch, Herr Hackert? fragte Linchen und faßte Hackert's Hand.

Kind! Schmieg' dich nicht so an die Paletots, auch wenn's friert! Grüße Luisen und sag' ihr, der Alte mit der schwarzen Binde . . . nein, sag' ihr nichts. Wenn er die Miethe bezahlt hat . . . Hat er sie bezahlt?

Auf ein Vierteljahr in voraus.

So hat die Bescherung Zeit bis Weihnachten. Ihr schwimmt obenauf! Macht, daß ihr nach Hause kommt! Die Pfannenkuchen werden kalt, und sagt dem Danebrand nicht etwa, daß er ein Esel ist. Das würde sich nicht schicken, wenn's auch wahr wäre. Gute Nacht, Kinder! Sagt Luisen: Nicht zu viel Citrone in den Punsch! Hört ihr, Citrone macht Kopfschmerzen!

Die Kinder gaben Hackerten die Hand, dankten noch für die rasche Beendigung ihres Abendgeschäfts und liefen im Regen und Schnee unter den blendenden Gaslaternen hurtig über die

nassen Pflastersteine nach einer festlichen Aussicht, wie ihnen eine solche mit wahrer Paradieseswonne wol noch nie geboten war.

Punsch!

Wie sie laufen ins Teufels-Elend! rief Hackert hinter ihnen her und schleuderte zornig das Packet Zeitungen in den ersten besten Straßenwinkel. Luise Eisold, die ihm bisher wie das Bild der reinsten Tugend erschienen war; Luise Eisold, die ihm immer gewesen war wie einem vorübergehenden Zweifler eine offene Kirche; Luise Eisold, wo er immer gedacht hatte, die Kirche steht ja da, sie ist ja gleich in der Nähe, wenn die Erleuchtung über dich kommt, sieh im Vorübergehen blinzelnd hinein und warte die Zeit ab, wo du dich für würdig hältst, ihre Schwelle zu betreten! . . . Und nun . . . Punsch und ein Mann mit rothem Bart! Hackert hatte oft, wenn ihm zu wehmüthig, zu einsam und verlassen zu Muthe war, auf dem Sprunge gestanden, sich zu Luisen zu flüchten. Im Neu- und Vollmond fast immer. Kam der unheimliche Dämon und siedelte sich in seinen Nerven an und trieb ihn, Nachts aufzustehen ohne Bewußtsein, ohne Hüter als Gottes Huld, so riefen tausend innere Stimmen in ihm nach jenem Mädchen, das so viel warme, liebevolle Freundschaft ihm gewidmet hatte und das er floh, weil sie ihm zu tugendhaft und zu wenig schön war. Und nun . . . Ha! Die Gourmandise der Kleinen schien ihm schon die kitzelnde Satanspfote zu sein, die sich auch nach Brandgasse Nr. 9, dritter Hof zwei Treppen hoch, ausgestreckt hatte. Das schleckert, das kichert! sagte er sich. Diesem Rindvieh, dem Danebrand, drehen sie eine Nase, und der Rothbärtige nimmt gleich das ganze Nest aus und zieht sich auch die flügge junge Brut für die Zukunft auf! . . .

Und nun schmetterte eine Trompete von einem Tanzsalon herüber. Geputzte Mädchen, lockere Bursche schlüpften über den Koth. Hackert folgte und durchraste die Nacht bis zum Morgen.

Als er hohläugig, gliedermatt nach Hause wankte, schlug es fünf Uhr. Er warf sich auf sein Lager, schlief bis gegen elf Uhr, ungestört von der lebhaften Frequenz in Herrn Zipfel's „Atelier". Erst nach elf Uhr pochte Frau Zipfel den Nachtschwärmer aus dem Schlafe.

Herr Hackert! Herr Hackert! rief's durchs Schlüsselloch.

Zum Henker, lassen Sie mich schlafen!

Es ist zu wichtig! Stehen Sie auf!

Hackert entschloß sich, nach langem Bitten, aufzustehen; er schlorrte an die Thür, um sie zu öffnen.

Wie staunte er, als er einen feingalonirten Bedienten mit reichen Achselschnüren und Wappenknöpfen vor sich sah, der ihm ein Billet überreichte mit den Worten: Von Madame Ludmer.

Madame Ludmer! Wer ist Madame Ludmer? Sie irren sich!

Herr Privatschreiber Hackert? bemerkte der Bediente, in dem wir den Bedienten Ernst der Frau-Geheimräthin von Harder erkennen.

Mein Name das! Ob ich Privatschreiber bin, muß ich den Wohnungsanzeiger befragen.

Mit diesen Worten nahm Hackert und erbrach das an ihn gerichtete Billet, in dem er folgende Zeilen fand: „Mein sehr geehrter Herr, der Herr Obercommissar Pax haben für die Zeit seiner längern Abwesenheit von hier die Frau Geheimräthin von Harder versichert, daß Sie sein ganzes Vertrauen besitzen und sich jedem Ihnen gegebenen Auftrage so unterziehen würden, als wenn sie ihn selbst gegeben. Haben Sie die Güte, zum Behuf einer kleinen Commission sich heute Abend etwa um sieben Uhr im Hause der Frau Geheimräthin von Harder einzufinden und nach der Unterzeichneten zu fragen, die sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen das Nähere in dieser Angelegenheit auseinanderzusetzen. Ihre ergebenste Charlotte Ludmer." Die Alte hatte diesen Brief sicher nicht ohne Hülfe der Verfasserin von Amarantha und Nadasdi geschrieben. . . .

Befrembet nickte Hackert, daß er kommen würde. Der Bediente ging und weidete sich an dem Wohlgefallen, mit dem Frau Zipfel seine reiche Livree bewunderte.

Hackert, den die Aussicht, mit Menschen zusammenzukommen, die in so naher Beziehung zu Melanien standen, in große Spannung versetzte, zog sich fast bewußtlos, wüthend jetzt über die verlorene Nacht, an. Wie hätte er jetzt frisch, lebendig, geweckt sein mögen! Die Aussicht für den Abend elektrisirte ihn. Er nahm sich vor, schwarzen Kaffee so stark zu trinken, wie er ihm bei Schlurck gemacht wurde, wenn er des Nachts aufbleiben und bei wichtigen Revisionen bis in den frühen Morgen arbeiten sollte. . . .

Das Billet der Madame Ludmer führt uns in die lange nicht betretene Salonsphäre zurück. . . .

Pauline von Harder erlebte bereits seit länger als vier Wochen das Glück, nach dem sie so lange wie nach einer schon zu entschwinden drohenden Hoffnung geschmachtet hatte. Ihre Cirkel, glänzender denn je, waren fast jeden Abend wieder geöffnet und der Mittelpunkt der tonangebenden, nun sogar die Welt bewegenden Gesellschaft. Sie war nicht in die „kleinen Cirkel" gedrungen, aber die „kleinen Cirkel" mußten sich vor ihr beugen. Ha, sie hatte die Achse der Welt am Drehgriff! Sie hatte eine Zeitschrift begründet, die man das deutsche Journal des Débats nannte. Sie hatte sich die ganze höhere geistige Agitation zur Verfügung gestellt und beherrschte die öffentliche Meinung um so nachdrücklicher, als sich der in bewunderungswürdigem Fluge emporgestiegene junge Adler, Fürst Egon von Hohenberg, auffallend genug nur bei ihr ausruhte, nur bei ihr die Schwingen senkte, nur bei der Feindin seiner Mutter Frieden und Erholung von seinen kühnen Flügen zu finden schien.

Man wollte das Geheimniß dieser sonderbaren „Allianz" oder dieses warmen Nestchens, wie Pauline sagte, in mancherlei Dingen finden, konnte aber nichts mit völliger Gewißheit als

Beweis seiner Behauptungen anführen. Die einen sagten: Es wäre die alte Erfahrung von der Anziehungskraft der Gegensätze, während andere ganz einfach das einflußreiche Organ der Geheimräthin, „Das Jahrhundert", als den Wegweiser bezeichneten, der den jungen Numa zu dieser schon bejahrten Egeria führte. Man spürte in der Amarantha und der Nadasdi, den beiden von Frau von Harder herausgegebenen Romanen, ob sich in ihnen politische Blicke fänden, und gerade weil sich deren keine entdecken ließen, stieg der Glaube an die politische Sehergabe dieser jedenfalls bedeutenden Frau um so höher. Eine noch menschlichere und jedenfalls physiologischere Auffassung der „Allianz" zwischen Pauline und Egon lag darin, daß man an Paulinen eine große Uneigennützigkeit in Betreff ihrer weiblichen Umgebungen rühmte. Sie war immer von den schönsten Erscheinungen der Mädchen- und Frauenwelt umringt. Man fand darin einen gewissen Zug von Hochherzigkeit; denn nichts ist in dieser Sphäre seltener als die Neigung, sich zur Folie fremder Anmuth zu machen. Allgemein erklärte man einen Bruch zwischen Frau von Trompetta und der Geheimräthin daher, daß jene nicht so sehr an den geänderten politischen Ansichten ihrer Freundin Anstoß nahm — war sie doch vollends seit dem vom Hofe nicht angekauften Gethsemane in die Opposition gegangen und wirkte mit Trotz für die deutsche Flotte —, sondern aus der der kleinen runden, gar nicht anspruchslosen Frau fatalen Zumuthung, sich mit einer Menge junger hübscher Mädchen und Frauen in einem und demselben Salon bewegen zu sollen. Von Pauline von Harder war bekannt, daß sie nur noch eine elegante, phantastische Toilette liebte, mit Heinrichson, dem nach Verkauf seiner Leda nach Rom verschollenen Maler, gleichsam die Grenzlinie ihrer Herzenswallfahrt bezeichnete und jetzt nur noch den Gedanken, den Systemen, den Begebenheiten lebte. Sie gefiel sich, das entdeckten sogar die Spötter schon, in der Vorstellung einer geheimen Rathgeberin eines der merkwürdig-

sten jungen Genies, das plötzlich an dem politischen Horizonte aufblitzte. Nur darüber stritt man: Sucht Egon wirklich ihren Verstand oder ihre Intrigue, oder sucht er nur die schönen Frauen, die Paulinen umgeben, diese schalkhafte kleine Gräfin von Wachendorf mit den hochgeschwungenen schwarzen Augenbrauen, die wie zwei musikalische Fermatenzeichen aussahen; die schlanke Baronin von Spitz, die mit einem englischen Profil eine französische Lebhaftigkeit verband und eine Offenheit des Blicks besaß, die jeden noch so gefaßten Weltmann bei ihrer ersten Frage aus dem Gleichgewicht bringen konnte; oder fesselte ihn die einer altdeutschen Madonna ähnliche Frau von Landskrona, die nicht viel Geist besitzen sollte, aber mit ihrem etwas röthlichblonden Haar und ihrer blendendweißen Haut und der fast zu stark geformten Brust den Reiz einer Rubens'schen Schönheit darstellte? Auch Fräulein von Flottwitz war Paulinen, seit so schroffe Oppositionsmänner wie Major von Werdeck nicht mehr bei ihr angetroffen wurden, treu geblieben und konnte für die, welche mehr dem Aschenblond zugethan sind, noch anmuthig wirken. Alle überstrahlte aber die reizende Melanie Schlurck, zwar eine Bürgerliche, aber eine Ausnahme von der Regel, die sich von selbst verstand. Hier entschied die künstlerische Hand der Natur. Hier entschieden Witz und Laune. Die Lücken, die hier der fehlende Adel ließ, konnten nicht bemerkt werden; denn Melanie räumte sie selber nicht ein. Sie war stolz wie eine Gräfin. Nie kam ihr bei, vor den schwarzen Augenbrauenfermaten der Gräfin von Wachendorf, nie vor dem englischen Profil der Baronin Spitz, vor dem altdeutschen Madonnenblick der Frau von Landskrona zu erschrecken; was sollte sie gar erst vor Titeln und Namen zittern? Wenn sie durch die Flügelthür rauschte, wehte es einher, wie wenn eine Königin kam, und man mußte es Paulinen zum Ruhme nachsagen, sie stützte, sie hob diesen Eindruck, sie ließ Melanie nie ohne Umgebung, sie wußte ihren Schützling zu placiren. Sie

war gegen alle nur tolerant, gegen Melanie zuvorkommend. Ihr Kuß auf die kleine Stirn des Mädchens, ein sanfter Strich auf ihr glänzendes Haar gab ihr die Weihe, doch in diesen Räumen die erste zu sein. Und das, was Pauline etwa unterlassen hätte, ergänzte Egon, der Fürst, der Premierminister, der große Staatsmann, der zwar niemals lange in diesen Gesellschaften blieb, wenn sie allgemein waren, bald verschwand — man sagte, ohne sich indessen aus dem Hause zu entfernen —, dieser und jener Schönheit artig war, aber nur über Melanie hin jene träumerisch sinnenden Blicke entsandte, in denen so viel verschwiegene Huldigung, so viel verborgene Traulichkeit schlummert. Er sprach mit der schönen Baronin von Spitz oft lebhafter, mit der verschämten Frau von Landskrona oft länger als mit Melanie. Aber jedes scharfe Auge errieth, daß er nicht nöthig hatte, sich an Melanie erst im Salon anzuschmiegen. Er sah sie viel öfter in dem kleinern Kreise der Geheimräthin, und ohne Zweifel viel vertraulicher.

Wie sich die uns bereits bekannten großen politischen Wagnisse des Prinzen Egon von Hohenberg in diesem Hause seiner Freundin ausnahmen, wie sie hier widerhallten, kann man sich vorstellen. Das war ein Lärmen, ein Fahren, ein Treppauf, Treppab, ein Thürenschlagen, ein Klingeln, ein Geschwirr. . . . Es ging jetzt so lebhaft in der Villa her, daß man den Entschluß des Geheimraths, seine eigene nicht minder unruhig gewordene Existenz ganz in das in der innern Stadt gelegene alte Wohnhaus der Marschalks zu verpflanzen, billigen mußte. Herr von Harder war der Intendant des königlichen Hoftheaters geworden. Se. Excellenz hatten sich dadurch einem ganz neuen Studium zu widmen, bei dem sie möglichst wünschen mußten ungestört zu sein. Er, der die Einsamkeit der königlichen Gärten bisher geliebt hatte und nur begleitet vom Inspector Mangold zuweilen hier und dort die Schloßcastellane und Hofgärtner überraschte, auch er war jetzt in den Strom der leben-

digsten und rauschendsten Thätigkeit geworfen. Dichter, Künstler, das Publikum nahmen ihn in Anspruch. Und was mußt' er studiren, lesen, prüfen, denken! Und auch für Paulinen wäre dieser an sich unter andern Verhältnissen ihr ganz angenehme, aber jetzt störende, gemeine Verkehr von Nachfragenden, Bittenden, Widersetzlichen und was sonst zur Bühnenpraxis gehört, unerträglich gewesen. Jetzt ließ sie ihren Gemahl gern in die Stadt ziehen, wo er ungestört, wie er sagte, „Dichterstücke" lesen und junge Schauspielerinnen und Sängerinnen „prüfen" konnte.

Befreit von der Nähe eines beschränkten und zuweilen eigensinnigen Mannes, erfaßt von dem Wirbelwind der Begebenheiten, denen sie sich nicht ohne Grund einbilden konnte, eine Form mit aufdrücken zu helfen, hätte Pauline von Harder jetzt alle Ursache gehabt, sich nach ihren Bedürfnissen glücklich zu fühlen, wenn nicht immer noch ihr Herz, das sich nicht ganz zur Ruhe geben wollte, peinliche Erfahrungen gemacht hätte. Dieser Heinrichson, wie undankbar, wie treulos war er! Sie verlangte so wenig von dem bei allen Weltdamen beliebten, witzigen, in der Kunstwelt geachteten Manne, er sollte ihr nichts als eine Art von beflissener Aufmerksamkeit widmen, er konnte neben ihr vielleicht eine Grisette lieben; ein Verhältniß wie mit jener Auguste Ludmer war ihr im höchsten Grade gleichgültig; allein sich einer Dame aus der großen Welt geopfert sehen, wie ihr das mit der „an ihrem Busen genährten", wie sie es nannte, treulosen Helene d'Azimont geschah, das erschütterte sie tief. Von dem Tage an, wo Heinrichson, uneingedenk der vielen Freundlichkeiten, die sie ihm gewidmet, ihrer Protection, der Beförderung seiner Gemälde, ja der kritischen Abhandlungen, die sie ihm für einige Kunstblätter schrieb, sie zu vernachlässigen schien und immer und immer nur bei Helene d'Azimont angetroffen wurde, die ihrerseits in ihrer Liebe zu Egon ihr nicht mehr wahr und überzeugend erschien, sondern nur noch die

Stimmungen der verletzten Eitelkeit, die Verzweiflung über den Bruch für Liebe auszugeben schien; seitdem hatte sie mit Anstrengung ihrem Herzen Schweigen gebieten müssen und im Vollgenuß der übrigen Freuden, die ihr, wie sie sagte „das Schicksal schenkte", im Vollgenuß der ausströmenden Wirksamkeit, des weltbewegenden Einflusses, den sie üben konnte, sich entschlossen, für den Freund, den der sonderbarste Zufall ihr schenkte, für Egon nun auch nur rein mütterlich zu empfinden. Der Kampf war gewaltig genug. Als Heinrichson seine Leda verkauft hatte und ihr eines Tages sagte: Pauline, ich verlasse Sie! und ihr die Frage, ob er nach Italien ginge, mit Ja! beantwortet hatte, fuhren noch tausend spitze Messer, wie sie späterhin der Ludmer erzählte, in das Herz der „funfzigjährigen", aller Zärtlichkeit längst entrückten Frau. Gehen Sie, hatte sie gesagt, gehen Sie, Heinrichson, nehmen Sie mit dem Reste vorlieb, den Egon stehen ließ! Widersprechen Sie nicht! Sie folgen Helenen! Ich kenne das. Ich kenne diese Verzweiflung einer Frau, die erst Mitleid, dann Trost, dann Rache will! Helene wird Egon noch oft zeigen, daß man sie nicht ungestraft verläßt, und daß man um ihretwillen noch alles vergessen kann, auch Ihnen, Heinrichson, wird sie es zeigen! Auch Ihr Roman wird mit dieser Liebes- und Gefühlsschwelgerin einst vorüber sein! Hüten Sie sich nur, Ihr Auge auf das schöne Kind zu werfen, das im verblendeten Wahne mit Helenen ihrer Mutter entflohen ist! Sie finden nicht sobald eine Pauline wieder, die nur weint, wenn ihr Geliebter treulos scheidet! Sie könnten einmal doch noch bei irgendeiner verrathenen Frau jenen Dolch finden, den alle Ihre Bonmots nicht pariren! . . .

Noch mehr aber als diese flüchtigern Schmerzen drückte die Geheimräthin die seit einiger Zeit sonderbarerweise alles schwarz sehende Laune der Charlotte Ludmer. Sie, die sonst immer zur Heiterkeit stachelte, keine Gefahr kannte, jedes Wagniß

ebnete, sie sah jetzt Gespenster und erschreckte ihre langjährige Freundin mit Visionen. „Gespenster" und „Visionen" waren die Worte der Geheimräthin. Die Ludmer sprach von Wirklichkeiten und schilderte die Aussicht noch manches heraufsteigenden Verdrusses mit einer Umständlichkeit, daß ihr Pauline einmal sagte: Ich weiß es, Charlotte, du magst nicht leiden, daß ich wieder an die Oeffentlichkeit appellirte! Du warst die hartnäckigste Gegnerin meiner kurzen, schriftstellerischen Laufbahn! Du hast Freude empfunden über jede Bitterkeit, die ich auf ihr erfahren mußte! Du gönntest mir die Demüthigungen der Kritik, als Nadasdi erschien, und hast erreicht, daß ich mehr deinen Wünschen, als diesen Impertinenzen nachgab und die Feder niederlegte. Gegen den Ankauf des „Jahrhunderts" hast du alle erdenklichen Gründe vorgebracht und kannst noch jetzt z. B. diesen Stromer nicht sehen, weil du glaubst, ein allerdings im Leben unbeholfener, komischer, eitler, unerzogener Mann, den aber, wenn er schreibt, alle bewundern, hätte mich zu diesem Ankaufe veranlaßt. Die Beziehung zu Egon, so überraschend und unerwartet, misbilligst du, auch meine Theilnahme für Melanie, die mich erheitert und für die ich fühle, wie für eine Tochter — ja, Charlotte, je älter ich werde, desto schönere Keime entdeck' ich in meinem Herzen. Laß sie mich doch pflegen! Mit den Jahren sollen ja aus uns Engel wachsen, sagte Stromer neulich. Glaube doch nicht, daß meine gesellschaftliche Stellung darunter leidet, daß ich mich an den großen Fragen der Zeit betheilige! Weißt du wol, Charlotte, daß du immer aristokratischer warst als ich, und du mir hundertmal die Etiquette vorhieltest, wo meine verschmachtende Seele nur nach Freiheit rief?

Die Ludmer hatte bei dieser Erörterung zur Antwort gegriesgrämelt und „gebrummkatert". Sie war offenbar tiefverstimmt, die gute Frau. Sie sah zu viel neue Menschen im Hause. Diese weltbewegenden Abende griffen sie an. Die Entfernung des Geheimraths, mit dem sie gern plauderte wie mit

ihresgleichen, that ihr zu leid. Der gute Geheimrath! Die besten muntersten Bedienten des Hauses nahm er mit sich in die Stadt. Sie hätte weit lieber gehabt, die Geheimräthin hätte sich an der „Komödie" betheiligt und wäre, wie manche Intendantin, die Regentin des Hoftheaters geworden. Da hätte sie doch für ihre alten Tage eine Zerstreuung, eine Erholung gehabt. Sie lachte gern, sie sah gern tanzen, liebte lustige, rauschende Musik, und wer weiß, ob sie nicht für die ökonomischen Ersparnisse der Verwaltung neue Gesichtspunkte über Sammet- und Seidenstoffe, Brennholz und Beleuchtung hätte aufstellen können. Alle diese Neigungen theilte nun die große Semiramis, Pauline, nicht. Die wollte die Welt umformen, die wollte mit dem Hebel ihres Einflusses die Erde aus dem Gleichgewichte bringen, die Verächter des Nadasdi sollten sagen: Welch ein Weib! Die Oberhofmeisterin von Altenwyl, dieser „Cerberus" der „kleinen Cirkel", sollte eingestehen, daß in Pauline von Harder eine große, wenn nicht „immense", doch endlos „extensive Seele" verborgen läge, und der Hof selbst sollte fühlen, daß er nichts wäre, wenn nicht ein Verstand wie der ihrige für sein Wohl dächte und wachte. Sie war zu tief gekränkt, zu oft zurückgesetzt, zu sehr in ihrem innersten Sein von jener romantisch-sentimentalen Richtung, in der die Königin lebte, verletzt worden, daß sie ihr jetzt nicht hätte zeigen mögen, was denn doch noch in einer solchen „verlorenen Seele", wie die ihrige, lebe, glühe und wirke. Pauline las mit Gier alles Jüngste und Neueste; den Kosmos, die Zeitbroschüren, die Schriften über Physiologie, Phrenologie, alles was nur auf —ogie und —kratie endete, die Schriften über Volkswohl, Gewerbe, sogar über Freihandel. In solchem Bildungsdrange waren ihr die Klagen der Ludmer lästig. Sie bat sie, ihre Nerven zu schonen. Sie überließ ihr zu thun und zu lassen was sie wolle. Sie berief sich auf das Bild, welches die Memoiren der Fürstin Amanda an ihren Sohn enthalten hatte,

um zu beweisen, daß sie wohl wisse, wenn es Zeit zum Handeln wäre; für jetzt verfolge Charlotte nur Schatten und gefalle sich in Träumereien.

So war Pauline von Harder gestimmt an jenem Tage, für dessen Abend die Ludmer Fritz Hackert zu sich berufen hatte. Sie hatte wieder Entdeckungen gemacht, über die sie um jeden Preis erst mit ihrer Gebieterin Rückspröche nehmen wollte; aber diese horchte dem, was sie erzählte, nur halb zu; denn sie glaubte Egon's Wagen zu hören. Er war es auch. Es war die Livree des jungen Fürsten, die sie mit ihm gemeinschaftlich verbessert, neu gemodelt, neu gezeichnet hatte. Aber der Wagen fuhr ja an ihrem Hause vorüber und hielt . . drüben bei der noch immer in Büchsenschußweite von ihr entfernt wohnenden Fürstin Wäsämskoi? . . . Sie erschrak darüber nicht. Ist das der Besuch, sagte sie, den Egon schon längst bei der grillenhaften Frau macht, die sich seit der Flucht ihrer Tochter und der Ankunft ihres abenteuerlichen Schwiegersohns vor niemandem mehr sehen läßt? In der That kehrte auch Egon's Wagen sogleich zurück. Die Fürstin Wäsämskoi hatte ihn nicht angenommen oder war nicht zu Hause oder war bei Tische, wie sie selbst.

Es waren eigenthümliche Diners, die Pauline seit einiger Zeit veranstaltete. Sie bestanden aus einer kleinen gedeckten Tafel mit zwei Couverts in ihrem gelben ostensiblen Boudoir. Ein Nebentisch diente zum Anrichten. Eine große weißbrennende geschliffene Krystallampe stand auf der kleinen gedeckten Tafel, deren Gläser, damastene Decken, Porzellanteller und silberne Bestecks einen traulichen Anblick boten. Die im weißen Porzellanofen prasselnde Flamme, die Decken im Zimmer, die gleichmäßig schlagende Stutzuhr, alles das erhöhte die Stimmung, und um nichts zu vergessen, was den beiden, die hier zu essen pflegten, den Genuß werth machen konnte, erwähnen wir noch den im

Eiskühler schon frierenden Champagner. . . . So fast täglich, so auch heute. . . .

Die Ludmer entfernte sich und erhielt den Auftrag, daß sie die am Abend erwartete Gesellschaft in den großen Sälen empfangen sollte. Schritte hallten. Der ohne Anmeldung eintretende Fürst Egon küßte Paulinen die Hand und warf sich ohne weiteres sogleich auf die weichen gelbseidenen Kissen des Sofas. Er benahm sich als wär' er zu Hause, und Pauline war glücklich, den Allgefeierten bei sich zu haben, ihn hegen, ihn pflegen zu können, wie seine Mutter.

Viertes Kapitel.

Der neue Lykurg.

Sie waren bei der Fürstin Wäsämskoi, Egon? begann Pauline und lauschte behutsam auf die Stimmung ihres geliebten jungen Freundes, der in schwarzem Frack und weißer Halsbinde zwar erschöpft, fast leidend, aber mit der ihm eigenen Würde und Haltung an seiner gewohnten Stelle saß und sich langsam die Handschuhe auszog.

Ich hielt es für meine Pflicht, einmal wenigstens meine Karte abzugeben, sagte er mit fast tonloser Stimme, heiser, angegriffen. Rudhard ist so aufmerksam gegen mich, besucht mich, wenn er nur eine Minute erübrigen kann —

Sind das aber auch immer die Minuten, die gerade Sie freihaben? Belästigt Sie der Mann nicht? . . . Die Geheim-

räthin strich mit der Hand des Fürsten Stirn. Sie erschrak über seine Abspannung.

Ich höre Rudhard gern. Es gibt mir Muth, meinen weiland Lehrer, den ich so hochachte, mit mir in Uebereinstimmung zu wissen.

Die Geheimräthin wagte, um den Fürsten zu zerstreuen, an persönliche Angelegenheiten zu erinnern, ob Olga geschrieben hätte, ob Helene wirklich in Italien wäre, ob Heinrichson sich ihnen schon angeschlossen hätte. . . . Rudhard spräche darüber nicht, sagte Egon und erwähnte Dystra, der Aufsehen mache durch seine Sonderbarkeiten. Dieser Dystra wäre ein sittlicher Polytheist, ein Ideen-Gourmand, wie er sie nicht leiden könne diese Allesschmecker und Nichtsverdauer. Bären, Affen und Hunde sind, wie ich höre, ihm lieber als die Menschen. Er sollte die Bekanntschaft Ihres Schwiegerpapas suchen, den die Menschen in seiner juristischen Praxis so anwiderten, daß er zuletzt weniger daran verzweifelte, Hunde und Katzen auszusöhnen als die Leidenschaften unserer Rasse.

Kommen Sie zu Tisch, Egon! sagte die Geheimräthin, erschreckend über die tonlose, fast krächzende, trockene Stimme des Staatsmanns, der heute viel geredet zu haben schien. Sie sind ermüdet! Stärken Sie sich an meinen kleinen Mahlzeiten, die Sie noch diesen Winter liebgewinnen sollen. Wenn Sie erschöpft sind von der Politik, Egon, wenn das Ceremoniell des Hofs, ja Ihres eigenen Hauses Ihnen selbst die Freuden der Tafel verleidet, so kommen Sie zu mir! Pauline servirt ihrem Freunde eine kleine, verschwiegene, stille, trauliche Existenz! Die Ludmer ist eine Künstlerin in der Sphäre Vatel's: Harder's einz'ge Region, in der man sich auf einige Kenntnisse von ihm verlassen kann, ist sein Keller . . . kommen Sie, Egon!

Die Bedienten brachten Austern, Caviar, geröstete Brotschnitte. . . . Als sie gingen, sagte Egon lächelnd und sich am Tische,

wo er Paulinen gegenüber Platz genommen, mit lassen Händen selbst bedienend: Mais à deux? Wer versprach denn —?

Ich schrieb Melanie und lud sie ein, sagte Pauline, ohne im mindesten die Mienen zu einem Lächeln oder einem Spotte zu verziehen, sondern wie im Drange des aufrichtigsten Bedauerns, daß ihr die Lösung einer sehr ernsten Aufgabe nicht gelungen; ich schrieb Melanie und lud sie ein. Sie wird erst den Abend kommen. Zu diesem Diner nicht, die Gründe soll ich mündlich hören.

Ohne spröde zu sein, weiß sie doch gut zu rechnen, sagte Egon lächelnd. Sie fürchtet die Vertraulichkeit eines solchen kleinen Mahls à la Régence.

Die Bedienten hinderten eine weitere Erörterung dieses Themas. Sie schenkten Madeira ein und boten dem sonderbaren sich hier gegenübersitzenden Paare davon in zierlich geschliffenen Gläsern. Nachdem kam eine fast überkräftige Suppe und überhaupt ein so ausgesuchtes, gewähltes Diner, daß wir die einzelnen Gänge ebenso wie die Unterbrechungen durch die Diener mit Stillschweigen übergehen können. Das Gespräch, das sich in den Zwischenpausen frei ergehen konnte, kam etwa auf folgende Aeußerungen hinaus:

Ich habe darüber nachgedacht, sagte Egon mit träumerischem Sinnen, worin ich eigentlich den Zauber dieses reizenden Mädchens finden soll. Der Glanz ihrer Schönheit scheint dauerhaft, er wird nicht zu bald erblinden. Aber selbst eine ewige Schönheit wäre in dem Fall etwas Vorübergehendes, wenn die Schönheit nur ihrer Schönheit allein bewußt wäre. Ich finde das so liebenswürdig an der Melanie, daß sie sich mit einer Leichtigkeit gibt, als wäre sie nur lachend, nur graziös, nur munter. Sie macht kein steifes Wesen von ihrer Schönheit. Zuletzt ein gewisser gutmüthiger Zug, eine gewisse . . .

Nennen Sie's nur geradezu, sagte Pauline, wie es ist. Melanie gefällt Ihnen deshalb so sehr, Egon, weil sie bequem ist.

Bequem? Ja, theuere Pauline, fast glaub' ich, daß Sie das rechte Wort sagen. Wenn man so wie ich jahrelang die Liebe behandelt hat wie die erste Aufgabe unsers Lebens, wenn man Frauen gefunden hat, die, indem sie Liebe gewährten, unsern ganzen Menschen dafür in Anspruch nahmen und verbrauchten, so lernt man ein Wesen schätzen, das keine Gefühlswühlerin ist, keine Gedankengrüblerin, keine heimliche, versteckte, sonderu eine offene, gutmüthig ihre Schwächen eingestehende Coquette. Ich weiß wahrlich, das Kapital, das am Ende ein Weib zu vergeben hat, ist sehr klein, und allen Frauen liegt daran, daß sich die Sage von der unendlichen Größe ihrer Schätze erhält. Man lobt und preist die Dichter, die Frauenliebe als etwas Unendliches und einem im tiefsten Grunde des Meeres zu suchenden Schatze nur Vergleichbares darstellen. Lieber Himmel, das ist eine Verabredung unter diesen Phantasten! Die Angelegenheit, um die es sich zwischen Männern und Frauen handelt, ist eine so außerordentlich einfache, und ich gestehe Ihnen, ich bewundere und schätze gerade die Natürlichkeit, die diese Wahrheit eingesteht.

Pauline lächelte und betrachtete sich jetzt erst genauer ihr Tête-à-Tête. Egon war seit vierzehn Tagen Staatsminister, dirigirender Chef des Landes; er hatte die Kammer entlassen und große, energische Grundsätze ausgesprochen. Er saß nun da so einfach vor ihr, derselbe Mann, der alle Gedanken in Anspruch nahm, alle Leidenschaften beschäftigte. Er aß an ihrem kleinen Tisch, erholte sich bei ihr von seiner auch äußerlich schon sichtbaren Erschöpfung. Wie fühlte sie das nach! Wie machte sie diese Erholung glücklich! Egon war hoch, schlank wie immer, seine Gesichtszüge edel und fein, seine Haltung fürstlich, seine Kleidung zwar noch durch keinen Stern geziert, aber doch wie die eines Hofmanns. Wie blaß aber die Mienen des Antlitzes! Wie hoch die Stirn, der oben und zu beiden Seiten Morgens die Haare in Büscheln entfielen! Wie zuckten die Lippen so spöt-

tisch! Wie krampfhaft gereizt waren seine Bewegungen, wenn er nach einer Schüssel griff! Wie bitter der Humor, wenn er, den kleinen Schnurrbart mit der Serviette reinigend und ein Glas Eremitage an die Lippen bringend, sagte: Ah, Pauline! Dieser süße Genuß, doch wenigstens etwas zu wissen, was fest steht und gewiß bleibt! Dieser feurige Burgunder ist die einzige feste Thatsache, die ich seit lange unter den Händen gehabt habe. Was hab' ich Schwankendes gesehen, und was gleitet mir nicht alle Tage flüssig und unhaltbar durch die Finger! Diese vierzehn Tage, wie reich an Hoffnungen, wie gesegnet an Täuschungen! Sehen Sie, auch das ist an Melanie schön. Man weiß, was man an ihr besitzt. Sie ist eitel und gesteht es. Sie will gefallen und sagt es. Sie verräth uns, daß sie sich mir nur unter großen Bedingungen ergeben könne. Auch diese Offenheit lernt man schätzen, wenn man wie ich in der Lage ist, nichts, nichts mehr mühelos aufzufinden! O Gott, Pauline, wie oft mocht' ich schon in diesen vierzehn Tagen mit dem Kopf an die Wand rennen! Nichts ist mühelos, die einfachste Erörterung nicht! Bei Gott, es verstehen mich nur drei oder vier Menschen, der König, die Königin, Sie und Melanie —

Waren Sie heute mit dem Hofe zufrieden?

Mit dem Monarchen immer, mit seinen Umgebungen niemals. Diese Menschen fragen nach jedem Begriff, was er bedeute, nach jeder Maßregel, was sie nützen oder schaden könne. Dem Monarchen sagt' ich: Ich ehre die Monarchie. Der Fürstin: Ich ehre die Sitte — nun verstehen mich doch diese beiden, in allen Fragen wissen sie, daß ich ihr Bestes will. Aber die andern!

Die Sitte? bemerkte Pauline lächelnd und befahl den Bedienten, jetzt schon den Champagner zu öffnen. Als eingeschenkt war und die Diener sich entfernt hatten, sagte Egon: Warum zweifeln Sie an meiner Sittlichkeit?

Pauline schwieg, warf ungläubig die Lippen auf, Egon aber

fuhr fort: Ist das unsittlich, daß ich hier Ihnen gegenüber mein Mittagsmahl nehme und mich glücklich fühle, irgendwo einen Ort zu haben, wo ich mich ausruhen darf und wo man mir die Ruhe gönnt?

Pauline reichte ihm fast gerührt die Hand über den Tisch....

Geben Sie mir nicht die Hand, Pauline! sagte Egon, sie sanft zurücklehnend. Ich verdiene es vielleicht nicht um Sie, denn gestern Abend, als in den kleinen Cirkeln von Ihnen die Rede war —

Von mir?

Und nicht in den freundlichsten Andeutungen —

In der That?

Was erwarteten Sie wol von mir?

Daß Sie mich vertheidigten.

Ich that es, aber mit Waffen, die Sie vielleicht misbilligen.

Nennen Sie sie!

Ich nehme Anstand . . .

Ich muß alles hören, was man in den kleinen Cirkeln von mir gesprochen hat. Also?

Nun denn, Pauline! Ich nannte Sie — alt. Ich sagte ferner, Sie hätten das edle Bedürfniß, sich mit dem Sohn einer Mutter, mit der Sie verfeindet waren, auszusöhnen, und ich schätzte an Ihnen diese Reue und liebte, da ich keine Mutter mehr besäße, Sie als die Stellvertreterin derselben. Das war eine sehr liebevolle Impertinenz?

Paulinen zuckten in der That die Nerven. Sie war denn doch von einer so heroischen Aufrichtigkeit zu sehr überrascht. Sie stand allerdings schon an dem Scheidewege, sich eine Matrone zu nennen. Aber hindrängen mußte man sie darauf so schroff nicht, so jäh und abschüssig nicht.

Sind Sie mir böse? fragte Egon.

Die Geheimräthin faßte sich erst allmählich, biß sich in die Lippen und sagte dann lächelnd: Warum sollt' ich? Sie haben

recht, ich bin alt. Im übrigen glaub' ich, daß Sie ganz gut thun, den Jargon dieser kleinen Cirkel zu sprechen, wenn Sie doch einmal an ihnen theilnehmen müssen und jemand dort nützen wollen.

Ich muß, um Doppelpolitik zu hintertreiben.

Dann wünscht' ich aber doch, fuhr Pauline noch etwas gereizt fort, die Gräfin Altenwyl käme einmal auf Melanie Schlurck zu sprechen und früge den tugendhaften jungen Premier, den Abgott aller pietistischen Hofdamen, wie er verantworte, seit dem Tage, wo er eine berühmte junge Coquette auf dem Wege nach Solitude zu Pferde gesehen, sich sogleich in sie zu verlieben und bei der chère Maman Pauline von Harder täglich nach einem Rendezvous, nach einem Tête-à-Tête mit ihr zu schmachten?

Die Bedienten brachten eben ein aus den vollendetsten Herbstfrüchten bestehendes Dessert. Als sie fort waren, sagte Egon, eine Melone pfeffernd: Bittere Wahrheit! Unser Magen verdaut das Süßeste nicht, wenn wir es nicht durch die Vernunft unterstützen. Ich gebe Ihnen das heilige Versprechen, daß ich auch in Betreff Melanie's auf jenem Tugendpfade bleiben werde, den Sie belächeln, Freundin! Der Verhältnisse, Sie wissen, was das Wort bezeichnet, bin ich überdrüssig. Ich habe mit einer Grisette wie in der Ehe gelebt und habe Lust, Liebe, Leid im reichsten Maße genossen. Ich hatte dann eine zweite Ehe. Ich bedarf, ich seh' es wohl, der Frauen. . . .

Pauline drohte ihm schalkhaft; denn Egon that fast, als wäre sie seine dritte Ehe. In der That, fuhr er fort, wenn ich meinen kleinen Roman mit Melanie fortsetzen sollte, würd' ich in die Lage kommen können, sie zu heirathen —

Prinz, welche Thorheit! rief Pauline und sprang auf. Fürst Egon von Hohenberg wird Melanie Schlurck, die Tochter eines in seinen Vermögensverhältnissen, wie es scheint, zerrütteten Advocaten, die ehemalige Verlobte eines Stallmeisters nicht zur Fürstin erheben!

Fürst von Hohenberg! sagte Egon bitter. Wiederholen Sie dies Wort, seit wir die Denkwürdigkeiten meiner Mutter lasen, noch mit so würdevollem Nachdruck?

Welche Sorge! entgegnete Pauline mit einem eigenen Anflug von triumphirender Ueberlegenheit. Sie sind trotz der puritanischen Buße, die sich Ihre Mutter glaubte auferlegen zu müssen, der Sohn des Fürsten Waldemar von Hohenberg und werden den Glanz Ihres Namens nicht erlöschen lassen —

Doch! Doch! Pauline! erwiderte Egon sehr ernst und trübe. Wenn ich Minister bleibe und mir Melanie sich als Bedürfniß so erhält, wie sie es zu meinem Entsetzen schon geworden ist, so werd' ich sie heirathen müssen.

Unglaublich!

Dann gut! Ich will Melanie nicht mehr sehen, nur Sie, Pauline, nur mit Ihnen will ich reden, mit Ihnen debattiren, diniren; aber diese jungen Schönheiten, die Sie um sich versammeln, diese reizenden Gestalten entfernen Sie! Ich kann mich nicht mehr an diese vorübergehenden Irrthümer, an die eiteln Naivetäten, an die sentimentalen Coquetterieen preisgeben, oder ich wähle ein Weib, und Sie haben recht, ich habe allerdings Ursache, eine aus den höchsten Ständen zu suchen.

Man räumte die Tische hinweg. Egon nahm auf dem Sofa Platz und stützte das Haupt auf.

Sie sind heute wieder einmal ein Grillenfänger, begann Pauline von Harder und fuhr dem jungen Fürsten durch die Locken, von denen sie bemerkte, sie würden ihm immer lichter werden, wenn er so seinem Trübsinn nachgäbe und dem Beispiel einer Mutter folge, die ihm ihr selbstquälerisches Temperament vererbt zu haben schiene.

Ach, sagte Egon, welch ein drückendes Gefühl bleibt es doch, so an sich selbst nicht mehr glauben zu dürfen und sich als ein anderer zu wissen, als der man von den Menschen genommen wird! Seit ich die Denkwürdigkeiten meiner Mutter las, ist

mein Innerstes zerstört. Diese verblendete, von der Leidenschaft der Wahrheit bis zur Grausamkeit hingerissene Frau! Um Buße zu thun, um ihre Reue zu bekennen, um ihren Sohn zur Nachfolge Christi, zur Demuth zu bewegen, muthet sie ihm für sein ganzes Leben eine Lüge zu, einen Betrug gegen sich selbst und die Welt!

Man brachte den Kaffee. Pauline winkte den Bedienten, die an rasches Serviren gewöhnt waren, sich zu entfernen. Lassen Sie diese Erinnerungen! sagte die nächst der Ludmer einzige Mitwisserin des Geheimnisses, daß Egon nicht der Sohn des Feldmarschalls von Hohenberg war. Es gibt nur Ein Wesen, das in die Geschichte der Verirrungen Ihrer Mutter eingeweiht ist —

Verirrungen! griff Egon träumerisch das Wort auf. Als ich die Denkwürdigkeiten meiner Mutter las, fühlt' ich, sie kommen, so grausam sie für mich sind, doch von einer andern Welt als der, wo wir irren. Pauline, ich hätte Sie damals tödten können, weil Sie sich mit so verschlagener List diesen Besitz aneigneten —

Erlaubte Selbsthülfe, Prinz!

Nein, fuhr Egon gesteigerter fort, ich segnete Sie schon nachher selbst in meinem Schmerz. Ich war zu Thränen gerührt, als Blatt für Blatt diese Geständnisse aufflogen und ich in den Grund eines das Unmögliche suchenden, verzweifelnd ringenden Herzens blickte. Ach, als ich heute die Altenwyl in bequemer Behaglichkeit so albern religiös sich geberden sah, so sicher in ihrem Christenthum wie eine Predigthörerin im bequemen Kirchenstuhl, als man mir zumuthete, die Erbschaft der Johanniter getrost der Stadt zu überlassen und den vom vorigen Ministerium begonnenen Proceß zu Gunsten einer pietistisch-jesuitischen Coterie — die ich klar durchschaue — fallen zu lassen, wie ging mir da beim Anhören dieses Nebelns und Schwebelns kindisch bornirter Gemüthsgründe das Bild meiner Mutter auf! Wer

ist unter euch, der mich einer Sünde zeihe, so konnte sie sagen solchen absolut Tugendhaften gegenüber! Sie, die sich, um sich ganz verachtet zu machen, sich ganz zu entkleiden, ganz zu stäupen und zu demüthigen, selbst anklagte, sie, die keine gleisnerische Falte in ihrem Leben sogar dulden und in mir dieselbe Demuth, dieselbe Entsagung und Gottergebung durch irgendeinen großen Entschluß wirken wollte! Ich hatte sie gekränkt von Kindesbeinen an. . . .

Aber, Egon! So entschuldigen Sie diese Mutter? rief Pauline. Sie konnte jedem ihren Fehltritt, der mich damals namenlos unglücklich machte, beichten, warum Ihnen? Sie hat Ihre Ruhe vergiftet, sie hat Ihnen den Glauben an sich selbst genommen. . . .

Denken Sie sich in diese Verirrung nicht hinein! unterbrach Egon. Sie verstehen diesen Trieb nach Wahrheit und diese Aufforderung zur Demuth nicht!

Ich finde in der Manie der Wahrheit keine Tugend mehr.

Sie wollte mit keiner Lüge aus der Welt gehen! Sie wollte ganz zerknirscht sein, ganz gedemüthigt vor den Menschen und vor mir, dem sie die Grenze des Selbstgefühls wies! Einmal flammte noch die Angst in ihr auf. Sie schrieb an Rudhard, er sollte ihre Geständnisse prüfen. . . .

Ihren Namen, den Namen Ihres Vaters schänden!

Nein! Nein! Pauline! Wenn die Todte das sähe! Ich sitze auf den schwellenden Polstern ihrer Feindin!

Was ist Ihnen, Prinz!

Als ich diese Denkwürdigkeiten, die unter Thränen geschrieben wurden, las, dankte ich dem Zufall, daß sie Rudhard, der Ansprüche darauf machte, nicht erst gelesen. Sie allein kennen sie. Sie allein, Pauline, wissen, daß die junge Gräfin Hohenberg ihre erste Freiheit von einem brutalen, rohen, sinnlichen, gewöhnlichen Gatten, dem berühmten Krieger, zu einer Badereise benutzt und in dem Jubel einer endlich einmal erlösten

Existenz in dieser Freiheit von vier Wochen so schwach war, den Schmeicheleien eines liebenswürdigen jungen Mannes nachzugeben, den auch eine Kette band, auch ein Schicksal drückte. . . .

Sie sind so grausam wie Ihre Mutter!

Vergeben Sie, Pauline, ich muß es mir oft vorführen, um es von einer Mutter verstehen zu können. Ich möchte von Heinrich Rodewald, meinem wahren Vater, eine gute Vorstellung haben. Die Mutter schildert ihn wie einen Gott. Aber die Erinnerung mag verschönert haben. Ist es doch ein Frühlingshauch, der über diesen Blättern weht! Welche Seligkeit, wie sie ihre Freiheit in der landecker Badereise schildert! Die erste Freiheit! Der erste Strahl des erwachenden Selbstbewußtseins! Sonst Nacht, sonst Nebel, Qual täglich, Pflicht stündlich, nur Sklaverei! Und nun dieser erste Lichtstrahl! Und wen verklärt er? Einen Rodewald! Sagen Sie, verdiente er dies Entzücken?

Sie sind sein Ebenbild!

Besaß er seltenen Geist?

Mehr den Geist der Entwickelung als den der Synthese.

Mehr Denker also als dichterisch. Die Frauen lieben die Analyse. Ach, ich sehe das! Pauline von Ried ist krank, elend, sie badet, um zu genesen. Ihr Freund und Verehrer begleitet indessen stündlich Paulinens Jugendfreundin, findet Gefallen an der reizenden jungen Frau, die in Wonne schwelgt über einen Kieselstein aus dem Bache, über eine Blume, einen Käfer. Sie denkt, das alles wäre der Zauber einer Badereise; da müsse man einsaugen für das ganze Leben, jeden Grashalm genießen, jedes Vögelchen bewundern, aus allen Schnüren und Bändern die trunkene Seele erlösen. Und dieser junge Schwärmer sagt ihr, daß er von Pauline von Ried sich trennen müsse, um zu leben, sie quäle ihn, sie morde ihn. . . .

Ha! Wie verwandt sind Sie ihm! Ja, ja, das ist die Sprache

eines Don Juan, der kein anderes Mittel, Amanda von Hohenberg zu bethören, wußte als das, mich herabzusetzen!

Egon lächelte und sprach fast in sich hinein: Heinrich Rodewald ist wie ich. Er konnte also das Glück nicht ertragen! Ha, ha, euer Glück! Das Glück, euch und euere Liebe zu besitzen? Und Amanda, die glaubt, die liebt zum ersten mal, die jubelt, einen Mann gefunden zu haben, der ihr eine edlere Vorstellung von unserm Geschlecht einflößt als jener rohe, mit Orden behangene Landsknecht! Sie beschließen eine Trennung von dem damaligen Grafen von Hohenberg. Rodewald, ein Gelehrter, schien ihr der reinsten Gegenliebe würdig. Sie scheidet von dem Badeorte voll edelster Vorsätze —

Falsch, heimtückisch gegen ihre Freundin —

Aber wahr gegen meinen Vater und wahr gegen den Grafen, ihren Gatten. Amanda kommt nach Hohenberg — eben im Begriff, dem General ihre ganze Schuld einzugestehen, den Beistand eines Rechtsfreundes zu einer legitimen Trennung anzurufen, das Band, das sie an Rodewald knüpfte, kirchlich einsegnen zu lassen . . . fällt dem zerrütteten Finanzwesen des großen Kriegers jene halbe Million der österreichischen ausgestorbenen Linie unsers Hauses zu! Nun stockt sie. Nicht aus Gefallen am Glanze für sich, sondern aus Erwägung, Rücksicht, aus Liebe zu dem Kinde, das sie unterm Herzen trägt. Verlorene Stunden bei guten Vorsätzen sind verlorene Tage, verlorene Tage da verlorene Jahre. Mistrauen gegen Rodewald ergreift sie. Sie sieht ihn wieder. Wieder faßt sie neues Vertrauen. Wieder will sie sich dem General entdecken, wieder von ihm die Einwilligung zu einer Trennung begehren, will wieder wahr sein, tugendhaft, wenigstens bereuend, da erhebt der Monarch seinen Liebling in den Fürstenstand. Fürst Waldemar von Hohenberg! Das Kind, das sie unterm Herzen trägt, nun ein Fürst: reich und ein Fürst! Ein Kampf der Rücksichten! Gegensatz auf Gegensatz! Die Mutterliebe streitet mit der Liebe zu Rodewald, die

Furcht, die Besorgniß übermannen sie. Die Entschließung verzögert sich. Der Augenblick des Geständnisses wird verschoben, verschoben die Möglichkeit einer Ehrenrettung vor der Welt und endlich — ganz versäumt. Die Fürstin Amanda, damals noch weltlich, noch flatternd wie ein Schmetterling, denkt an die Zukunft ihres Kindes, träumt, daß es eine glänzende, glückliche sein könnte, und auch Rodewald . . . nicht wahr, er ist an seine Kette zurückgekehrt?

Nein, Sie Grausamer! unterbrach Pauline den vor sich hinstarrenden und diese Geständnisse nur kurz so ausstoßenden Egon. Nein, zurückgekehrt an ein Sterbebett! Ich war dem Tode nahe. . . . Ich erfuhr von Rodewald's Untreue, aber ich glaubte nicht. Ich wollte nicht glauben. Noch jetzt, Egon, wenn nicht Heinrich's Auge, seine Stirn, sein Gang, sein eigenstes Wesen sich in Ihnen abspiegelte. . . .

In der That? bemerkte Egon der ihn fast umarmenden Frau seufzend und richtete das Haupt zu Paulinen auf, indem er sagte: Wie bin ich doch gefangen, Pauline! Der stolze, ehrgeizige, weltstürmende, weltschirmende Egon hat eine Meisterin über sich, die ihm, wie Sie einmal sagten, die Hölle werden könnte!

Sie sind der Sohn Ihres Vaters!

Bastard von Hohenberg! Wie mich das schüttelte! Wie mich das eingeengt hat! Wie bin ich sogleich stolzer, eitler geworden, als in meiner Natur liegen durfte. Ich hatte sogleich einen stillen Mahner in mir, den ich nicht anders betäuben konnte als durch Luxus und adelige Anmaßung. Die Wahrheit der Legitimität, die in der Form, im Zugeständnisse liegt, hab' ich erst jetzt verstanden, jetzt erst gewürdigt. Die Thatsachen entscheiden, nicht die Untersuchungen. Von dem Tage an, wo ich erfahren mußte, daß ich nicht des Fürsten echter Sohn bin, hab' ich den Fürsten, meinen scheinbaren Vater, angefangen hochzuehren, beinahe liebzugewinnen, bin den Spuren seiner rohen Bildung fast mit Interesse gefolgt: Ich war Fürst mit Leib und

Seele, des Fürsten echter Sohn im Geiste. Wie räthselhaft ist doch alles im menschlichen Gemüth!

Wenn diese Geständnisse Ihrer Mutter, sagte Pauline, bewirkt haben, daß Sie Ihres Standes und Berufs eingedenk wurden, unpassende Freunde und Genossen aus Ihrem Umgang entfernten, Ihre Stellung behaupteten, so haben Sie mehr und Besseres erreicht, als Amanda beabsichtigte —

Ich bin reif, in ein Kloster zu gehen oder den Propheten zu spielen und die Welt in Flammen zu setzen um meines Glaubens willen. . . .

Geben Sie mir die Hand, Egon! Seien Sie besonnen! Was verdank' ich Ihnen nicht! Sie erquicken mein verschmachtendes Gemüth, Sie stillen noch einmal den Durst eines verzweifelnden Gefühls der Nichtbefriedigung! Wie leb' ich mit Ihnen! Wie folg' ich Ihrer großen, bewunderungswürdigen Bahn! Wie sonn' ich mich in Ihrem Glanze! Diese Leidenschaften, die mich sonst darüber unglücklich gemacht haben würden, daß ich in Ihnen die Züge Heinrich Rodewald's wiederfand, schlummern nun. . . . Wie können Sie von einer Hölle reden!

Egon schwieg, blickte nieder und sagte zuletzt träumend: Wo mag mein Vater jetzt weilen? Lebt er wol noch? Wer ist das junge Mädchen gewesen, das Sie, Pauline von Ried, ihm selber gaben, um zu verhindern, daß er zur verhaßten Amanda zurückkehrte? . . .

Wie treu Ihr Gedächtniß ist, Egon! Sie müssen diese Blätter oft lesen!

Ja, Pauline, sagte Egon gerührt, ich lese sie oft, sie sind ein Gedicht. Sie sind die Bekenntnisse einer wirklich schönen Seele. Ein junges, unerzogenes Mädchen, dumpf hinlebend, verheirathet, weil sie schön war, ohne Vermögen, ohne viel Bildung, ohne viel Lebensansprüche, nun gequält und die Qual ihres Loses für das allgemeine Frauenlos nehmend. . . . Da endlich jene Reise nach Landeck! Die Stelle, wo die Mutter mir

schreibt, daß sie von Heinrich Rodewald zum ersten mal auf den Schlag der Nachtigall wäre aufmerksam gemacht worden, les' ich täglich; denn ich kann sie auswendig. „Philomele scheidet nun", sagte Heinrich, „und auch wir werden uns trennen! Unbekanntes Land, das uns die Sängerin des Hains birgt, bis sie wiederkehrt! Ach, wir kennen unsere Heimat, wir kennen das Land unsers Winters, aber wir werden uns nicht wiedersehen." Pauline, diese Denkwürdigkeiten . . . ich lese sie oft; sie stärken, sie erheben mich. Ich begreife jetzt, warum sich meine Mutter zuletzt in die Fluten einer ungewöhnlichen Andacht warf. Sie wollte nicht blos die Sünde, sie wollte auch das nur einmal blühende Lebensglück vergessen. Sie wollte vergessen, wie die Erde so schön ist! Und gestehen Sie, waren Sie nicht erstaunt, daß ich nicht beschämt sage, als Sie auch nicht ein Wort der Anklage, nicht eins des vernichtenden Vorwurfs für Sie in jenen Papieren entdeckten?

Pauline schwieg finster; denn des Feindes Güte drückt. . . .

Ueber die Lösung des Knotens, fuhr Egon fort, fand ich nichts als die Worte: „Pauline erkrankte aufs neue. In dem Glauben, sie würde ihrem Uebel erliegen, in der Voraussetzung, mein Geliebtester würde schonungsvoll und edel meine Schwäche verzeihen und sich zu mir, der Treulosen, die dem Reichthum und Glanz ihres Kindes zu Liebe ihren Schwur brach und alle, alle betrog, in Vergebung zurückkehren, gewann sie eine junge, liebenswürdige kindliche Anverwandte und bestimmte sie zu Rodewald's künftiger Gattin. Ich habe nichts mehr von beiden, die sich wirklich verheiratheten und diese Länder verließen, gehört, nichts mehr hören mögen, ich wandte mich bald, da ich an dem Fürsten den gehofften Halt verlor, zu dem einzigen Hort des Lebens, dem Tröster aller Leiden, unserm Herrn und Heiland, der mir Gnade widerfahren ließ, aber auch stündlich zuruft: Demuth und Kreuz auf Erden ist allein die Erhöhung zum Himmel!"

Pauline runzelte die düstern Augenbrauen. Dies ernste Gespräch kam ihr zu unerwartet. Es weckte zu viel der schmerzlichsten Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Sie wollte der Gegenwart leben, den Augenblick genießen. Sie haßte alle Rück- und alle Vorblicke, sie floh die Reflexion und behauptete, Egon hätte eine verdrießliche Erfahrung gehabt und wäre nicht aufrichtig gegen sie. Sie haben ein Rencontre mit dem Herrn Voland gehabt, sagte sie. Ich weiß es, daß Sie ihn ungern in den „kleinen Cirkeln" sehen und ihm nicht verzeihen können, daß er das von Ihnen ihm dargebotene Portefeuille ausschlug. Die Beamten intriguiren? Die Provinzialpräfecten? Nicht?

Egon schwieg. Er wollte nicht antworten. Er weilte in den Erinnerungen seiner Mutter. Man brachte ihm hierher Briefe, Zeitungen. Er sah sie noch nicht an. Pauline kannte seine ernste Natur und mußte ihn schonen, um ihn nicht zu erzürnen. Sie las in den politischen Blättern. Dann und wann ließ sie eine Bemerkung fallen, eine Notiz laut werden. Egon antwortete einsilbig. Erst als Pauline leise ging, aus einem Kästchen an ihrem Schreibtisch eine Cigarre mit Grazie hervorzog, sie über dem Cylinder der Lampe behutsam anzündete und mit Anmuth sie dem Träumenden entgegenhielt, lächelte er, stand auf, nahm die dargebotene Licenz, sich es hier so bequem wie in seinem Hause zu machen, entgegen und wurde mit der ersten Wolke, die er hinausblies in das erwärmte, behagliche, stille Gemach, von dem Drucke, der auf seinem Herzen lastete, befreit.

Was bringen die Blätter? sagte er. Was fragten Sie mich vorhin über General Voland? Oder von Rochus von Westen, dem Gesandten? Oder dem Präsidenten von Flottwitz? Sprachen Sie nicht?

Er war zur Gegenwart zurückgekehrt.

Fünftes Kapitel.

Die Hintertreppen.

Die Geheimräthin fragte zuvörderst, wie der berühmte General sich zu ihm stelle.

Egon antwortete: Ich weiß jetzt, warum General Voland von der Hahnenfeder sich scheute, in mein Ministerium einzutreten. Ich habe Entdeckungen gemacht, die mich bestimmen werden, den Hof vor diesem unklaren Charakter zu warnen. Entsinnen Sie sich jenes Professors Rafflard, der sich an Helenen so geflissentlich anschloß?

Die Geheimräthin bemerkte, daß sie von Helenen selbst erfahren hätte, dieser Rafflard wäre ein Jesuit.

Helene, sagte Egon, war leichtgläubig, ein Spielball jeder Schmeichelei. Sie hatte von Rafflard Beweise seiner Intriguen genugsam in Paris erfahren. Sie wußte, daß ich alle Ursache zu haben glaubte, mich von ihm gehaßt zu wissen. Dennoch nahm sie ihn auf. Und warum? Weil er ihr sagte, sie hätte die zartesten Hände und das weichste Herz. Helene ist das Opfer dieser Unfähigkeit, irgendeinem freundlichen Worte zu widerstehen. Ich finde das unter allen Umständen liebenswürdig, aber es ist nicht unter jedem Umstande charakterfest.

Rafflard soll in Verzweiflung über Helenens Abreise sein, bemerkte Pauline. Der gute d'Azimont schrieb mir, daß seine Mutter dem Jesuiten den Auftrag gegeben hätte, zu Gunsten seines Vermögens, das der Mutter und durch sie anderweitigen frommen Stiftungen anheimfallen solle, eine Scheidung zwischen ihm und Helenen zu veranlassen.

Deshalb dieser Eifer, mich mit Helenen zu versöhnen! Des=

halb diese Leidenschaft, die mich zu einer Ehe zwingen wollte! Ich werde Helenen nie vergessen. Wo mir etwas Sanftes, Zärtliches, Weiches, Hingebendes Bedürfniß ist, werd' ich an Helene d'Azimont denken. Aber sie hatte den Fehler aller Frauen, für Liebe einen ganzen Menschen zu verlangen und nur da praktischen Charakter zu zeigen, wo man ihr nicht huldigte.

Egon gerieth immer in Feuer, wenn er gegen Helenen sprechen und weibliche Schwächen analysiren konnte. . . .

Sie sind blasirt, Egon, sagte die Geheimräthin lächelnd. Und seit ich weiß, daß Ihnen Rafflard so früh den Casanova zu lesen gab . . . Pauline hatte ein Bedürfniß, diese peinliche Unterhaltung heiterer zu modeln. Sie verschmähte dazu selbst ein frivoles Mittel nicht. Und Egon sagte: Rafflard legte den Grund meiner ersten Leiden. Er pflanzte früh in die Seele des Knaben verbotene Vorstellungen und lehrte mich Ekel und Ueberdruß an den Freuden, die andere beglücken. Diesem Schändlichen jetzt sagen zu dürfen: Sie verlassen dies Land binnen dreimal vierundzwanzig Stunden, gewährt mir eine große Genugthuung!

In der That? Wollen Sie das?

Er kann Helenen folgen nach Turin, Rom, Paris, wohin er will. Ich habe die sprechendsten Beweise, unwiderlegliche Anzeigen, daß er hier im Interesse der Hierarchie zu wirken suchte, und Sie würden erstaunt sein, wenn Sie wüßten, wer ihm Vertrauen geschenkt hat.

Rafflard bewegte sich zuletzt in den höchsten Cirkeln. . . .

Es fehlte wenig, daß er in die „kleinen" kam und eine Vorlesung über isolirte Gefängnisse hielt.

Diese wunderliche Hofromantik kommt noch einst in die Lage, Heilige anzubeten, auf deren Reversseite sich Lovelace präsentirt. Wie komisch ist doch dies Jagen nach dem Aparten, Exclusiven! Glauben Sie aber, daß General Voland —

Ich glaube nicht, daß dieser kluge Mann irgendwie sich an

untergeordnete Emissare preisgibt; aber ich weiß, daß das Terrain für den Jesuitismus bei haltlosen, in allen Widersprüchen der Zeit hin- und herschwankenden Naturen gar nicht so ungünstig ist. Selbst aus dem Schoße der Freimaurerei, die sonst eine geschworene Feindin Loyola's ist, hat sich wieder ein päpstliches Autoritätswesen entwickelt, ganz wie im vorigen Jahrhundert. . . .

Jetzt versteh' ich den Artikel, den Stromer vorgestern im „Jahrhundert“ lieferte.

Er verfaßte ihn nach meinen Angaben und ich beobachtete die Wirkung desselben in den „kleinen Cirkeln“.

O, erzählen Sie!

Als ich eintrat, fühlte ich an einer gewissen Stille in dem kleinen traulichen Zimmer, daß ich selbst eben der Gegenstand des Gesprächs gewesen war. General Voland steckte eben eine Zeitung ein, die er ohne Zweifel vorgelesen und glossirt hatte. Prinz Ottokar, ein Gegner des Generals, stand auf und sagte mit lautem Nachdruck, indem er mir die Hand reichte: Prinz Hohenberg, Sie haben recht, daß Sie unklare Schleicher abfertigen lassen! Als er gegangen war, sprach ich mich aufs entschiedenste gegen die geheimen Gesellschaften aus. . . .

Zitterte da die Altenwyl nicht für unsern geliebten Neubund?

Wohl! Man kam wieder mit all dem romantischen Geflimmer, dem ich nun und nimmermehr das Wort reden werde. Dies Liebäugeln mit dem Mittelalter hat den modernen Staat in seiner monarchisch-conservativen Form fast zur Unmöglichkeit discreditirt. Ich ließ die Altenwyl, die gutgeschulten Kammerherren, einige gottselige Präsidenten, die Hofmagier und Zeichendeuter alle reden, was sie wollten über diese Nothwendigkeit des Anschlusses gleichgestimmter Gemüther und was sonst für die Geschichte der Kreuzzüge und des Peter von Amiens Brauchbares vorgebracht wurde, und war zuletzt so frei, den General Voland über seine Meinung wegen der Jesuiten zu fragen. Die

Königin, etwas gereizt, warf sogleich die Aeußerung dazwischen, daß der General katholisch wäre. Der König in seinem scheuen Zartgefühl, in seiner Befangenheit vor allen extremen Meinungen, brach diese Debatte durch ein Album ab, dessen Blätter er mir vorlegte. Es waren . . .

Doch nicht die Zeichnungen des Gethsemane? fragte Pauline.

O nein, sagte Egon lachend. Frau von Trompetta ist seit ihrer Sammlung für die deutsche Flotte so in Ungnade gefallen, daß Frau von Altenwyl sie kürzlich schon eine der gefährlichsten Hochverrätherinnen nannte, die man nur ihrer frommen Verwandten wegen schonen würde.

Pauline mußte über diese Anschuldigung der Frau von Trompetta in Lachen ausbrechen.

Nein, fuhr Egon fort, jenes Album war eine Siegel- und Wappensammlung, die General Voland seit Jahren geordnet hat. . . .

Man sieht, daß wir im Frieden leben und uns nur zum Schein manchmal auf den Krieg berufen!

Ich mag etwas Aehnliches in meinen Mienen geäußert haben; denn mein Interesse an diesen bunten Malereien war sehr gering. Die Königin hob viele der in den Wappen enthaltenen Wahlsprüche hervor. Besonders gefielen ihr die provenzalischen, die General Arnheim gut übersetzen konnte. Ich litt, zu sehen, welchen Ideen und Beschäftigungen man bei Hofe in dieser Zeit nachgeht. Man betrachtet Siegel und treibt Wappenkunde! Man läßt sich erzählen, wie die Alten Glas brannten und wodurch besonders das glühende Rubin der gemalten Fensterscheiben gewonnen wird! Man sammelt Autographen und liest die Schriften über „innere Mission", die zu Hamburg in der „Agentur des Rauhen Hauses" erscheinen. Der König, gegängelt von den Frauen, hat die Liebhaberei des Allwissens und schlägt, da seine eigenen großen Kenntnisse doch immer noch nicht ausreichen, die noch größern des Generals Voland auf. Ruhig gibt dieser

seine Antworten, immer wie sich von selbst verstehend. Wir andern Menschen machen doch zuweilen einen Fehler, wir wissen doch zuweilen auch so gut wie nichts; allein der General ist unerschütterlich. Er ist ein Orakel, und die Königin würde, wenn er behauptete, er zähle wie Graf St.-Germain bereits hundert Jahre, es unbedingt glauben und diesen Glauben dem Gemahl zu einem Beichtartikel, zu einer unumstößlichen Thatsache machen. Da ich Beweise in Händen habe, daß General Voland mit Rafflard und einem andern Kryptojesuiten vertrauten Verkehr getrieben, so zitterte ich vor Ungeduld und hätte diese Wappen, diese Siegel, diese Autographen, diese Miniaturen vom Tische werfen mögen; allein ich mußte mich beherrschen. Die Rede kam auf die verschiedenen Formen des heiligen Kreuzes. Die Kenntnisse des Generals waren unerschöpflich. Er beschrieb zu großer Rührung der Altenwyl die Form des Kreuzes, wie sie von der heiligen Helena aus Jerusalem zuerst überbracht war. Er verfolgte die Geschichte dieser Formationen mit der Gründlichkeit eines Cuvier, der über die Erdrinde und deren Revolutionen spricht. Er nahm einen Bleistift und malte das Kreuz nach allen seinen abend- und morgenländischen Metamorphosen. Die Kreuzzüge, die Ritterorden, die Klostergeschichte, bei allen brachte er das Ecce signum in anderer Form und erläuterte die Symbolik, alle Veränderungen und Ausschmückungen jener ursprünglichen beiden geschälten Holzstämme, an die ich von Herzen glaube, mit wahrer Salbung und Rührung für die Gemeinde, da es sich um die Leidensgeschichte der ganzen Menschheit handelte. Ungeduldig beschleunigte ich diese Orgelei und sprach plötzlich von dem protestantischen Johanniterkreuz, das sich in unsern Gegenden fände, nicht aber in dem alten Magistratsgebäude, nicht in den kleinen Zellen des Rathskellers, deren obere Wölbungen noch mit dem alten Kreuz geschmückt wären, dessen Enden in dem Drei-Kleeblatt ausliefen. . . .

Pauline fragte erstaunt, was es mit dieser von Egon so scharf hervorgehobenen Anspielung für eine Bewandtniß hätte?

Sie hätten des Generals fragenden, starren Blick sehen sollen, fuhr Egon fort, als ich eine Oertlichkeit erwähnte, an welcher er jüngst mit Rafflard Ansichten über den Weltlauf austauschte, die ich wörtlich vor mir liegen habe! Sein Auge hob sich. Die große, breite Stirn verlor alle mystischen Runzeln. Der dünne, spärliche Bart auf der Oberlippe schien mir zu zittern. Welch ein Glück für ihn, daß die Königin diese Erwähnung des Rathhauses zur Veranlassung nahm, auf den Proceß der Gebrüder Wildungen zu kommen, und mir Vorwürfe machte, daß ich diesen Proceß vom abgetretenen Ministerium wieder aufgenommen hätte —

Pauline schaltete hier die Bemerkung ein: Aufrichtig, Egon! Man ist allgemein darüber erstaunt. Man weiß, daß Ihnen die Wildungen befreundet sind.

Egon zuckte die Achseln. Ich habe mir, sagte er, vom Justizrath Schlurck, der die Sache der Stadt führt, die Acten dieses Processes kommen lassen und kann mich von den Ansprüchen, die Dankmar Wildungen so leidenschaftlich und im unbesonnensten Eifer geltend machen will, nicht überzeugen. Noch weniger aber kann ich jetzt, wo ich auch den protestantischen Kirchenpapst, Propst Gelbsattel, durchschaut habe —

Pauline erfuhr von Egon unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Gelbsattel, Voland und Rafflard in einem Austausch eigenthümlicher Ideen von der Polizei belauscht worden waren —

Noch weniger, fuhr Egon fort, kann ich jetzt ruhig zusehen, daß diese oppositionellen Elemente ihre Kraft aus dem Eigenthum des Staats selber schöpfen. Es thut mir leid, Melanie's Vater zum zweiten mal kränken und verkürzen zu müssen, aber seine Deductionen für die Ansprüche der Commune genügen mir nicht. Die zweite Instanz wird von unserm Staatsanwalt mit

Eifer betrieben, und vor der Revision dieses Processes beim Obertribunal ist mir dann, wenn auch diese zweite Instanz zu unsern Gunsten spricht, nicht mehr bange.

Die Bedienten meldeten, daß die Ludmer oben in den Salons bereits empfange und dringend bäte, sie abzulösen. . . . Pauline wünschte aber das Ende der Verhandlung in den „kleinen Cirkeln" zu hören. . . . Egon stand auf und sagte: Das Ende besteht in der gesteigerten Erkenntniß, daß ich einen außerordentlich schweren Stand habe. Auf der einen Seite eine tollkühne Demokratie, auf der andern Seite eine gefährliche Romantik, die ohne Thatkraft ist. Mit meiner nüchternen genfer Doctrin zwischen beiden stehend, bin ich fast wie im Traum in die Lage gekommen, einen großen Staat von der Gefahr atomistischer Auflösung zu retten. Ich habe keinen andern Bundesgenossen als die materielle Existenz der Gesellschaft und die gesunde Vernunft der guten Bürger. Jeder, der Demagoge wie der Monarchist, ist angesteckt von Träumereien, die im Staat etwas anderes suchen als die Garantie der Ordnung, der guten Sitten und jener leidvoll-freudvollen Existenz, wie Klärchen in „Egmont" singt. Ja! Ich bin auch ein solcher Egmont zwischen den Albas und den Vansens unserer Zeit, und mein Klärchen will ich jetzt in Ihrem Salon suchen. Kommen Sie, verehrte Freundin, vergeben Sie meine Launen! Eine halbe Stunde unter Ihren Damen und dann zur Arbeit bis nach Mitternacht!

Pauline mochte noch nicht folgen. Bewegungen einer Art Rührung, des tiefsten Interesses und noch eine Menge Fragen hielten sie zurück. Sie erwähnte noch einmal die Erbschaft, an der Egon's Freunde betheiligt waren, und fragte nach diesen, nach Louis Armand, der von Hohenberg zurückgekehrt wäre, nach den Nachrichten, die er über Ackermann eingeholt hätte. . . .

Es sind die günstigsten, sagte Egon. Ich sprach Louis nur einige Minuten. Er ist früher gekommen, als ich wünschte. Auch Dankmar Wildungen, mein Doppelgänger, ist da, in tiefer

Trauer. Er hat seine Mutter verloren. So gern ich ihn schonen wollte, mußte ich ihm sagen, daß ich gegen seine Interessen auftreten würde. Er lächelte mit Bitterkeit. Ich finde diesen Freund gereizt über meine politische Entwickelung, von Louis nicht zu reden, den ich sogar warnen muß, sich von signalisirten Persönlichkeiten fern zu halten. Glauben Sie mir, Pauline, ich bedarf meiner ganzen gesammelten Kraft, um den Rücksichten nach allen Seiten hin nicht zu erliegen. Diese Freunde, die ich liebgewann, weichen in ihren Meinungen von mir ab. Sie verstehen eine Position nicht, die ihre bestimmten Pflichten hat. Mit einer so nachgiebigen Natur wie Siegbert Wildungen würd' ich mich verständigen. Mit Dankmar, seinem Bruder, nie. Ich bot ihm eine Stellung in meinem Cabinet. Er hat sie ausgeschlagen und mir aufrichtig, weil ich ihn um Aufrichtigkeit bat, die Misbilligung meines ganzen Systems ausgesprochen. Ich habe ihm nur mit einem Seufzer antworten können und ihn vielleicht für immer entlassen. Louis vollends ist ein Schwärmer. Er muß nach Frankreich zurück. Die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, hemmen meine Bahn, und Gott ist mein Zeuge, ich will etwas Fruchtbringendes, Festes, Großes, mag ich nun mit meinem Werke stehen oder selber mit seinen Trümmern fallen.

Eben hatte Egon diese mit feierlichem Ernst und mit dem ganzen Nachdruck eines sich selbst vertrauenden starken Willens gesprochenen Worte beendet, als es draußen an der Thür rauschte, raschelte, klopfte.

Herein, rief Pauline, die schon merkte, wer die „Fledermaus" war. . . .

Es war Melanie, die muthwillig hereinsprang und mit einer Neckerei den jungen Fürsten begrüßte.

Ist es erlaubt, sagte sie, ihre sich bauschenden Kleider hinterwärts zurückstreifend, die schöne Frau von Spitz so lange war-

ten zu lassen, bis Durchlaucht die Staatsgeschäfte in ihren blauen Augen vergessen?

In braunen Augen nur vergess' ich meine Pflichten, Melanie! erwiderte Egon und wollte die schlanke Hüfte umfassen und das schöne Mädchen an sich ziehen.

Himmel! sagte Melanie. Da fällt ein durchlauchtigstes Haar auf meine Schulter. Helfen Sie mir es suchen, Geheimräthin! Ich sammle diesen Herbst, um der Gräfin Wachendorf einen geheimen Broschenschmuck daraus flechten zu lassen.

Melanie! seufzte Egon. Spotten Sie nicht über einen Menschen, der seit drei Wochen täglich nur fünf Stunden geschlafen hat!

Aber nicht Opium nimmt! Hören Sie, Prinz! Man erzählt das! Um Gottes willen nicht!

Melanie sprach diese Bitte mit wirklicher Theilnahme und ging auf Egon, dem sie entflohen war, freundlich zu. Wie bemitleid' ich Sie! sagte sie fast traulich zu ihm.

Wär' ich so jung und schön wie Sie! warf Pauline dazwischen und hielt ihre Hand fest, so würd' ich Mitleiden mit diesen umflorten müden Augenlidern haben und sie küssen.

Ein solches Wort konnte nur möglich sein bei einer schon weit gediehenen Vertraulichkeit.

Wenn Sie die Augen schließen wollen, sagte Melanie, berühr' ich sie mit meinen Handschuhen. Ich hörte immer, das Handschuhleder der Frauen magnetisirt.

Egon schloß die Augen. Melanie näherte sich leise und hauchte die Lider mit ihrem Athem an. Egon merkte die Nähe des schönen Mundes. Er wollte Melanie im trunkenen Taumel haschen, aber sie entfloh ihm. Er ergriff seinen Hut, um sie zu verfolgen. So huschten beide fort, und erst auf der Emporstiege nahmen sie einen gemessenen, vernünftigen Schritt. . . .

Pauline aber machte etwas Toilette. Sie gestand sich, daß

sie ein großes Glück genoß. Ein junger, liebenswürdiger, von aller Welt bewunderter Mann war ihr seit der Entdeckung, daß er nicht den Fürsten Waldemar von Hohenberg, sondern einen Unbekannten, Namens Heinrich Rodewald, zum wahren Vater hatte, zugethan wie ein Sohn, zuweilen wie ein Gefangener. Sie schloß ihn wirklich in ihr Herz, das jener enthusiastischen Einseitigkeit, die man nach Rudhard's Theorie Liebe nennt, im höchsten Grade fähig war. Sie schloß ihn da mit aller Vorliebe um so inniger ein, als sie, wie wir gesehen haben, fast spielend, wie im Scherz durch Egon über die wichtigsten Ereignisse des Staats in Kenntniß gesetzt wurde und sich endlich in jenem Zusammenhange mit ihrer Epoche fühlte, den sie so lange vergebens erstrebt hatte. Es war ein hoher, triumphirender Stolz, mit dem sie ihre Gemächer verließ, um hinaufzusteigen in ihre, wie es schien, heute mehr als je gefüllten, jetzt gegen früher sehr veränderten Salons, die wir diesmal nur vom Standpunkt eines nur mittelbar zu ihnen Eingeladenen von der Hintertreppe aus belauschen wollen. . . .

Ein Theil der Gesellschaft war schon versammelt, als Fritz Hackert der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß sich in dem Hotel der Geheimräthin von Harder einstellte. . . .

Schon hielten einige Wagen vor der Thür. Er erkannte die Livree des Fürsten und einiger anderer vornehmen Besucher, die einstweilen von der Ludmer empfangen wurden. . . .

Als er eine Hintertreppe emporgestiegen und in einen mit Decken belegten und von Glaskugeln mit milchweißem Licht erleuchteten Corridor getreten war, gab man ihm den Bescheid, daß er erwartet würde, sich aber einige Zeit gedulden müsse, bis Madame Ludmer zu sprechen wäre. Man wies ihn in derselben Etage, wo die Gesellschaft sich versammelte, in ein heiteres Zimmer und stellte ihm ein Wachslicht hin mit dem Ersuchen, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen.

Es kommt überhaupt darauf an, sagte er zu dem Bedienten ziemlich vorwitzig, ob ich Zeit habe.

Der Bediente betrachtete den Anzug des kühnen Sprechers. Hackert hatte eine gewähltere Toilette gemacht und einmal an sein struppiges Haar, dem er keine Sorgfalt widmen mochte, weil er es der Farbe wegen haßte, sorgsamlichst die Bürste gebracht. Der schwarze Frack, den er trug, war etwas eng geworden, die Weste von verschossenem gelbem Piqué; sie hatte früher dem Justizrath Schlurck gehört, von dem er überhaupt seiner Stellung zu ihm gemäß die abgelegten Kleider trug. Seine Handschuhe waren von weißem, frischgewaschenem Baumwollgespinst. Da es draußen empfindliche Novemberkälte gab, so fror ihn in seinem leichten Staatsanzuge. Glücklicherweise fand sich ein Ofen. Er setzte sich an die ausströmende Wärme desselben, gerade einem Spiegel gegenüber, in dem sich wiederfindend Hackert vor sich her brummte: Gerade wie ein Junge, der eingesegnet wird und das erste mal das Abendmahl nimmt! Wenn die Dame, die mich sprechen will, noch hübsch ist, so fürcht' ich, hält sie mich meines Hemdkragens wegen für einen unschuldigen Jüngling und wird roth statt meiner. Wenn ich den Hemdkragen aufstellte! So! Jetzt das schwarze Tuch breiter gelegt — Ha! Nun hab' ich das Ansehen eines jungen Engländers aus einer Pension! Hackert! Hackert! Du hältst dich für schön, und die Sorgfalt deiner Toilette wird sich rächen!

Es währte geraume Zeit, ehe die Stille um ihn her durch irgendetwas Bemerkenswerthes unterbrochen wurde. Er hörte zuweilen einen Wagen rollen, zuweilen die Hausthür gehen und etwas die große Treppe, wie er sagte, heraufknackern. Im übrigen war es still. Die zurückgelegte Gardine zeigte den Hof und einen Blick in den kahlen, winterlichen Garten. Er sah Remisen, einen Stall und fand es in der Ordnung, daß in dieser Einsamkeit auch einige gewaltige Hunde klafften. Bei

alledem, sagte er sich, bin ich begierig, was man von mir will. Ich wette, es ist ein silberner Löffel gestohlen worden, und die Herrschaft hier will, daß ich mit Klugheit entdecke, welcher von den Bedienten der Thäter ist. Der impertinente Schlingel, der mir hier nichts als ein Wachslicht vorsetzte, ahnt vielleicht sein Schicksal nicht.

In diesem Augenblick hörte er nebenan in einem Zimmer, das gleichfalls nach dem Hofe hinausging und allerdings hintertreppenartig genug aussah, einige Worte, die ungefähr so lauteten: Wohin, wohin, werthester Herr Justizrath?

Lassen Sie mich, Beste! Ich kenne diese kleine Retraite —

Bleiben Sie in dem türkischen Zelt! Spielen Sie, Justizrath?

Danke! Danke! Ich warte hier, bis Se. Durchlaucht kommen. Ein paar Worte mit ihm, dann ist mein Geschäft abgemacht.

Wie Sie wollen, Justizrath! Ich schicke Ihnen den Thee hier herein! Aber, Himmel! Sie sind ein Einsiedler geworden, menschenscheu sozusagen! Was ist das nur?

Die Stimme, die diese Worte sprach, gehörte irgendeiner alten, in ihrem Organ verwahrlosten Frau.

Sie war krächzend und unmelodisch. Hackert kannte sie nicht. Aber Schlurck's Stimme war ihm sogleich gegenwärtig. Es erregte ihn nicht wenig, dem Manne wieder nahe zu sein, den er eine so lange, glückliche Jugendzeit hindurch gewohnt war wie seinen Vater zu betrachten und der ihn erst dann in Ueberwallung des Zorns aus dem Hause entfernte, als er sich ihm gegenüber rühmte, daß eine Jugendliebe nicht ohne Erwiderung geblieben war.

Es wurde alles still nebenan. In den vordern Zimmern, die zur Allee hinausgingen, merkte man die belebte Gesellschaft, der der Justizrath offenbar entfliehen wollte. Nebenan nur hustete und räusperte sich zuweilen derselbe Mann, der nicht ahnen

mochte, daß ihm sein ehemaliger Pflegesohn, der Schreiber Fritz Hackert, so nahe war.

Hackert konnte dem Reiz, sich dem Justizrath bemerkbar zu machen, auf die Länge nicht widerstehen. Er fing gleichfalls an zu husten und trällerte leise. Er glaubte jetzt damit Eindruck machen zu können, daß man ihn in ein so vornehmes Haus beschieden hatte, und stand, da der Justizrath ganz allein zu sein schien, mehrmals auf dem Sprunge, zu ihm einzutreten. Nur der Gedanke, daß jeden Augenblick nun doch wol die Dame kommen konnte, die ihn zu sprechen verlangt hatte, hinderte ihn an der Ausführung. Endlich, als diese sogenannte Madame Ludmer in ihrer Rücksichtslosigkeit auch zu weit ging und immer noch nicht kam und zuletzt gar Kuchen und Wein mit der Bitte schickte, nicht ungeduldig zu werden, faßte er sich ein Herz und entschloß sich, den Justizrath zu überraschen, und wär' es auch nur, daß er thäte, als hätte er sich in den Zimmern geirrt, und gleich wieder zurückprallte. . . .

Er öffnete die Thür. Ein Lichtstrahl fiel ihm entgegen aus einem bunten Gemach, das ohne Zweifel jenes obengenannte türkische Zelt war. Zwischen seinem Zimmer und jenem geöffneten Zelte lag noch ein einfensteriger Verbindungsraum, unerhellt. Ein Sofa stand hier gegen die Wand so gestellt, daß Hackert den darauf Sitzenden zwar bemerken, aber auch thun konnte, als säh' er ihn nicht, während er selbst halb unbemerkt blieb.

Schlurck blieb ruhig sitzen. Er glaubte, ein Bedienter sähe nach dem türkischen Zelte, und ließ Hackerten ruhig gewähren, der auf den Zehen nach vorn schlich und dem lauten Gespräch der vordern Säle folgen zu wollen schien. Ein Seitenblick zeigte ihm Schlurck's Perrüke, seine goldene Brille, seinen blauen Frack mit den gelben Knöpfen. Hackert ging so weit vorwärts, daß er schon im türkischen Zelte stand und sich grell genug in der Beleuchtung desselben, von dem kleinen Zimmer aus gesehen,

abschnitt. Nun richtete Schlurck doch den Kopf empor, erkannte Hackert, und von dem Gedanken ergriffen, der böse Dämon wage sich in diese Zimmer, um Melanie zu beunruhigen, sprang er auf, war mit zwei Schritten in dem türkischen Zelte, faßte Hackerten am Arm und riß ihn gewaltsam zurück.

Gemach, Herr Justizrath! rief Hackert. Was unterstehen Sie sich?

Was soll das hier? Hackert! Welche Dreistigkeit!

Nun, nun — ereifern Sie sich nicht, Herr Justizrath . . stör' ich Sie in Ihren Betrachtungen?

Was soll das? Wie kommen Sie hierher? Entfernen Sie sich! Augenblicklich!

Hackert lachte höhnisch und sagte dem Justizrath, daß ihn hierher eine Einladung beschieden hätte und er nachgerade gestehen müsse, daß ihm die Zeit lang würde.

Da er sich bei dieser Erläuterung zurückzog und Miene machte, wieder in sein Zimmer zurückzutreten, polterte der Justizrath, der gegen keinen Menschen in der Welt persönlichen Muth hatte, nur gegen Hackert, jetzt aber schon etwas besänftigt war: Eine Einladung? Von wem?

Von Madame Ludmer!

So! so! Hackert, hier vorn ist Gesellschaft. Warten Sie da, wo man Ihnen Platz angewiesen hat.

Danke für die Auskunft, Herr Justizrath! Guten Abend, Herr Justizrath! . . . Damit wollte der Schreiber höhnisch und die weißen Zähne weisend langsam sich zurückziehen. Still und voll genoß er die Wonne, sich hier gezeigt zu haben. Er zog die Thür nach sich, ohne sie zu schließen.

Da sie aufblieb und sich der Justizrath wieder rückwärts an die Wand auf sein Sofa gesetzt hatte, wie jemand, dem Gesellschaft zum Ekel ist und der nur auf eine Veranlassung wartet, nach irgendeinem vollzogenen Geschäfte sich zu entfernen, trat eine unheimliche Pause ein. Hackert regte sich nicht. Schlurck

stützte den Kopf auf und durchbohrte mit den Augen seine Brillengläser.

Das kleine Zimmer war nicht sehr erwärmt. Schlurck mußte niesen.

Helf Gott! rief Hackert nebenan von dem Ofen aus, wo er sich wärmte.

Schlurck blieb das Danke! schuldig, stand aber nach einer Weile auf und kam in Hackert's Wartezimmer.

Wie geht es Ihnen, Hackert? begann er jetzt mit einer Güte, die ihm eigentlich angeboren war, die er aber meist hinter äußerer Formenkälte und negativen philosophischen Maximen versteckte.

Danke, Herr Justizrath. Sie sehen, ich stehe auf Wartegeld.

Sie sind ja bei der Polizei eingetreten, fuhr Schlurck in nur künstlich barscherm Tone fort.

Steht das im Amtsblatt? fragte Hackert.

Ich hab' es von Pax. Der Obercommissar ist unser bester Polizist. Es macht ihm Ehre, daß er sich fähige Menschen aussucht und jungen anschlägigen Köpfen den Vorzug gibt.

Danke! sagte Hackert mit einer kalten, trockenen Malice.

Sie hören nicht gern, Hackert, daß Sie bei der Polizei sind. Es geht jedem so. Anfangs hat man Gewissensscrupel. Später treten die Erfolge ein, die sich belohnen, und der Wetteifer mit den Collegen thut das übrige. Man gewinnt in solchen Fällen selbst sein Elend lieb.

Geleciktes Blut macht wilder. . . .

Pax benutzt Sie zu geheimen Aufträgen. Auf solchem Wege kann man jetzt Carrière machen, aber stellen Sie Ihre Bedingungen ja immer vor den Coups, die Sie ausführen, nie nachher! Hören Sie! Auch muß man Grundsätze haben —

Den Grundsatz, keine zu haben.

Das ist dasselbe, Hackert! Ich prophezeie Ihnen eine glänzende Laufbahn, wenn Sie sich an Pax anschmiegen, nie mehr

anerkannt wissen wollen, als was Sie zu seiner Zufriedenheit ausführen, und überhaupt sich mit Verstand unterordnen. Bei diesen Menschen, die selbst wieder einem Höhern dienen, muß man nur nicht verrathen, daß man sie in Händen hat oder daß sie mit Dingen prahlen, die eigentlich den Subalternen gelungen sind. Sie haben sich lange von Bartusch kein Geld geholt. Bekommen Sie einen bestimmten Gehalt, Hackert?

Hackert nickte.

Kann man fragen, wieviel?

Zweihundert Thaler fix und fürs übrige Gratificationen.

Prisengelder sozusagen! fiel Schlurck lachend ein und fuhr dann mit der Behaglichkeit, die er immer fühlte, wenn er sah, daß es jedem Menschen in der Welt leidlich gut ging, fort: Hackert, da gratulir' ich! Ihre Anschlägigkeit wird Ihnen den Weg bahnen. Sie haben bei mir etwas gelernt, und wenn Sie auch nichts mit auf die Welt bekamen als ein paar Windeln in dem Korbe, mit dem Sie vors Waisenhaus gestellt wurden, Witz und Raffinement hat Ihnen die gütigere Mutter Natur geschenkt.

Wenigstens hab' ich ihr auch schon manches Lehrgeld dafür bezahlen müssen! antwortete Hackert bitter.

Sind Sie immer wohl? Gesund, Hackert?

Hackert schlug bei dieser Ablenkung die Augen nieder.

Kein Rückfall mehr in das alte Uebel?

Hackert schwieg. Jedem andern würde er mit einer Insolenz geantwortet haben. Schlurck's im Grunde weichliches Gemüth aber kannte er und fühlte die Theilnahme aus der barschen und äußerlich feindseligen, strengen Art, mit der der Justizrath ihn examinirte, hinlänglich heraus. So antwortete er ihm denn auch nach einigem Besinnen: Manchmal find' ich meinen Stubenschlüssel anderwärts, als wo ich ihn des Abends hingelegt habe. Das ist alles, was ich von dem Zustande jetzt gerade weiß.

Sie wohnen bei einem Barbier, Namens Zipfel?

Sollt' ich einmal Unglück haben, so ist Verband in der Nähe. . . .

Schlurck fing von seinen Unterstützungen, von Hackert's Stolz, von Bartusch an. . . .

Gestern besuchte er die Frau Gerichtsdienerin Spieß im Rathhause. Er geht recht klapperbeinig. Was ist ihm nur?

Schlurck meinte geheimnißvoll lächelnd, das käme davon, daß er Geister gesehen hätte. . . .

Hat Bartusch Geister gesehen? fragte Hackert.

Ich erlebe, daß er noch fromm wird! fuhr Schlurck kopfschüttelnd und frivol fort. Zur Spieß geht er vielleicht, um mit ihr zu beten. . . .

Hackert lachte und stellte die Vermuthung auf, daß Bartusch sich manchmal der Gefahr aussetze, von Treppen zu fallen, mit Wassergeschirren begossen zu werden und ähnliches Unglück zu erleben. Auch Schlurck lachte nun herzlicher. Beide aneinander gewöhnte Menschen fanden sich durch Frivolität wieder. Sinnenmenschen geht's nicht anders. Sie finden sich nicht, wenn sie Feierkleider der Seele anziehen, immer aber, wenn sie sich im Négligé belauschen.

Hackert, sagte Schlurck und kam ihm zutraulicher entgegen; ich habe Sie manchmal recht nöthig —

Warum duzen Sie mich denn nicht mehr, Herr Justizrath? Sie wissen doch —

Ich weiß, daß ich dich immer gern gehabt habe, Junge, und ein solches Ende unserer Freundschaft nicht voraussah. Seit du aus dem Hause bist —

Herr Justizrath, Sie sehen recht traurig aus. . . .

In der That zitterte Schlurck's Stimme und seine Brillengläser liefen vom umflorten Auge an. Er mußte die Gläser abnehmen. Hackertchen, ich bin der Alte nicht mehr, sagte er, die Gläser mit seinem ostindischen Taschentuche putzend, ich habe

zu viel auf Einmal erfahren müssen. Es ist doch wol, daß ich mich in diese Zeit nicht recht schicken kann. . . .

Alle Geschäfte gehen schlecht. . . .

Das wollte weniger sagen, Kind, obgleich auch — der Trieb, Neues zu beginnen, gehört nur der Jugend. Unser Fleiß im Alter ist an die einmal gezogenen Gleise gebunden. Ach, und die Welt ist so verkehrt, die Menschen rennen so toll an einem vorüber, es ist kein Frieden, keine Gemüthlichkeit mehr in den Auffassungen! Drommeldey ist der einzige Philosoph, der noch übriggeblieben ist von der alten Zeit, und auch der fängt an von Systemen und einem fertigen Glauben zu reden. . . .

Sie wollten ja immer nach Kissingen, Herr Justizrath —

Unterleib meinst du? Hypochondrie? Kissingen — ja, ja! Bist doch ein guter Junge!

Die Verdauung . . .

Nicht die Verdauung! Ich bin nicht krank, ich verdaue! Nur andere Freude hab' ich nicht mehr viel. Die Menschen sind so verteufelt ernst geworden, so albernklug, so dummgescheit, so vielseitig-einseitig, und die Frauen, wo ist noch eine Frau, die lachen, scherzen kann, die Humor hat, die über dumme Dinge hinwegsieht und alle klugen versteht?

Melanie!

Meinst du? Ich glaube fast, meine Melanie ist die letzte, die das Leben zu verschönern weiß. Ach Hackert, wenn wir früher zusammensaßen, die Rittergutsbesitzer kamen, brachten Kapitalien, die Bauern hatten Processe, da gab's Mündel mit großen vormundschaftlichen Depositen, es war eine andere Zeit. Man arbeitete mit Lust, man spritzte die Feder aus und ging dann zu einem Freunde, um zu diniren, Anekdoten zu hören, etwas Musik, etwas Frauenanmuth zu genießen. Man lachte, man sprach von einem alten boshaften Schriftsteller. Man küßte den Damen die Hände, flüsterte ihnen eine Huldigung

ins Ohr, hörte dafür wieder die Beichte der schönen Sünderinnen . . . freilich, Hackert, man war jünger. . . .

Ich denke aber, Herr Justizrath, Sie wollten nie alt werden?

Wollt' ich das? Das war Prahlerei, den Aerzten gegenüber. Drommeldey vergriff sich manchmal in seiner Apotheke. Er kam eben von einer hysterischen Dame und hatte mit der über den Nervenäther gesprochen, und zerstreut wie er ist, kam er dann bei mir auch mit dem Nervenäther. Da hab' ich so manchmal eine kräft'ge Renommage dazwischengeworfen und von noch feinern Dingen als den Nerven geprahlt, vom freien menschlichen Willen, stolz sich hebend in der Atmosphäre von Sauerkraut und Pökelfleisch. . . .

Es werden wieder bessere Zeiten kommen, die Sie aufheitern, Herr Justizrath —

Meinst du, Junge? Leichte fröhliche Menschen, gesunde Zeiten? Glaub's nicht, Kind — du denkst Pax und seine Genossen könnten die Unruhen ausfegen wie alten Sauerteig? Unserm Jahrhundert ist gar nicht mehr beizukommen, und wenn ihr noch so viel Demokraten einsteckt! Die Freude, die Lust ist gewichen, die Poesie des Lebens ist hin! Eine schöne Phrase! Himmel, was hab' ich früher an einer schönen Phrase geschlürft! Wie Melonensaft floß mir das um den Mund, wenn ich so ein Kapitel von Rochefoucauld oder Chesterfield las. . . . Du kennst die kleinen Bücher, die ich zuweilen zwischen der Mehlspeise und dem Fisch von dir aus meiner Bibliothek holen ließ, um meinen Gästen einen Satz aus der . . .

Philosophie der Bagatelle, wie Sie's nannten —

Philosophie der Bagatelle! Nannt' ich's so? Sieh, ich bin selbst schuld daran, daß du uns allen über den Kopf gewachsen bist. Wenn ich ernst sein wollte und fragte mich: Wer hat die Verantwortung für alles, was den Frieden unsers Hauses, unsere Freundschaft störte —

Lassen Sie doch das, Herr Justizrath!

Wie liebt' ich dich, Fritz! Wie schmiegsam, gewandt warst du! Welche Handschrift! Welche Auffassung, wenn ich dir einen Brief zu schreiben überließ!

Ich nahm alle Menschen für schlecht. Da hatt' ich's kurz.

Ja, ich, ich lehrte dich auch diesen Cynismus. Bist ein Cyniker, Junge! Eine respectable Philosophie des Alterthums! Suchst nichts im Aeußern! Du hattest, was du begehrtest. Wie fröhlich ging es bei uns her! Wir haben noch Champagner, Fritz. Er schmeckt uns aber nicht mehr. Bartusch grämelt, meine Frau grämelt, Melanie grämelt. Alle möchten gern des Teufels und fromm werden und können's doch nicht — der Durchbruch fehlt! Du mein Himmel, wenn der Unsinn des Jahrhunderts und die langweilige Ernsthaftigkeit unserer Epoche sich auch in meine alte Comthurei einschliche —

Oder Sie gar die Comthurei verlassen müßten?

Meinst du? Auch dieser Proceß ist mit an meiner Verstimmung schuld. Mit dem Schrein in Hohenberg fing das Trauerspiel an. Nicht, daß ich fürchtete, den Proceß zu verlieren. Nein, auch die zweite Instanz spricht für die Commune und das Recht des Besitzes. Aber es sind dabei Dinge vorgekommen, die mich aufgeregt, erschüttert haben; Dinge, wo ich mit mir selbst in Widerspruch gerieth und zuweilen nasse Augen hatte. Es ist nicht gut, weich zu werden.

Sie weinen doch sonst manchmal recht gern, Herr Justizrath.

Das ist's eben! sagte Schlurck lächelnd, fast wehmüthig. Es kommt jetzt zu oft. Du weißt, wie ich mich gegen Rührungen sträube. Diese Rührungen sind die eigentlichen heimlichen Kalendermacher; Rührungen, mein Sohn, sind die Leichentücher, an denen man so ganz sanft und ruhig allmählich unsern Sarg in die Grube läßt! Rührungen weichen den ganzen Menschen auf, als wär' er von Lehm gebacken und der Frühling käme so über einen und versetzte uns sanft und lind in einen

auseinandergehenden dünnen Brei, den man das himmlische Leben nennt. Sonst wurde bei uns gelacht, gescherzt — jetzt —

Wo Sie Schwiegervater einer Durchlaucht werden können — Schwiegervater einer —

Besser konnten Sie sich doch dafür nicht revanchiren, daß Ihnen die Administration genommen wurde. . . .

Der Justizrath besann sich. Er fühlte sogleich, wie dreist und vorlaut diese Worte waren. Es fiel ihm plötzlich ein, daß im Grunde doch Hackert an allem schuld war, was ihn jetzt drückte. Er hatte Lasally, den Verlobten seiner Tochter, mit einem Darlehn von zehntausend Thalern entschädigen müssen, das gewissermaßen à fond perdu geradezu gesagt als Abfindungssumme gegeben war. Er hatte diese Summe nur mit großer Mühe in der jetzigen schwierigen Geldklemme aufgetrieben. Er sah ein Verhältniß zwischen Melanie und dem Fürsten Egon entstehen, das ihm weit weniger willkommen war, als wenn etwa Melanie und Dankmar Wildungen sich vereinigt hätten, wie ihm damals vorschwebte, als sein Verstand, sein juristischer Scharfsinn, seine Rechtsgewandtheit noch nicht dem bekannten Processe die Wendung gegeben hatte, die der Commune günstig war. Er hatte Möglichkeiten gesehen, Dankmar Wildungen gewinnen zu lassen. Er hatte Melanie's Liebe zu Dankmar wohl errathen, wohl erwogen, welche Zukunft er sich und ihnen zaubern könnte; aber Dankmar hatte Melanie verschmäht, sich für immer ihr entfremdet, sie nur als eine vorübergehende Episode seines Lebens betrachtet. Vermögen war dem Justizrath lieber als jeder Titel. Was lag ihm an dem armen Prinzen Egon, den er gleich bei seinem ersten politischen Auftreten für einen Narren und Phantasten erklärte! Konnte er mehr erwarten, als daß Melanie zuletzt, wie dies in solchen Fällen zu geschehen pflegt, schwach genug sein würde, auch nur mit einer „Liaison" zwischen ihr und dem Fürsten sich zufrieden zu geben! Sein Scharfblick ahnte diesen Ausgang, der ihn

bekümmerte, sogar der Moral wegen. Seine Melanie eine Fürstenmaitresse! Er schauderte. Und nun dieser abenteuerliche, verschuldete, arme Egon! Er wußte, daß seine Güter nur noch geringen Werth hatten, daß sie einem Projectenmacher, für den er Ackermann hielt, überlassen waren; er wußte, daß Egon in plötzlicher aristokratischer Anwandlung neue Schulden, ganz wie sein Vater gemacht hatte. Er wußte, wie tief er sich mit dem Bankier von Reichmeyer eingelassen. Was blühte da seiner ehrgeizigen Tochter? Von der strengen puritanischen Natur Egon's, der im Stande war, Melanie wirklich zu heirathen, hatte er keinen Begriff. Ein junger, offenbar im Banne der Phantasie und der Sinne stehender Fürst schien ihm unmöglich die Anwandlungen einer stoischen Selbstkasteiung haben zu können, von denen wir wissen, daß sie Egon wirklich besaß. Egon und Schlurck waren zwei diametral entgegengesetzte Charaktere, beide voll Phantasie, beide den Frauen ergeben und beide doch so völlig anders, wie Süd und Nord, wie Flamme und Eisblume.

Der Justizrath fuhr sich über die Stirn, die sich ihm plötzlich runzelte. Hackert's Dreistigkeit, ihn an diese Möglichkeiten und Familienverhältnisse zu erinnern, war ihm peinlich. Er wollte sich anfangs rasch entfernen und brach auch das Gespräch ab, indem er vorschützte, zur Gesellschaft zu müssen. Dennoch blieb er in der Thür stehen und wandte sich noch einmal mit den Worten zurück: Wirst doch nicht glauben, Hackert, daß Charlotte Ludmer, die dich herbestellt hat, eine hübsche junge Kammerzofe ist? Du Teufelskerl! Warum läuft nur bei dir alles auf die Weiber hinaus?

Ich denke mir, es ist der alte Drache, der mit Ihnen vorhin sprach.

So hast du von der Kehle doch auf die Visage geschlossen? Ich denke mir immer, daß die alten Hexen, die Fausten in Griechenland begegnet sind, wohin ihn mein göttlicher Goethe

reisen läßt', so aussahen wie diese Ludmer, und im Vertrauen gesagt, ihre Gebieterin, die Geheimräthin, geht auch schon stark in das Geschlecht der einäugigen Phorkystöchter über. Ich bin nicht neugierig. Was will die Alte von dir?

Soll ich erst hören.

Willst du wissen, was es sein wird?

Ein gestohlener Löffel, den ich bei den Pfandleihern aufsuchen soll.

Glaub' ich nicht. Hier im Hause weiß man die geheime Polizei besser zu schätzen. Ich denke, die Alte wird die Frage an dich richten, ob es im alten Rathsarchive hier wirklich Gespenster gibt?

Gespenster? fragte Hackert erstaunt und fühlte sich so sonderbar getroffen, daß er Schlurck groß ansah.

Ja, ja! sagte Schlurck, ohne Hackert's Befremden besonders zu bemerken. Diese Menschen sind prosaisch. Sie erfahren von Geistern und rufen nicht den Pfarrer, sondern gleich die Polizei.

Aber ich verstehe nicht —

Die Alte hatte mir einen Auftrag gegeben, in den von unserm Stadtarchive aufbewahrten Kirchenregistern einer kleinen zu unserm Weichbilde gehörenden Ortschaft irgendein Document, zu irgendeinem namenlosen Zwecke, zu suchen. Ich übertrug diese Aufgabe, mit der einige delicate Rücksichten verbunden waren, dem im Suchen und Spioniren kundigen alten Maulwurfe —

Bartusch! ergänzte Hackert gespannt.

Bartusch besucht den genannten Ort, findet den rechten Schrank, das rechte Papier und behauptet, eine Geisterhand hätte es ihm fortgerissen —

Das rechte Papier? fragte Hackert.

Ja, sozusagen ein alter verfallener Pfandzettel! Genug, es spukt im Archiv, und ich wette, die Alte ist ein Rationalist, wie

alle Sünder, ehe sie auf dem Todbett liegen. Sie wird wissen wollen, ob die Polizei an Archivgespenster glaubt.

Daß im Rathskeller Geister sind, lernt' ich schon früh an den Weinfässern des alten Kellermeisters kennen —

Wie so?

Wissen Sie nicht mehr, als ich so klein war —

Junge, rühr' mich nicht schon wieder! Ich weiß, du willst mich daran erinnern, daß ich dich oft mit in den Rathskeller nahm, wenn die Sitzungen des hochedeln Magistrats zu trocken wurden. Hackert, ich wünschte, ich hätte dir als kleinem Anfänger von acht Jahren mehr Prügel und weniger Nierensteiner zu kosten gegeben. Ich habe den Pestalozzi immer so affectirt und die Natur wirklich immer im ganz Natürlichen gefunden. Aber thu' mir den Gefallen, gib der Alten nicht nach und sag' ihr etwa, im Archiv hausten zuweilen Ratten und Diebe! Sag' ihr, es gäbe Geister! Hörst du! Diese Menschen sollen und müssen an Geister glauben. Ich selbst glaube dran.

Das ist ja etwas ganz Neues, Herr Justizrath, sagte Hackert, dem die Bartuschen entrissene Urkunde über den Taufact des Paul Zeck plötzlich an Bedeutung gewann. Seit wann glauben Sie denn an Geister?

Seitdem meine Frau nicht mehr in unserm guten Leitwasser, sondern im Jordan baden will, Hackert. Etwas muß der Mensch haben, an das er sich hält und das außer ihm liegt. Mögen sie in die Kirchen rennen, die alten Sünder, und falsche Gesangbuchverse singen: Nr. 814, wenn der Küster und die Orgel Nr. 514 meint! Mögen sie zu Jesu halten, den ich herzlich liebhabe, weil er so tolerant war. Ich will auch etwas über mir anerkennen: Ratten, Mäuse, Geister, was man will. Und mit den Geistern hat es etwas auf sich. Voltaire hätte nur noch ein Jahr länger leben sollen, und ich wette, er hätte nicht

nur an die Ratten von Ferney, sondern auch an Gespenster geglaubt. Alle großen Männer nehmen Geister an. Also . . .

Hackert wußte nicht, ob der Justizrath im Ernst oder Scherz sprach. So durcheinander pflegte er bei Tisch zu plaudern.

Nicht wahr, mein Ende ist nahe, Fritz? sagte der Epikuräer. Ich werde gläubig, aber es muß pikant, neu, schauerlich sein, was ich glaube. Ich schließe jetzt öfters mein Schränkchen, auf das du immer so neugierig warst, auf, binde mein Schurzfell öfters um als sonst, und bin ein fleißiger Maurer. Wir haben zwei Sekten in der Maurerei, eine vernunftaufgeklärte und eine mystische. Ich habe mich an die mystische, an die dunkle angeschlossen. . . . Ja, ja, lach' du nur! Ich hab' in meinen jungen Tagen auch gelacht, wenn ich las, daß Epikuräer in ihren alten die Beichtväter riefen und die Zauberer. Die Beichtväter mögen zu Madame Schlurck gehen. Ich möchte Zauberer rufen, Schatzgräber, Todtenbeschwörer. Wenn ich nicht noch gar Jesuit werde! Wärst du klug, Hackert, sagt' ich dir ein paar Jesuiten, die gut zahlen. . . .

Ich kenne zwei . . . Propst Gelbsattel und General Voland von der Hahnenfeder.

Junge, bist du toll? Das wißt ihr schon auf der Polizei? Ihr seid doch mit dem Teufel im Bunde! Aber verurtheile die Leute nicht nach dem gemeinen Standpunkte eines Obercommissars, Hackert! Jesuiten, mein Sohn, sind die einzigen praktischen Menschen der Jetztzeit. Du hast Verstand, Umsicht, du kannst Carrière machen. Affiliire dich! Sie brauchen Kräfte, Intelligenz und niemand ist ihnen willkommener, als wer zugleich im Dienste dieses dummen Zwangsstaates steht, dem sie seit drei Jahrhunderten Feindschaft geschworen haben. Denke nicht, daß ich ein Jesuit geworden bin. Aber werde bei zeiten katholisch, mein Sohn! Nur das Aparte kann einen Mann von Verstand befriedigen, und wär' es auch die Glorie des Unverstandes! Mit den Beinen oben, Kopf unten! Warum nicht?

Nur nicht wie die Schuster und Schneider! Nur nicht wie die dummen Gelehrten, die Staatsmänner, die ehrlichen Leute, die tugendhaften Weiber! Nur nicht die Sonne Sonne nennen! Ich bitte dich, Hackert, wenn die Alte von der Polizei spricht, sprich ihr von Geistern. Laßt uns die Furcht und die Gespenster leben! Das ist noch die letzte Poesie, die uns übrigbleibt, und der Tod ist fürchterlich. Guten Abend, Hackertchen! Halt' dich brav! Guten Abend!

Hackerten war es doch wirbelig geworden bei diesem tollen Humor des Justizraths, der plötzlich wieder seine ganze alte mephistophelische Färbung bekommen hatte. So kannte er ihn. So saß der Justizrath sonst beim Champagner bis in die Nacht und warf die lustigsten Raketen bunt durch alle Weise und Philosophen und Spötter, die mit ihm zechten! Wenn ein geistreicher Mann sich ausspannt aus der gewöhnlichen Maschine des Denkens, dem gewöhnlichen Karren der gesunden Vernunft, so kommen wunderliche Sprünge zum Vorschein. Schlurck polterte alles durcheinander, war an demselben Abend katholisch, dann ein Botokude, dann wieder Grieche und ebenso rasch streitsüchtiger, verstandesscharfer Calvinist. In der Politik ohnehin fand er jede Partei gut oder dumm, je nach Laune oder innerer Regung. Hackert hatte sich eigentlich nach dieser alles ironisirenden Art seines Pflegevaters gebildet, hörte ihm mit Lust zu und sah ihn nun ungern zur Gesellschaft zurückkehren.

Noch einmal wandte sich der Justizrath nach ihm um und sagte zu einem Menschen, der ihm schon viel Kummer bereitet hatte und der ihm dennoch lieb war: Fritz! Ich habe immer gedacht, ich käme doch noch dahinter, welchem leichtsinnigen vornehmen Patron du dein Leben verdankst und wer die Rabenmutter ist, die dich in einem Waschkorbe vor das Waisenhaus stellte!

Sie wissen gewiß längst, antwortete Hackert, daß es ein Schneider vom Hofe war, der gerade rothe Livreen nähte, an

denen sich meine Mutter versah und sie mir an die Haare hexen ließ. . . .

Nein, nein —

Sie wollen mir nur aus Schonung verschweigen, daß meine Sucht, bei nachtschlafender Zeit herumzutappen wie ein Wachender, von einer armen bettelnden Frau kommt, die des Nachts für die Reinlichkeit —

Nichts da! Nichts da, Junge! Du stammst von einem hohen Hause —

Wo drei Balken einsam stehen, auf dem Rad die Raben krähen —

Was? Wo?

Von da her, wo kein Gras im Grünen wächst und die drei Pferde, die ich umbrachte, in klappernden Knochengerüsten wiehern: Hackert's Vater handelte mit rothen Hähnen!

Ah bah! Dummes Zeug! Hackert, wenn du einmal sicher bist, daß gerade meine Leute in der Kirche sind, Sonntags, wenn Gelbsattel predigt oder du sonst glaubst, daß du mich allein triffst, komm' zu mir! Ich muß dir noch das Bettzeug geben, in dem du im bewußten Korbe lagst, und ein Stück von einem zerbrochenen goldenen Ring, auf dem ein Buchstabe eingegraben war —

Z. nicht wahr? Hinterm Z. steckt nämlich nichts, Herr Justizrath!

Z.? sagte Schlurck erstaunt. Nicht Z., mein Junge! Wenn es wirklich Z. wäre!

Warum nicht Z.? fragte Hackert.

Ein R. ist es und ich wette, vor dem R. stand ein v., als wärst du —

Von Adel sogar? Justizrath, gute Nacht! Sie wollen mich um drei Thaler bringen, die ich heute aus Cavaliervergnügen noch springen lasse, oder Sie erleben, daß ich Ihnen jetzt vor Hochmuth vorn in die Gesellschaft folge —

Schlurck nahm den Scherz für möglichen Ernst und erschrak. Beileibe nicht! Gute Nacht, Junge! Brauchst du Geld, sag' mir's. Und endlich! Einen Sonntag Morgen, wenn sie in der Johanniskirche am Brett Gesangbuch Nr. 514 singen sollen und die alten Weiber, die trübe Brillen haben, Nr. 814 singen und es doch geht, doch zusammenklingt zu Gottes Herrlichkeit — dann komm' zu mir, Junge, und laß dir den halben Ring zeigen. Z. nicht. Ich glaube v. R. Ein V. gewiß! Verlaß dich drauf!

Damit mußte sich Schlurck entfernen. Denn eben schlug man auf dem Vorplatz eine Thür zu, und deutlich hörte man, daß jemand nebenan ins Wartezimmer kam. Zugleich hörte man vom türkischen Zelt den Frauenruf: Justizrath! Hier sind Se. Durchlaucht! Justizrath, wo stecken Sie denn? . . . Es war die Geheimräthin. Im Nu war die Thür, die zum Zelte führte, geschlossen und zu gleicher Zeit trat die Ludmer ein, auf die in der That die vom Justizrath citirten Worte seines Lieblingsdichters Wolfgang Goethe paßten:

Welche von Phorkys' Töchtern bist du?
Denn ich vergleiche dich diesem Geschlechte!
Bist du vielleicht der graugebornen
Eines Auges und eines Zahnes
Wechselsweis theilhaftigen
Grajen Eine gekommen?

Die Alte, geschmackvoll gekleidet, ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder und bat um Entschuldigung wegen ihres langen Ausbleibens. Sie begann dem geheimen Polizeiagenten Hackert, dem Schutzbefohlenen des so anerkannt gewandten Polizeiobercommissars Pax, ihres zufällig abwesenden „Neffen", jetzt ein geheimes dringendes Anliegen vorzutragen.

Sechstes Kapitel.

Geisterfurcht.

Herr Pax, fing Charlotte Ludmer mit schmunzelnder Freundlichkeit an, Herr Pax ist verreist —

Ihr Herr Neveu — In Amtsgeschäften, antwortete Hackert, die Alte musternd. . . .

Und wird bald zurückkehren?

Unbestimmt, Madame. . . .

Vortrefflicher Staatsdiener, Pax! Ja, mein Neveu —

Hat glücklichen Griff —

Die Alte lachte über den humoristischen Agenten. So liebte sie die Menschen. Nur lustig, lustig! Sie liebte den Spaß, fast ebenso sehr wie den Schnupftaback. Ihre Dose fuhr aus dem Rockschlitz hin und her. Sie nahm eben eine Prise. . . .

Pax, fuhr sie fort, hat für die Zeit seiner Abwesenheit mir gerathen, etwaige Aufträge Ihnen zu ertheilen, Herr Hackert —

Schmeichelhaftes Vertrauen —

Ich vermuthe daher, daß Sie über die Angelegenheit unterrichtet sind, die mich mit meinem Neveu —

Hackert dachte an die vom Justizrath gegebenen Andeutungen über den entwendeten und im Auftrage der Ludmer gesuchten Taufschein des Paul Zeck — er glaubte daher mit einiger Bestimmtheit, um die alte Dame sicherer zu machen, mit Ja! antworten zu dürfen: Ich meine in der bewußten Angelegenheit — wiederholte die Ludmer.

Vollkommen! sagte Hackert mit der ihm eigenen Dreistigkeit.

Man hat diesen zweideutigen Mann eingebracht; einer der dazu verwandten Gerichtsdiener, Herr Kümmerlein, war bereits

— Aber haben Sie denn nicht getrunken? Bischof: nach einem Recept von mir selbst. Bischof! Trinken Sie doch!

Bitte — Ihr Auftrag, Madame!

Es ist wahr, ich nahm Ihre Geduld schon zu lange in Anspruch. Also, mein Bester, von diesem Kümmerlein erfuhr ich denn vorläufig alles, was sich bei seiner Verhaftnahme am Hohenberg zutrug —

Hackert, sich schnell orientirend, verstand jetzt, daß nicht von Paul Zeck, sondern von jenem Manne mit der schwarzen Augenbinde die Rede war. . . .

Er ist eingebracht, der falsche Engländer — sagte er forschend.

Auf unsere Veranstaltung! Ich weiß, daß dieser zweideutige Mann erst mit einem jungen vom Fürsten Egon protegirten Handwerker sich auf dem Schlosse verborgen hielt, dann mit einem blinden Schmied, Namens Zeck —

Hackert staunte, daß nun doch Zeck genannt wurde. Doch milderte er sein Befremden.

Zeck oder ähnlich! Genug, ich weiß, daß jener Murray mit Louis Armand von der Schmiede mit dem blinden Zeck an das Forsthaus ging, dort mit der alten Haushälterin des Jägers Heunisch, Ursula Marzahn, der Schwester des Blinden, in Wortwechsel gerieth und den blinden Bruder tödlich verwundete —

Mit einem Messer — ergänzte Hackert, als wüßte er alles.

Mit einem Pistol —

Die kleinen Details sind unerheblich, verbesserte sich Hackert. Es wird eine sehr scharfe Untersuchung geben — die Macht der Gesetze ist zurückgekehrt.

Hm! Hm! sagte die Alte und nahm eine Prise. Untersuchung? Hm — hm —

Dies Wort war das, woran sie Anstoß nahm. Der Neubundsausdruck: die rückkehrende Macht der Gesetze, sonst ihr so geläufig, schien der Alten nicht angenehm. Wohl! sagte sie, ge-

wisser Zeitungsartikel sich entsinnend. Es ist ein Trost, endlich wieder die Richter in ihren „Functionen" zu wissen; allein betrübend bleibt es doch immer, wenn bei solchen Vorfällen Familienangelegenheiten zur Sprache kommen sollten, von denen man wünschen möchte, daß sie geschont bleiben —

Der Obercommissar ist in dieser Hinsicht von einer allgemein anerkannten Discretion. . . . Die Zecks können . . .

Bitte!

Hackert tastete etwas zu kühn in seinen luftigen Voraussetzungen herum.

Ich bin erst seit kurzem im Vertrauen des Obercommissars — sagte er, sich verbessernd.

Kennen Sie die Fortunabälle, die man hier in der Nähe der Willing'schen Maschinenfabrik gibt? begann die Alte forschend.

Hackert nickte.

Dort wurde jener Murray zuerst festgenommen. Er war einer der letzten Schwärmer auf jenen unsittlichen Bällen und führte eine Person am Arm, der er kurz vorher mehrere Tage lang Geschenke über Geschenke gemacht haben sollte —

Hackert hörte fast nur halb hin. Die Erinnerung an die, die auf den Fortunabällen die letzten sind, überfiel ihn düster.

Jenes Mädchen ist eine Verwandte „zu mir" — fuhr die Alte fort — eine Auguste Ludmer —

Sie war schön, liebte die Musik, den Tanz und alles, was Freude macht.

Sie wissen . . .

Sie ist todt. Auguste Ludmer wurde toll und stürzte sich aus dem Fenster eines Narrenhauses.

Wissen Sie diese Geschichte?

Die Drehorgeln spielen sie.

Die Alte nahm eine Prise. Hackert's rasche Antworten echauffirten ihren so behende nicht denkenden Geist. Hackert kam ihr durch eine Artigkeit zu Hülfe. Ich hörte immer, sagte er,

daß bejahrtere Leute, wie dieser Murray, im letzten Aufflackern ihrer Liebe, ehe sie ganz erlischt, gefährlich sind und die oberflächliche und treulose Jugend übertreffen. Pax ist auch der Meinung.

Er trug diese Worte bezüglich vor. Die Alte schmunzelte und mußte unwillkürlich sagen: Herr Hackert! Mein Bischof Warum trinken Sie nicht?

Er macht mir zu viel Feuer, sagte Hackert so coquett, so durchtrieben listig, daß die Ludmer ihre Dose versteckte, sich gerade aufrichtete und ein Benehmen annahm, als wollte sie an die Zeiten erinnern, wo man sie zu den gefährlichen Schönen rechnete und sie junge Soldaten in die Carrière bringen konnte . . . Um sich zu sammeln, nahm sie etwas Kuchen vom Teller und steckte sich kleine Brocken in den zahnlosen Mund. Während sie durch die Bewegung der beiden Kinnladen fast Aehnlichkeit mit einem Exemplar aus der wiederkäuenden Rasse empfing, fuhr sie fort, über ihre Verdachtsgründe gegen Murray wegen gewisser Aeußerungen über die Verwandten der Auguste Ludmer ausführlich sich zu ergehen.

Endlich, sagte sie, reist er in eine Gegend, wo Menschen wohnen, zu denen ihn irgendeine auffallende Absicht ziehen muß. . . .

Pax schickte ihm zwei Aufpasser nach. . . .

Sie wissen das.

Der Vorfall im Forsthause, das ich sehr gut kenne, bestätigt, wie gegründet Ihre Warnung war.

Sie kennen das Forsthaus?

Einen Wald kenn' ich, der es umgibt, eine Wiese, an deren Rande es liegt, einen Ebereschenbaum in seiner Nähe . . .

Ursula Zeck kennen Sie nicht?

Hackerten brannte es nun auf den Lippen zu sagen: Schon wieder Zeck? Die Mutter Paul Zeck's, der im Jahre 1825 in der Kirche zu Seehausen vom Pfarrer Lattorf die Nothtaufe

erhielt? Doch beherrschte er sich und suchte durch seine harmlosen Aeußerungen aus der alten Dame noch mehr Geständnisse zu locken. Diese rückte dem Stuhl, auf dem Hackert saß, mit ihrem kleinen, beweglichen Kanapee etwas näher, blickte an die Thür und überzeugte sich, daß die große Gesellschaft in den vordern Sälen ganz sich selber lebte. Es wurde laut gesprochen, gelacht, musicirt. Sie waren unbelauscht. . . .

Ist es nicht möglich, Herr Hackert, begann sie, daß Sie den Gefangenen sprechen?

Schwierig. . . .

Der Obercommissar würde es können —

Kaum anders als in Gegenwart des Untersuchungsrichters —

Gott, wie ist das alles so weitläufig!

Inzwischen beginnen die Verhöre —

Wirklich? Schon die Verhöre?

Sie fürchten, daß hinter Murray's angenommenem englischen Namen ein Deutscher steckt, der Ihnen nicht gleichgültig ist. . . .

Das ist es. . . .

Sein Interesse für Auguste Ludmer schien Ihnen verdächtig . . . er geht nach Hohenberg, hat ein Anliegen im Forsthause, vielleicht eine Anfrage an Ursula Zeck . . . vielleicht ist es der Vater eines Kindes, das Ursula Zeck einst geboren, ohne ihn zu nennen. . . .

Die Ludmer sprang fast auf bei diesen tollkühnen Worten, riß die weißen unheimlichen Augenwimpern bis hoch an die Stirn und fragte: Wie kommen Sie zu diesem Verdacht?

Ich stelle nur Vermuthungen auf, sagte Hackert ruhig und scharf die alte Dame beobachtend. Ich übe mich in der Kunst des Inquirirens, in der ich kein Neuling bin. Wer weiß, was Murray im Forsthause wollte! Vielleicht ist es ein Bruder der alten Ursula. . . .

Das war für die Ludmer fast zu viel. Sie hielt die Dose

krampfhaft in der Hand, wollte aufstehen, setzte sich wieder und gerieth in eine Unruhe, die Hackerten bewies, daß hier irgendein interessantes Geheimniß auf dem Spiele stände, vielleicht eins, wonach diese Alte die Mutter jenes Paul Zeck war und es nicht sein wollte. Um ihr aber kein Mistrauen einzuflößen, sagte er mit ruhiger Miene: Warum fragen Sie nicht bei dem Franzosen an? Bei Louis Armand, der so viel Theilnahme für Murray zu haben scheint, vielleicht in seine Pläne eingeweiht ist, vielleicht nicht ganz zufällig die Veranlassung war, daß Murray ihn begleitete, mit ihm das Forsthaus besuchte . . . Wer weiß das?

Die Ludmer lehnte sich ganz entschieden dagegen auf, irgendwie noch den Kreis ihrer Vertrauten zu erweitern. Auch war ihr alles, was sie von Louis Armand wußte, zuwider.

Aber die Aufgabe? drängte Hackert, als sie zögerte. . . .

Würden Sie sich wol der Aufgabe unterziehen, flüsterte die Ludmer endlich mit gedämpfter, heiserer Stimme, indem ihr zahnloser Mund süßsäuerlich und verführerisch schmunzelte; würden Sie wol auf irgendeine Art vor der gerichtlichen, wie Sie wissen, langsamen Procedur, zu erfahren suchen können, welches Geheimniß hinter diesem Murray steckt . . . ob es ein wirklicher Engländer ist . . . welche Absicht ihn hierher führte . . . welches sein Interesse an Auguste Ludmer, meiner Nichte war . . . warum er nach Hohenberg reiste . . . was ihn in das Forsthaus führte, in Begleitung des Blinden . . . welches seine Beziehung zu Louis Armand, vielleicht gar zu den Brüdern Wildungen und all den Männern ist, die nicht werden ertragen können, daß Prinz Egon sich Paulinen von Harder, meiner Gebieterin und ich kann wol sagen, meiner Pflegetochter, anschließt. . . . Warum ist Murray mit einem Pistol bewaffnet? Warum das Attentat auf einen unglücklichen Blinden? Warum hat man Murray hier im Hôtel-garni bei Helene d'Azimont gesehen, bei der schönen Gräfin, von der Sie gehört haben wer-

den, daß sie mit dem Prinzen Egon liirt war? Warum schloß sich Murray mit dem Jesuiten Rafflard ein, der sich zu allen nur erdenklichen Intriguen hergeben soll und sich auch wol nicht wird gescheut haben, gegen die Geheimräthin, aus Rache für den Bruch mit Helene d'Azimont und dem Prinzen, irgendeine Schlechtigkeit zu unternehmen, kurz, Herr Hackert, die Welt ist so böse, so böse, und es ist nothwendig, daß man weiß, wer unsere Freunde und Feinde sind!

Die Last war abgeschüttelt. Die lauernde, grübelnde Umsicht der Alten stand nach diesen Worten in schwefelgelber Glorie da. So hatte diese Frau im stillen über ihre geliebte Pauline gewacht! So hatte sie beobachtet, zusammengereimt und schweigend die Schärfe ihrer durchbohrenden Augen geübt! Pauline tändelte und phantasirte so hin. Die Ludmer wachte und lieh ihr den Verstand, der der klugen Geheimräthin, wenn sie das eine ganz beschäftigte, für das andere ganz fehlte. Sie hatte immer die Katastrophe erwartet, die jetzt hereinzubrechen schien. Bartusch's Anzeige, daß ihm der Taufschein Paul Zeck's, den sie haben wollte, um ihn zu vernichten, von einer wunderbaren unsichtbaren Gewalt geraubt worden war, hatte sie schon stutzig gemacht. Von Paul Zeck wußte sie nur so viel, daß er todt war. Die Ursula hatte die Versicherung gegeben, hatte sich dann verheirathet und war ihr verschollen. Nun geschah so viel Räthselhaftes, die Scene, die im Forsthause von Kümmerlein und Mullrich überrascht wurde, war so verworren, daß die Ludmer ein anderes Licht begehrte, als das die Gerichte aufstecken konnten, und wenn es das rechte Licht war, das sie fürchtete, wollte sie es früher wissen! Pauline schien ihr allmächtig. Pauline konnte nach ihrer Vorstellung, unterstützt von dem Ministerpräsidenten und dem des Obertribunals, ihrem Schwiegervater, alles zu Stande bringen, was bei andern an dem Vorbau der „Justizunabhängigkeit" scheiterte. Deshalb wollte

sie, ehe sie Paulinen's Ruhe aufschreckte, rasch und sicher wissen, wer hinter jenem räthselhaften Fremden verborgen war.

Hackert besaß eine Art von Vertraulichkeit, die jeden Gebildeten und feiner Erzogenen beleidigt haben würde. Bei der Ludmer war sie ganz am Platze. Sie kicherte, als er ihre Hand faßte und dies alte knöcherne Geripp streichelte. Aber so wohl ihr der Kitzel that, sie ließ sich mit der Frage, wer jener Murray denn nun sein sollte, nicht fangen, sondern sagte: Sie schlimmer junger Mann! Sie sind ein Rechter! . . . Wo hab' ich Sie nur schon einmal gesehen. . . . Sie ähneln recht . . .

Warum vertrauen Sie nicht, Madame? bemerkte Hackert wieder mit einer schmachtenden Miene.

Ich begreife, warum Pax so große Stücke auf Sie hält! Ihre Handschrift soll wie in Kupfer gestochen —

Sie unterbrach sich bei diesen Worten der Schmeichelei selbst und stockte über das Bild, das sie vom Kupferstechen brauchte.

Worauf soll ich forschen? erinnerte sie Hackert und rief sie aus ihren Träumen wach. Und nun flüsterte sie: Sehen Sie, ob dieser Mann am Auge, das er verbirgt, wirklich einen Fehler hat, oder ob er nur die Binde trägt, um seine Züge zu verstellen?

Hackert nickte.

Beobachten Sie das Haar, ob es schwarz wie die Perrüke, oder ob es mehr röthlichblond, wie das Ihrige . . .

Blondröthlich . . . warf Hackert bitter ein.

Nein, nein, so foncirt war es nicht —

Legen Sie sich keinen Zwang an! Ich kenne mich, Madame! Aber ich fürchte, das wahre Haar jenes Mannes wird weiß sein. . . .

Ich weiß nicht, ob Sie dem scheinbaren Alter trauen dürfen. Ich höre von gebückter Haltung. Wer weiß, ob dieser Rücken sich nicht erheben kann und dann etwa eine Statur herauskommt —

Wie die meinige! sagte Hackert, da die Ludmer nach einem ungefähren Maße suchte.

Wie die Ihrige, ganz recht, Herr Hackert!

Kein besonderes Merkmal?

Ohrlöcher, an denen vor Jahren, vielleicht als Kind, Ringe getragen wurden. . . .

Keine Narbe? Kein Mal?

Vielleicht statt der Augenbrauen ein kahler Fleck — möglich, daß die Binde —

Doch kein Feuerarbeiter gewesen? Kein Soldat? Offizier? Madame, ich wette, Sie vermuthen einen Deserteur, der Ihrer Fahne durchging. . . .

Ha, ha! Spielen Sie auf Ihre eigene schöne Handschrift an! Forschen Sie, ob er Uhrmacher, Kupferstecher oder dergleichen . . .

Ah so! Civil! Und der Charakter, die Art und Weise sich zu geben . . .

Keck, frech, übermüthig —

Seines Siegs gewiß?

Brutal! Arrogant! Dünkelhaft! Eitel!

Wenn er erhört wurde?

Aufgeblasen! Spieler! Lügner! Ein Mensch, der die Verstellungskunst auf den höchsten Gipfel getrieben hat.

Hackert war überzeugt, daß die Ludmer einen ehemaligen Verehrer fürchtete. . . .

Lassen Sie etwas Geld fallen, klimpern Sie mit Gold und Silber, er kann dem Klange nicht widerstehen. . . . Da, Herr Hackert, nehmen Sie!

Bitte, sagte Hackert und lehnte das Geld, das die Ludmer aus dem Brusttuche nahm, ab. . . . Bitte! Bitte!

So ein paar Dukaten, wie diese, sagte die Alte aufdrängend, werden machen, daß er die Ohren spitzt. Beobachten Sie die

Wirkung, wenn Sie von Geld sprechen, von Münzen, vom überhandnehmenden Papiergelde. . . .

Sie haben einen ehemaligen Falschmünzer im Auge.

Die Ludmer erschrak. Sie war zu weit gegangen. . . .

Nein, nein, um Gottes willen nicht, rief sie. Das nicht! Aber Sie werden ihn schon aus seiner Verstellung herauslocken. Sie haben Verstand, Herr Hackert. Sie verdienen das Vertrauen des Obercommissars. Nehmen Sie! Nehmen Sie!

Hackert sah die eingewickelten Dukaten. Er steckte sie zu sich und versicherte, daß er alles aufbieten würde, dieser Person sich zu nähern.

Sowie Sie etwas erfahren haben — sagte die Ludmer im Aufstehen so freundlich und graziös, daß die drei ihr noch erhaltenen Zähne sich in völliger und anmuthigster Isolirung darboten. . . .

Hab' ich die Ehre aufzuwarten. . . .

Schon hatte Hackert den Hut in der Hand, schon hatte er eine Verbeugung versucht, die ihm nicht recht stehen wollte, schon wollte er einen Handkuß versuchen, als die entgegengesetzte Thür, die zu dem türkischen Zelte führte, rasch geöffnet wurde und eine hohe stolze Dame im Turban mit herabhängenden Perlenschnüren stürmend eintrat, um den in diesem Zimmer befindlichen Klingelzug zu ergreifen und den Bedienten zu schellen, die es vielleicht in der rauschenden Gesellschaft irgendwo fehlen ließen. Es war die Geheimräthin selbst. Wie sie aus dem hellen Lichtmeere ihrer Salons in dieses stille, nur dämmernd erhellte Cabinet trat, wie sie hier Menschen sah, die sie nicht erwartete, und mit dem ersten Blick auf Hackert fiel, schrak sie aufschreiend zurück. . . .

Und Hackert ging in diesem Augenblick. . . .

Um Gottes willen, was ist denn hier? Was war denn das für ein Mensch? sagte die Geheimräthin, als sie sogleich zu ihrem Troste die Ludmer entdeckt hatte. Allmächtiger Gott!

Ja, du bist's. Du bist hier. Ich wollte nach dem Eise schellen! Ich fühle den Schreck in allen Gliedern. . . .

Mein Himmel, wie kann man aber so erschrecken —

Aber dieser grinzende, abscheulliche Kopf? Dacht' ich doch zu meinem Entsetzen, wer vor mir stünde —

Das röthliche Haar? . . .

Die Figur, die Gesichtszüge — eine gräßliche Aehnlichkeit! . . . Wie wird mir? Es ist, als hört' ich die Explosion —

Die Ludmer hielt die Freundin, beruhigte sie und rief dann zur Thür hinaus nach den Bedienten. . . .

Mit was für Menschen du dich ziehst! stöhnte Pauline fast keuchend. Wer war denn das?

Ein Agent der geheimen Polizei, sagte die Ludmer nicht ohne Stolz.

Aber was ist denn wieder im Werke? Was hast du denn vor?

Komm', Täubchen! Komm'! sagte die Alte mit künstlichem Scherz und zog ihre Gebieterin, ihre Freundin, ihr Kind durch das Zwischencabinet in das türkische Zelt. Komm' in deine Sphäre! Laß mir die meine! Du weißt, ich krame gern!

Erst unter den lachenden, rauschenden, streitenden, neckenden Eindrücken ihrer heut überfüllten Salons sammelte sich Pauline von Harder, die einen von den Todten Erstandenen, eine der grauenhaftesten Erinnerungen ihres Lebens gesehen zu haben glaubte. . . . Die Ludmer sorgte für die Bedienung. . . . Hackert ging, von den Bedienten wegen seiner langen Entrevue mit der allmächtigen Frau Ludmer (vulgo „Hausdrache" genannt) mit vieler Rücksicht behandelt. . . . Es war kalt. . . . Er hatte einen Paletot unten hängen, den ihm Franz selber anziehen half. . . . Vorm Hause suchte er unter den Wägen den des Justizraths Schlurck, in den er einst vor diesem eisernen Portal so listig eingeschlüpft war. . . . Er fand ihn nicht und besann sich, daß Schlurck seine Equipage abgeschafft hatte.

So wird sie der Prinz Egon nach Hause fahren! dachte er....

Er wandte noch einen Blick auf die hellen Fenster zurück, dann ging er der Stadt zu, heute für seine träge und gleichgültig gestimmte Natur fast überfüllt mit Anregungen und den merkwürdigsten Thatsachen. . . .

Die Geheimräthin aber hatte für den Abend alle Fassung verloren und benahm sich so verwirrt, so beängstigt, daß Schlurck hätte sagen können, auch sie hätte wol Gespenster gesehen. Schlurck sagte es aber nicht. Er war schon längst nach seiner geheimnißvollen Unterredung mit dem Premierminister aus dem türkischen Zelte blaß und ernst hervorgetreten, hatte einen wehmüthigen, von Melanien mitten unter Scherzen wohl aufgefaßten, wohlverstandenen Blick auf sie geworfen und war in einem gemietheten Fiaker in aller Stille nach Hause gefahren. . . . Melanie folgte ihm eine Stunde später, nicht im Wagen des Prinzen Egon, sondern in dem der Geheimräthin, den diese ihrer jungen Freundin für diese Abende regelmäßig zu Gebote stellte.

Siebentes Kapitel.

Zerbrochene Ringe.

Louis Armand, der mit Murray und dessen polizeilicher Escorte fast zu gleicher Zeit in der Residenz angekommen war, ging vom Profoshaus voll Betrübniß zwar, doch nicht ganz ohne Hoffnung für Murray's ferneres Schicksal in seine bescheidenen Zimmer zurück, die sich inzwischen nach seinem

Wunsche durch das von Rafflard innegehabte noch vermehrten. In der Werkstatt fand er alle seine Anordnungen befolgt. Diejenigen Gesellen, welchen er, unterbrochen zwar von den vielen in sein Leben eingreifenden Begebenheiten, doch mit gründlichster Anleitung seine Art zu arbeiten mitgetheilt hatte, waren in der Befriedigung seiner strengen Ansprüche vorgeschritten. Er fand, daß man die Modelle zu Holzarbeiten, die er aus Thon geformt zurückgelassen, wohlgelungen in Holz nachgeahmt hatte, und freute sich, daß sein auf Märtens' Namen gehendes Geschäft inzwischen einen unerwarteten Aufschwung genommen hatte. Waren auch die Zeiten für Kunsttischlerei und Modellirarbeit, einen Luxuszweig der Gewerbe, nicht eben günstig, stockten ohnehin bei dem politischen Drucke, der auf den Gemüthern lastete, alle Industrien, so waren doch die Leistungen, die Louis Armand in seinem Fache aus Paris mitbrachte, zu auffallend gewesen, als daß sie ihm nicht eine reichliche Nachfrage dennoch hätten zuwenden sollen.

Frau Märtens war „curios", wie sie sagte, wie Fränzchen lebe, ob sie nicht grüßen lasse, ob der alte Sandrart nichts dem jungen sagen lasse, ob Heunisch „allegro" wäre. Louis war so rasch, so übereilt von Hohenberg abgereist, daß er alle diese Fragen nur unvollständig beantworten konnte. Höchlich verwundert war Frau Märtens, daß Fränzchen nicht beim Onkel, sondern mit dessen „Permission" im Hause eines dem alten Sandrart so nahe wohnenden Oekonomen, des Generalpächters der fürstlich Hohenberg'schen Besitzungen, lebte. Sie malte sich das Verhältniß in großartigsten Umrissen aus und freute sich, dem jungen Sergeanten, der ein treufleißiger Besucher der alten Leute geblieben war, eine so neue Mittheilung stecken zu können. Ei, sagte sie, in der Küche ist sie nicht perfect, aber einen Böfflamoth, einen Bissteck und einen Amuleth kann sie machen. Von einem Verhältnisse zwischen Louis selbst und diesem des Boeuf à la mode, des Beefsteak und der Omeletten kundigen Fränz-

chen war nicht die Rede. Der sonderbare kleine platonische Roman, der sich zwischen Louis und Franziska angesponnen hatte, war von Frau Märtens und ihrer Brille völlig unbeachtet geblieben. Die halbwüchsige Gelehrte bemerkte in Liebessachen nur das Auffallende, das Hochromantische, durchschlagend Tragische und in Holzschnitten Darstellbare, ja selbst dem jungen Sandrart „schwante" nur etwas, und einige Tage später, als Louis in der Werkstatt stand, nahte er sich diesem ganz zutraulich mit der Frage nach Heunisch, seinem Vater, nach Fränzchen, dem ganzen Ullagrund und wünschte zu wissen, wie er alle verlassen hätte.

Louis war tief verdüstert. Er war bei Egon gewesen und hatte ihn nur zwischen Thür und Angel sprechen können. Was hatte er gehört: Da bist du schon? Louis, du bist zurück! Was hat dich heimgejagt? Dein Geschäft? Deine Bestellungen? Sieh! Sieh! Du fandest alles vortrefflich — du schriebst mir, daß Ackermann ein Tausendkünstler ist — Gott gebe seinen Segen — nun willkommen, Louis — ah, Louis — wo nehm' ich Tage her, die mehr Stunden zählen als vierundzwanzig! Wann werd' ich dich ordentlich sprechen können? Siehst du, das hab' ich von euerer politischen Laufbahn — nun bin ich mitten im Gewühl — vergib die Eile, Louis — Und mit diesen Worten hatte sich Egon an Sollicitanten wenden müssen, deren in aller Morgenfrühe schon ein Dutzend im Zimmer standen. Louis war gegangen, einen Pfeil im Herzen. . . . Das ist aus, dachte er, darüber mach' denn ein Kreuz!

Erschüttert noch und tiefverletzt stand Louis in der Werkstatt und grübelte über ein Gedicht, das zur Noth seine Stimmung ausdrücken sollte. Er gedachte Oleander's, Siegbert's, Murray's und Ackermann's — alle diese edeln Männer hatten den Gedanken an Egon verdrängt, und doch hing er an dem Jugendfreund wie an seinem Bruder. Er versuchte zum ersten mal in der Sprache seiner Vorfahren, in der deutschen, zu

dichten und wagte, angeweht von Oleander's mildern Anschauungen und doch noch nicht ganz befreit von der bittern Schärfe seiner französischen Reminiscenzen, ein Gedicht in dieser fast an die lateinische katholische Poesie des Mittelalters erinnernden Fassung:

Welt, wie bist du öd' und groß!
Alle Riegel sind gesprengt,
Alle Pforten ausgehängt!
Wie sich's wälzt und wie sich's drängt!
Und was birgt wohl noch dein Schos?

Wolken, weilt! Wie folg' ich euch?
Stehe, Zeit, wie halt ich dich?
Raum, wie gähnst du fürchterlich!
Wo im Chaos rett' ich mich?
Bin ich nur der Feder gleich?

Wie dereinst beim Weltgericht
Hör' ich der Verdammten Chor.
Jeder drängt zum Richterohr,
Trägt nur sich, sein Rühmen vor,
Seine Furcht, sein Hoffen spricht!

Herzen ohne Harmonie
Durcheinander. Jedes Brust
Hallt das Echo eigner Lust
Seiner Sprache nur bewußt,
Seiner eignen Melodie.

Tausend Uhren — Mitternacht
Weisend und die Pendel doch
Ungleich schwankend, tief und hoch,
Keinen hat der Kaiser noch
In den gleichen Takt gebracht!

Gern hätt' ich zum Wald hinaus
Mich in Einsamkeit gebannt,

Hätte an der Quelle Rand
Einen stillen grünen Stand
Mir gesucht, ein friedlich Haus.

Gerne hätt' ich mich gestellt
An den Busch der Nachtigall,
An ein Lerchennest im Thal,
Fliehend andern Widerhall
Dieser Zeit und dieser Welt!

Doch ich muß, ein treuer Thurm,
Wachen an des Meeresrand,
Bleiben fest im alten Stand,
Wenn umspült vom Wogenbrand,
Wenn umdonnert auch vom Sturm.

Die Entscheidung soll ich sehn,
Wenn zerkracht der Wolkenball,
In der dumpfen Donner Schall,
In dem allgemeinen Fall
Muß ich sinken oder stehn.

Ein solches Gedicht, vom Augenblick geschaffen, blieb in Louis fest, wenn er es auch später erst niederschrieb. Er hatte die wilde Stimmung seiner frühern Auffassungen noch nicht ganz dämpfen können, in der Form aber schon manches, das er dem Beispiele Oleander's verdankte, sich anzueignen versucht.

Wie er noch so stand, dichtete, arbeitete, trat der junge Sandrart in die Werkstatt und begab sich sogleich an den Winkel, wo vor dem Fenster, nicht fern vom großen eisernen Ofen, dessen Röhren durch die ganze Werkstatt sich zogen, Louis' gewöhnlicher Platz war. Er hatte von Madame Märtens rasch „avertirt" bekommen, daß Herr Louis Armand wieder „ritour" wäre, und näherte sich ihm mit der Scheu, die jedermann fühlen mußte, der Louis' tieferes Streben mit der Zeit aus seiner einfachen, fast schüchternen Art sich zu geben, erkannt hatte. Alles,

was er schon von der Alten gehört, mußte ihm Louis wiederholen und vernahm es so aufmerksam, so überrascht, als hätt' es ihm Louis zum ersten mal erzählt. Mein Vater erwartet mich zu Weihnachten, sagte er; aber ich werde keinen Urlaub bekommen, die dritte Compagnie wird kurz gehalten. Aldenhoven ist Kapitän geworden. Wir werden gefuchtelt.

Wie geht es dem Major? fragte Louis.

Der Sergeant erzählte von dem immer offener hervortretenden Bruch in der Armee selbst. Werdeck, soweit sich das aus seiner Sphäre beobachten ließe, wäre düster und mismuthig, doch hätte er ihm kürzlich erst gesagt: Sandrart, Ihr kennt einen jungen Mann, Namens Louis Armand! Haltet Euch an ihn und seine Freunde! Sandrart wiederholte diese Worte mit Schüchternheit.

Wenn Sie wollen, Sergeant, sagte Louis und reichte ihm die Hand, ohne irgendeine Misstimmung wegen Franziska's zu verrathen.

Der junge Krieger klagte über die Verwahrlosung des innern Menschen unter den Waffen. Man exercire, stehe Wache, putze seine Montur und Armatur, und im übrigen hieß' es: Bete oder faulenze!

Es ist bei uns in Frankreich nicht anders, sagte Armand. Der Soldat soll immer eine Maschine sein, soll immer nur der Disciplin leben. Wer dann seine Zeit ausgedient hat, kommt nach Hause, hat sein Handwerk verlernt, oder die Arbeit am Pfluge ist ihm zu gering geworden.

Es ist ein Glück, daß es ehrliche Mädchen gibt. . . .

Wie so Mädchen und ehrliche?

Wer heirathen will, muß doch wieder an die Hobelbank oder aufs Feld zurück; um die Mädchen holt man ein, was man für sich beinahe verlernt hat.

Das Gespräch war von den Gesellen belauscht worden. Man lachte, und Louis ließ sich eine so heitere Störung schon gefallen.

Er setzte das Gespräch fort, von dem er nicht ahnte, daß es ihm später als „Soldatenverführung" ausgelegt werden sollte. Sandrart erzählte von den Schmeicheleien, mit denen man das Selbstbewußtsein des Heeres, das nur durch Schlachten gehoben werden könnte, heben wolle und doch nur einschläfere. Er erzählte von den Märchen, mit denen man die Krieger erschrecke, von einer neuen Revolution, wo nicht das Kind im Mutterleibe geschont werden sollte. Die Rothen wollten den König, die Prinzen und Prinzessinnen morden, und kein Soldat sollte ungespießt bleiben. . . .

Die Gesellen lachten. . . .

Aber es kommt immer nicht, fuhr der aufgeregte Sergeant fort. Wir stehen des Morgens auf und gehen des Abends zu Bett mit dem Gedanken: Nun wird's losbrechen! Und kommt dann ein kleiner Alarm oder eine Schlägerei im Wirthshause oder eine Straßenrottirung, so können Sie sich daraus erklären, warum unsere Mannschaften gleich so fuchswild und erbittert zuschlagen. Die Leute sind gereizt und denken: Nun geht's ans Leben!

Trauriger Zustand, wenn in einem und demselben Staate zwei Kräfte so gegeneinander wüthen, bemerkte Louis ruhig; es ist aber überall so. Der Adel und die Bureaukratie haben sich die Armeen apart genommen und dressiren sie nach ihrem Gefallen. Leider hat man da ein so gutes Feld für seine Intrigue! Die Fahne, der ihr geschworene Eid, der erlaubte Stolz des Kriegers, die Erinnerungen seines Truppenkörpers, die Achtung vor dem Souverän, das alles sind Begriffe, an die sich für ein schwärmerisches Gemüth so vortrefflich anknüpfen läßt. Man fanatisirt diese Menschen durch ein Verbrechen, das man die Sünde gegen den Heiligen Geist nennt.

Man wünschte Erklärung dieser Sünde. . . .

Es ist die Sünde, sprach Louis so laut, daß alle hörten, die Sünde, die irgendeine richtige Thatsache, eine Wahrheit,

die in der Menschenbrust wie mit ehernen Buchstaben eingegraben steht, zu einem falschen Zwecke benutzt. Wer vollends von seiner irrthümlichen Anwendung einer Wahrheit selbst überzeugt ist, kann nie Vergebung erwarten.

Die Gesellen horchten und blinkten sich zu. Manche hielten Louis für etwas Höheres, als wofür er sich ausgab.

Ich verstehe wohl, sagte Sandrart, der sich auf einige Bretter gesetzt hatte, ich verstehe, daß Sie den Spectakel mit dem Fahneneid meinen. . . .

Ich halte jeden Eid für heilig! bemerkte Louis.

Und nun sprudelte der Sergeant, den ein Aerger mit seinem Kapitän gereizt zu haben schien, alles hervor, was für und wider den Fahneneid den Soldaten offen und heimlich jetzt zugesteckt zu werden pflegte. Tagein tagaus, fuhr Sandrart fort, kommen Leute in die Kasernen oder auf den Exercirplatz und predigen uns den heiligen Eid. Der eine läßt Kaffee aus einem Keller in der Nähe holen, der andere verschenkt wollene Strümpfe . . . die Leute trinken den Kaffee, nehmen die wollenen Strümpfe . . . und immer heißt's dabei: Was wir geschworen haben, halten wir. Aber . . .

Ein Eid ist heilig! erwiderte Louis fest. Ich table die Soldaten nicht, die ihn leisten, sondern die, die ihn abnehmen. Es muß dahin kommen, daß der Soldat nicht in die Lage versetzt wird, einen einseitigen und in die Gesellschaft den Brand des Aufruhrs schleudernden Eid zu schwören. Er soll schwören, die öffentliche Ordnung des Vaterlandes im Innern und seine Größe und Ehre nach außen zu vertheidigen. Die gesetzlichen Organe dieser Ordnung und Ehre haben sich geändert. Es sind nicht mehr die Fürsten, sondern die Vertreter der Völker.

Wir brauchen keine Fürsten mehr! rief es aus einer Ecke.

Wir brauchen keine Soldaten mehr! aus einer andern.

Louis wandte sich eben, um ein lautes St! auszusprechen, als der alte Märtens in seiner blauen Schürze und wollenen

gestrickten Ueberjacke hereintrat und dieser lärmend und stürmisch gewordenen Unterhaltung ohnehin ein Ende machte. Er litt niemals, daß in seiner Werkstatt über Politik gesprochen wurde.

Auch der Sergeant, der alle diese Gesellen kannte, wußte das Verbot und nahm den verwildert gewordenen Gegenstand nicht wieder auf. Er sprach von Franziska und klagte, daß er zu Weihnachten keinen Urlaub bekommen würde. Der Feldwebel sähe lieber, daß er sich seine Bescherung schicken ließe, um sie mit ihm theilen zu können. . . .

Und der Major?

Der Major — wer weiß, wie lange der noch Majort. Das ist einer, der nächstens sagen wird: Der Eid drückt mich!

Marsch in die Kaserne! rief der alte Märtens dazwischen. Dien' Er seinem König und lob' Er Gott den Herrn, Amen!

Die Gesellen lachten nun erst recht. Sandrart ließ sich nicht stören. Er war zu bewegt. Er hatte seit der einfachen Begegnung mit den Offizieren auf dem Fortunaball und in dem Worte: Gehorsam außer Dienst! jenen nagenden Quälgeist in sich, der bei den untern Ständen mehr Unruhe und Schaden im Gemüthe stiftet als bei der Bildung. Das prickelte, das hetzte ihn. Immer derselbe Refrain, immer dieselbe wunde Stelle, die nicht heilen wollte und die täglich berührt wurde. . . . Endlich ging er. Als er Louis die Hand gab und fragte, ob er bald in den Ullagrund schriebe, rief eine Stimme ihm nach: Sergeant! Gartenstraße Nr. 14 alle Abend um acht Uhr ist Verein — kommen Sie und bringen Sie Kameraden mit, die das Herz auf dem rechten Fleck haben!

Wer sagt das? Wer verführt hier die Soldaten? rief der alte Meister und rannte zu dem Sprecher hinüber, einem kleinen, dicken, wohlgenährten Arbeiter, dem Advocaten der Werkstatt.

Sandrart hielt den zornigen Alten auf und beruhigte ihn.

Aber der Meister tobte seine patriotische, alte, deutsche Gesinnung aus nach dem Thema: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist! Sein Recht als Meister und Werkstattbesitzer machte er mit ein Dutzend Hammerschlägen auf den Werktischplatten geltend. Sandrart ging. Die Rebellen schwiegen. Auch Louis schwieg. Da aber manche Anzüglichkeit des alten Mannes ihm selbst gelten sollte und er sich schwer beherrschte, so zog er vor, eine Weile auf sein Zimmer zu gehen und dem Alten Zeit zu lassen, sich inzwischen gründlichst auszutoben, was auch geschah, diesmal sogar mit Fremdwörtern aus dem Lexikon seiner gebildeten Ehehälfte.

Eine Woche ging so hin. Louis lebte zurückgezogen. Er suchte nur Dankmar auf und fand ihn nicht. Zum Major Werdeck wagte er sich nicht. Ueber Murray's Schicksal wurde ihm keinerlei Beruhigung. Der Drang, ihm zu helfen, die im Forsthause vorgekommenen Dinge in einem Lichte darzustellen, wo alle Schuld nur auf ihn falle, war so mächtig in ihm, daß er anfangs an Egon's Beistand dachte. Allein war das noch sein Egon? Er war's im Tone, in der Behandlung noch gewesen; er hatte ihn nicht lieblos empfangen, ihm täglich sein Haus angeboten. Aber eine Kluft hatte sich zwischen beiden aufgethan, weiter als der natürliche Abstand der Geburt. Die Romantik war vorüber, das praktische Leben hatte begonnen. Louis entschuldigte Egon, klagte sich an, zieh sich selbst der Eitelkeit, daß er von dem Freunde Egon, der einst in Lyon seine Schwester liebte und mit ihr wie mit seinem Weibe lebte, jemals die später entdeckte Fürstenwürde nicht trennte. Er fand es natürlich, daß alles so kam, wie es jetzt gekommen; aber ihm lästig fallen, eine Audienz erbitten, ihm schreiben, eine Bitte vorlegen ... dazu war er zu stolz, zu verletzt, zu eingeschüchtert. Dann fiel ihm bei, ob nicht Dankmar Wildungen als Jurist helfen könnte, und ebenso schmeichelte sich ihm die Vorstellung ein, ob er nicht wagen sollte, den mehrfach genannten Otto von Dystra aufzusuchen und ihm die

Lage eines Mannes vorzustellen, der aus einem fernen Welttheile ihm nicht unbekannt sein sollte.

Es war wieder Mittag. Die Arbeiter zerstreuten sich.

Als sich Louis nach einem bescheidenen Mahle in einer nahe gelegenen Wirthschaft in der Voraussetzung, vielleicht nun heute endlich Dankmar Wildungen und den von Murray erwähnten Gönner, Otto von Dystra, aufzusuchen, besser anzog und in seinen Geräthschaften ordnete, fielen ihm die Gegenstände auf, die er im Forsthause damals an sich genommen hatte. Es war ein Gesangbuch, ein Blumenstrauß und ein zierlicher Mädchenkamm. Er hatte diese Dinge an sich genommen, weil die von Ursula daran geknüpften Reden ihm so auffallend klangen, daß er glaubte, vielleicht enthielten sie Thatsachen, die sich auf Murray's Sohn bezogen. . . . Der Kamm war von Schildpatt und zeigte mit Elfenbein ausgelegt die Buchstaben H. D. Das Gesangbuch führte auf bestimmte Namen. Es war in schwarzes Leder gebunden und enthielt auf dem Deckel die Notiz über die Geburt und die Verlobung eines jungen Mädchens, von dem Louis wußte, daß es eines Sonntags an der Sägemühle verunglückte. Heunisch, sagte er sich, hat sicher diese Gegenstände, auch den Blumenstrauß, den sie gerade trug, aufbewahrt und die Alte sie eingeschlossen, um durch ihren steten Anblick ihn nicht zu traurig zu stimmen. Das Gesangbuch, der Kamm, der welke Blumenstrauß wurden Louis fast unter der Hand zu Tönen und Klängen und Reimen eines Gedichts. . . .

Wie er den welken Strauß, der krampfhaft zusammengeballt schien, auseinanderfaltete, hörte er ein Klingen wie von einem fallenden metallenen Gegenstande. Am Boden sah er einen zerbrochenen Goldreif blinken. Er hob ihn auf. Sicher hatte dieser Ring in dem Gewirr des welken, heuartig gewordenen Blumenstraußes schon lange versteckt gelegen. Der Verlobungsring des unglücklichen Mädchens! dachte er. Wo ist nur die zweite

Hälfte? Er suchte und fand sie nicht. Wer weiß, dachte er, durch welchen Zufall dieser Ring zerbrach! Die Treue hat ihr Heunisch wirklich gehalten. . . .

Louis wollte den Ring mit den übrigen Gegenständen beiseitelegen, als ihm doch noch einfiel, nach einer möglichen Gravirung innen zu sehen. Er erstaunte, nicht die Buchstaben zu finden, die auf Heunisch's Geschichte paßten. Er las in dem Ringe P. und die ersten Züge eines kleinen v., die ohne Zweifel auf einen adeligen Namen schließen ließen. Auch sah er jetzt, daß er keinen Trau- oder Verlobungsring, sondern einen einfachen goldenen Reifen, dessen Kopf durch einen Stein verziert gewesen sein mußte, vor sich hatte. Die adelige Bezeichnung des Ringes ließ ihm als wahrscheinlich erkennen, daß er einen Theil jenes Ringes vor sich hatte, von dem ihm Murray einst erzählt hatte. Und so steckte er dies Fragment behutsam zu sich und gedachte ihn dem unglücklichen Gefangenen bei erster Gelegenheit, wo er hoffte, ihn sprechen zu dürfen, zu übergeben. Die übrigen Gegenstände verschloß er wieder.

Mit einem alten Mantel, den er über seinen gewählten Anzug warf, ging Louis aus, um aufs neue zu versuchen, Dankmar Wildungen zu treffen. Wie groß war seine Freude, als er gerade beim Eintritt in das von den Freunden bewohnte Haus den Gesuchten die Stiege herabkommen sah! Wär' es Siegbert gewesen, so hätt' er ihn umarmt. Dankmar'n schüttelte er die Hand und freute sich der herzlichen Erwiderung.

Achtes Kapitel.

Das Wachsen des Bundes.

Seit wann sind Sie zurück? fragte Dankmar.

Ueber eine Woche, antwortete Louis.

Wir verfehlten uns. Auch ich fragte nach Ihnen. Wie geht es meinem Bruder? Er schreibt so selten.

Ich verließ ihn wohlauf, heiter, fröhlich. . . .

Heiter? Empfing er —?

Es erfolgte Verständigung über die Trauer. Dankmar sprach über das erlebte Leid. Es waren Worte, die die schmerzliche Thatsache in Kürze zusammenfaßten. Dankmar wünschte, daß Siegbert, wenn er auf dem Lande Zerstreuung hätte, nicht in die Residenz käme, die ihm wenig Trost bieten würde.

Einen Tag bin ich hier, und dies Chaos von Anmaßung und Lüge! sagte er und zog Louis Armand in seine Wohnung. Er rückte Bücher, Scripturen vom Tisch und rief der Wirthin, die aus ihrem Mittagsschlafe schwer zu wecken war. Während er selbst die Vorbereitungen zu einem Kaffee in seiner Maschine machte, Spiritus anzündete und endlich von der gähnenden Wirthin unterstützt wurde, einmal häuslich und gemüthlich einen Nachmittag nicht im Kaffeehause, sondern daheim zuzubringen, sprach er vom Tode seiner Mutter, vom Leben überhaupt, vom Geheimniß der Weltschöpfung, vom Gegensatz zwischen Materie und Geist, Himmel, Hölle, Erde, Lampendocht, Spiritus, Filtrirmaschinen, wie das so geht, und schloß seine aus Schmerz und Humor gemischte Plauderei mit der Bemerkung: Ja, lieber Armand', seit wir unter dem Kreuz in dem Rathskeller saßen, ist manches geschehen; aber was ich auch erlebte, und das

Schlimmste ist allerdings der Leichenstein über ein theueres Dasein, das ich noch für viel Glück aufgespart glaubte: alles hat mich gelehrt: Wenn man die Grenze des Daseins fühlt, wenn man sieht, wie alles endet und enden muß, ohne Ausnahme, dann, mein Freund, nimmt man das Schwerste im Leben leichter und setzt mit größerer Lust sein Leben auch an das Traurigste. Ich bin nicht etwa entmuthigt, wie Sie mich hier sehen. Aber ergrimmter bin ich, entschlossener, gleichgültiger um diese schönen Fratzen, die uns locken und schmeicheln wollen mit Worten: Ach, wie süß ist dies Leben! Schick' dich in diese Lügen! Dulde diese Irrthümer! Laß diese Narren regieren! Laß diese Welt gehen, wie sie geht! Der Tod meiner Mutter war so voll Ueberredung für mich, an ein Jenseits zu glauben. Ihre Gesichtszüge waren verklärter, nachdenklicher, strenger als je im Leben. Man konnte glauben, der im Schauen begriffene Geist ließe noch Spuren auf dem theuern Antlitz zurück. Wie ich sie in die Grube senken sah, wie alles um mich her Tod und doch Unsterblichkeit auf dem Friedhofe flüsterte, empfand ich Liebe nur für die Geschiedenen, Haß für die Lebenden. Vermessene Thoren, rief es in mir, die ihr euch einbildet, das Leben beherrschen zu können! Wer seid ihr denn, ihr zufällig Reichen, ihr angemaßt Mächtigen, ihr eingebildet Weisen? Hier ist alles gleich, hier unter diesen welken Trauerpappeln ist die ganze Komödie aus, und da drüben jagt, hetzt ihr euch mit euern Leidenschaften und sinnlichen Interessen durcheinander! Glauben Sie mir, Louis, man muß das Leben verachten, um dem Leben eine große That zu hinterlassen. Ich würde mich nicht mehr bedenken, mein Haupt zu opfern, wenn ich damit glaubte das Rechte getroffen zu haben, um einer göttlichen Wahrheit in unserm Leben ihre Geltung zu verschaffen.

Louis war von der Aufregung, in der er seinen Freund und Gönner wiederfand, nicht minder erschüttert. . . . . Wie geht es

mit Ihren Hoffnungen auf . . . wollte er sagen; er stockte, das Wort: die Erbschaft, auszusprechen. . . .

Ich bin im Begriff, sie auch in zweiter Instanz zu verlieren, sagte Dankmar, und habe dann nur noch das Urtheil vom Obertribunal revidiren zu lassen. Meine Hoffnung, der Welt zeigen zu können, wie wir mit ererbten Rechten verfahren sollen, wird sich nicht erfüllen. Indessen setz' ich alles daran, wie ein Flügelroß bis an die Stelle zu steigen, wo es immerhin sinken möge. Sie können sich denken, welche Entbehrungen ich leide. Die Kosten des Processes wachsen ins Unglaubliche. Das kleine Vermögen, das sich von der Mutter aus uns ergeben wird, ging theils im Begräbniß, theils in der Ordnung ihres Nachlasses hin. Den Rest werfen wir in jenen Abgrund, der uns keine Ergebnisse bringen wird, ich mag auch noch so viel in diesen Büchern studiren! Jetzt vollends, wo meine Hoffnung, daß mindestens der eine Concurrent, der Staat, die Ungehörigkeit seiner Ansprüche einsehen würde, sich betrogen sieht und durch Egon ein neues Leben in diese Angelegenheit kommt. . . .

Durch Egon? Wissen Sie das . . .

Von ihm selbst.

Sie sprachen ihn?

Kürzlich auf der Staatskanzlei, wo ich mir eine Audienz vom Premierminister erbat. Zum Menschen Egon geh' ich nicht.

Sie geben ihn auf?

In meinem Sinne, ja!

Wie war er gegen Sie? Kalt, zurückhaltend?

Im Gegentheil; er war offen und suchte die inzwischen durch seine Maßnahmen so weit gerissene Kluft zwischen uns durch entgegenkommende Freundlichkeit zu verbergen. . . .

Sie machten dieselbe Erfahrung wie ich. . . .

Mein Freund, geben Sie diese Anknüpfung auf! Ich denke mit Wehmuth zurück, wie ich Egon fand, wie er mir die Freundschaft auf offenen Händen entgegentrug, wie er mir den Bruder-

namen aufdrängte. Ich entsinne mich, daß wir mehr in ihn hineingelegt haben, als wozu wir berechtigt waren. Wir hörten ihm zu und fühlten da schon die innere Trennung. Da wir ihn aber liebhatten, wollten wir diese nicht sehen. Nun ist die chemische Probe gekommen. Wer verdenkt ihm, daß er uns entgegnet: Ihr habt mich wie euere Puppe behandelt, mit euern Ideen mich ausgeputzt! Die Zeit des Scherzes ist vorüber.

Louis wollte Misverständniß nicht gelten lassen. Er behauptete, ein fremdartiger Einfluß hätte sich des so hoch gestiegenen Freundes plötzlich bemächtigt und ihn von ihren Anschauungen hinweggerissen. . . .

Nein, nein, sagte Dankmar. Das ist in der Ordnung und nicht weiter zu beklagen. Der Dämon, der die Welt regiert — Gott ist es nicht; der steht noch über diesem Dämon — gibt für seine Schlachten dem Menschen die ihm gebührende Stellung. Der eine hier, der andere dort. Wir haben nichts zu thun, als nach unserer Fahne zu blicken und in den Kampf zu gehen, wenn uns unser Signal ruft. Es ist ganz in der Ordnung, daß auch Egon den ihm von dem vorigen kaufmännischen Ministerium hinterlassenen Proceß fortführt, ganz in der Ordnung, daß ich ihn verliere. Sie glauben nicht, was uns der Mensch als eine willenlose Maschine, als ein anorganisches Product erscheint, wenn man es abblühen und sterben sieht. Wir sind nicht frei. Wir glauben es zu sein und freuen uns nur des Quecksilbers, freier Wille genannt, das doch allein mechanisch in uns hin- und herrollt und uns alle unsere Bewegungen gibt!

Bei allen diesen Bemerkungen, die Dankmar unmuthig und ungeregelt ausstieß, unterzog er sich einer gründlichen, von Frau Schievelbein unterstützten Vorbereitung zu einem gemüthlichen Kaffee. Es gibt gar nichts Traulicheres, als wenn im kalten Novembersturm, auf engem, gut erwärmtem Zimmer junge Männer die kleinen Consequenzen ihrer Garçonwirthschaft ziehen, den Frauen in ihre Vorrechte greifen, Haushälter spielen, Kaffee

filtriren und ihn mit Cigarrendampf und guten Einfällen, in eine Sofaecke gedrückt, behaglich vertilgen. Als die Wirthin Tassen zurechtgestellt und erklärt hatte, sie würde bald das heiße Wasser bringen, ging Dankmar auf die Stiftung seines Bundes über.

Er fragte: Wie ist es, Louis, haben Sie für das vierblätterige Kleeblatt geworben? Ist das Korn von jener Nacht aufgegangen? Fanden Sie Menschen, die würdig sind, in die kämpfende Brüderschaft vom Geiste zu treten?

Louis war auf Mittheilungen über Dankmar's Unternehmen gefaßt, nicht aber darauf, Bericht zu erstatten, was er selbst dafür gethan. Er gerieth in Verlegenheit, ob er gleich an Murray, Oleander, Ackermann dachte.

Freund, fuhr Dankmar, als er sein Zögern bemerkte, fort, wir müssen vorläufig mit den Blicken werben! Das ist das Prüfzeichen der Wahrheit unserer Ideen, daß wir vorläufig Menschen finden, die uns würdig scheinen, sich dem großen innern Kreuzzuge anzuschließen. Sonst lernten wir Menschen kennen, die an uns vorübergingen und von uns vergessen wurden, auch wenn wir ihnen schmerzlich nachsahen. Jetzt haben wir etwas, was uns solche Begegnungen werther macht. Einen edeln Menschen finden ist jetzt für uns eine Eroberung. Wir sollen es mit ihm machen wie Entdeckungsreisende, wenn sie Inseln im Meere finden, die niemand kannte. Sie pflanzen das Zeichen ihrer Nation auf, nehmen feierlich im Geiste von ihnen Besitz und reisen weiter. Oder wie man Zugvögeln eine Kette umhängt und sie fliegen läßt, wohin sie wollen, in der Hoffnung, sie würden irgendwo über tausend Meilen durch jenes Symbol doch einen Menschen erfreuen, der da sagt: Seht, diesem Reiher hing ein Araber, ein Hindu eine Kette, einen Ring um mit seinem Zeichen, und dies Zeichen lautet: Ich grüße dich, Bruder, Mensch, Freund in dem großen Geist, ob er nun Gott oder Allah oder Lama oder Jehovah heißt. So sollen wir jeder uns

verwandten edeln Intelligenz unsichtbar das Zeichen der Ritterschaft vom Geiste aufheften und dann ihn wandeln lassen seiner Wege. Sie führen schon zusammen zu Einem Ziele!

Dankmar sprach diese Bemerkung mehr im halben Scherz, doch blickte Ernst und die sichere Absicht durch, diese Werbungen wahr zu machen. . . .

Louis nahm keinen Anstand, ihm zu erklären, daß es auch ihm so ginge. Er wisse nun immer, was er mit den Menschen, die er im Leben sähe, beginnen sollte. So müßten einst die Apostel gewandelt sein und sich sogleich die Seelen herausgefunden haben, denen sie die Botschaft vom Menschensohne bringen wollten. Früher hätte er geprüft, ohne Zweck; er hätte die werthvollen Menschen vergessen oder sich ihrer nur mit jener freudigen Wehmuth erinnert, die wol den Schiffer ergreifen müsse, wenn auf dem Weltmeer ein Segel an ihm vorüberfahre. Ein Salutschuß und dann ewige Trennung. Jetzt aber halte er im Geiste jeden fest und möchte ihn dauernd zu dem großen Werke der Befreiung verbinden. Und wohl müsse er eingestehen, daß ihm auf dieser kleinen Reise schon die Würdigsten begegnet wären.

Nennen Sie sie nicht! sagte Dankmar. Es soll unserm Bunde zur Förderung dienen, daß wir nicht wissen, wer zu ihm gehört. Jeder soll werben, jeder soll an gewissen großen Bundestagen Beweise dafür bringen, daß er Ritter vom Geiste gerüstet und gewappnet gefunden hat, aber die Erkennung sei eine zufällige! Keine Register! Keine Namen!

Louis hatte indessen recht auf dem Herzen, von Oleander, Ackermann und besonders von Murray zu reden, und Dankmar sah ihm seinen Drang dazu an. Nicht wahr, sagte er, Ackermann scheint Ihnen würdig?

Im vollsten Maße!

Ein Großmeister unsers Ordens! Treu, fest, wohlwollend, unabhängig. Ja, Louis, unabhängig! Das hab' ich gefunden,

das ist der einzige Standpunkt, auf dem man denkt, klar denkt und für die Menschheit etwas in die Schanze schlägt. Doch hab' ich auch viele gefunden, die edel sind und gern möchten, wenn sie könnten. Da sollt' ich helfen können! Da sollte mein Erbe, ausgehend von den geistlichen Rittern, den geistigen Rittern wieder zufließen! Darum möcht' ich Schätze gewinnen, um die Schwachen zu ermuntern, Witwen, Waisen, die ihren Beschützer verloren, zu trösten, unmöglich Scheinendes möglich zu machen. Darum will ich Geld zu unserm Ringe! Darum mein Mühen und Sorgen um den Kitt unsers Gebäudes!

Louis entgegnete, daß die Männer, die er gefunden, auch ohne die Ermunterung und Schadloshaltung durch irdische Mittel sich der Ritterschaft des Geistes widmen, Helm und Harnisch anthun würden für den Kreuzzug der Idee. . . .

Um so besser, sagte Dankmar. Aber nennen Sie niemanden! Sammeln Sie, werben Sie im stillen! Ich bin so glücklich gewesen, daß ich wol schon von zwanzig edeln Männern sagen kann: Sie sind die Unserigen.

Louis staunte. . . .

Von Leidenfrost und Werdeck hab' ich brieflich gleiche Ergebnisse. Noch haben wir uns nicht constituirt, noch fehlt uns die Symbolik, über die ich in nächtlichen Stunden grüble, wie einst Mohammed mag gegrübelt haben, was er von Zoroaster, Christus, Sokrates brauchen könne; noch sind mir nicht die Engel der rechten Erleuchtung erschienen, und schon finden wir segensreiche Wirkungen. Lesen Sie nicht schon von vielen Orten her, daß die gefangenen Volksfreunde Mittel finden, zu entfliehen, mancher, der das Schicksal einer Untersuchung nicht ahnt, wird bei zeiten gewarnt. Jene Beamte, die kürzlich ihre Aemter niederlegten, weil sie mit ihren Ueberzeugungen in Widerspruch geriethen, wurden schon von uns unterstützt. Es finden sich Liebesgaben, die wie Wasser aus einem Felsen springen. Es sind Herzen versöhnt worden, unbekannte Freunde zusammengeführt,

Warnungen, Rathschläge empfängt man von unbekannter Hand, und schon setzen die Vertrauten an der Spitze ihrer Briefe vier Punkte, die das vierblätterige Kleeblatt der seltenen Freundschaft bezeichnen. Alles regt sich, ein neuer Frühling des Geistes, ein Hoffnungslenz der Gesinnung; nur Siegbert schlummert noch. Nicht wahr, den fanden Sie wol tief unter Träumen wandelnd? Glauben Sie, daß uns auch Siegbert Mannschaft zuführen wird?

Louis, staunend über diese Schilderung, konnte nichts versichern.

Siegbert wird uns Frauen nennen, die er gewinnen möchte, bemerkte Dankmar und hatte auf dem Herzen, nach Selma zu fragen. . . . Schon lange lag ihm ein Wort über Selma auf den Lippen. Er wagte es nicht auszusprechen. Er war von der beklemmenden Vorstellung gedrückt: Wie, wenn sich das, was du mit Melanie erlebtest, bei Selma wiederholte? Siegbert ist liebenswürdig. Er wird von Ackermann mit Zuvorkommenheit aufgenommen werden. Selma wird ihn sehen, ihn lieben. Und Siegbert? Kann sein Herz in Wahrheit bei Olga weilen, jenseit der Alpen? Kann er einer solchen Phantasie nachhängen? Auch die Fürstin Wäsämskoi, obgleich sie in unserer Abwesenheit fast täglich hier anfragen ließ, wann wir zurückkämen, kann sie ihn fürs Leben fesseln? Nein, nein, das Schicksal spielt unserm Herzen zum zweiten mal eine Prüfung zu. Siegbert und Selma finden sich, und dieses Band darf ich nicht lösen, wie ich die Irrung zwischen Siegbert und Melanie löste! Und so fest stand diese Vorstellung bei Dankmar, daß er in der That nicht den Muth hatte, nach Selma zu fragen, und auch aus Furcht, von ihr zu hören, Louis' Mittheilungen über des Bruders Lebensweise rasch unterbrach und ihn nach seinen eigenen Angelegenheiten fragte. Da hatte denn Louis die Erzählung über Murray und die Bitte um Dankmar's Rath und

Beistand schon eingeleitet, als man die Treppe herauf Männerschritte hörte.

Frau Schievelbein, die eben das heiße Wasser in einem summenden Theekessel bringen wollte, öffnete, und ein Herr im grauen Militärmantel trat auf den Vorplatz, gefolgt von einem andern, der sich Schnee und Regen aus einem dicken, langzottigen Tüffelrocke abschüttelte. . . .

Die Kommenden waren Major Werdeck und sein Freund Max Leidenfrost.

> Wann kommen wir all' uns wieder entgegen,
> Im Blitz und Donner oder im Regen?

rief Leidenfrost, als er Louis erblickte und sich der Major über das glückliche Zusammentreffen der vier im Geiste Verbundenen innigst zu freuen schien.

> Wenn der Wirrwarr höher steigt
> Und wer Sieger ist, sich zeigt!

antwortete Dankmar, die Macbeth-Hexen gleichfalls parodirend, rückte Stühle heran, nahm dem Major den Mantel ab und schüttelte den Freunden, die er noch nicht gesehen, die Hände.

Graulieschen! sagte Leidenfrost zur Frau Schievelbein, Graulieschen, was braust du da für ein namenloses Werk?

Erlauben Sie, sagte die Alte, um so empfindlicher über diese Anrede eines Mannes, dessen „Complimente" sie kannte, als sie wegen eines hohen Offiziers ihrer Toilette eingedenk wurde, erlauben Sie, ich heiße Eulalia, und das wird Kaffee, wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Leidenfrost.

Eulalia! Menschenhaß und Reue! fuhr Leidenfrost im pathetischen Tone fort. Kommt einer da wol heraus aus seinen theatralischen Reminiscenzen? Ich studire gerade Goethe's Faust ein und komme aus dem Arrangement der Hexenküche.

Frau Eulalia Schievelbein brummte aufs neue über sothane Anspielungen, beeiferte sich aber, die comfortabelste Erweiterung

ihrer Arrangements möglich zu machen, und suchte darin allerdings zu hexen.

Wir erfuhren, daß Sie wieder da sind, Wildungen, begann Werdeck. Und in Trauer! Wir kommen, um Sie theilnehmend zu begrüßen. . . . Ihr Verlust . . .

Nur keinen Grabsermon! fiel Leidenfrost ein. Ich hab' ihm alles geschrieben, was ich über die nothwendige Fütterung der Würmer denke und über die Seelenwanderung. Die Citronen, die die Leidtragenden in der Hand halten, werden am besten in aller Stille mit nach Hause genommen, wo sie zum Punsch verwendbar sind. Dankmar, wenn Siegbert da wäre, würde ich anständig condoliren. Da Sie es sind, denk' ich nur wieder:

Sie hätte auch gelegner scheiden können — es hätte
Sich beſſ're Zeit für solches Weh gefunden.

Das wohl! sagte Dankmar und setzte nach einer Weile hinzu: Aber Sie sind ja schon im besten Zuge Ihrer theatralischen Carrière, mengen Macbeth und Faust zusammen wie Kaffee und Sahne — bedienen Sie sich, meine Herren!

Das Beispiel meines Chefs, der ästhetisch solchen Milchkaffee liebt, sagte Leidenfrost, die Cigarrenbüchse hervorziehend, steckt mich an. Herr von Harder, mein gegenwärtiger Schiffspatron, steuert immer Nord-Nord-Ost, wenn die Boussole der Literatur, Kunst und gesunden Vernunft Süd-Süd-West zeigt. Schiller und Goethe ist ihm ein und derselbe verschwommene, allgemein classische, kassenverderbliche Begriff, nur daß er wenigstens aus den ästhetischen Anfragen der Hofdamen herausfühlt, daß in der grauen Nebelgegend, Schiller genannt, etwas mehr Sittlichkeit herrscht als in der grauen Nebelgegend Goethe, und umgekehrt dort mehr Zeitgeist als hier. Auch Faust und Macbeth, die er beide einmal irgendwo gesehen haben muß, in Wien, München oder Baduz, rinnen ihm in demselben Hexenkessel zusammen. Heute auf der Probe des Faust erschien die Excellenz in selbst-

persönlichster Person und wollte sich um das Arrangement der Hexenküche Verdienste erwerben. Wo kommen denn die Könige her, die dem Faust erscheinen, fragte er mich mit dramaturgischem Vorstudium, und die Künstler lauschten in demüthiger Entfernung. Welche Könige, Excellenz? fragt' ich dienstuntergebenst. Nun, ich denke, ich habe das schon einmal gesehen, sieben oder acht Könige, die — wie heißt der Teufel — Mephistopheles, Excellenz? — Mephistopheles, ganz recht — durch einen Spiegel — vor dem Doctor Faust erscheinen läßt — ich hab's in Wien gesehen — macht sich sehr gut — es ist gleichsam, sozusagen, der ganze genealogische, der ganze genealogische — Sie meinen, Excellenz, der ganze künftige genealogische Kalender von England, Schottland, Irland — Ganz recht, von Irland — Excellenz irren sich, sagte der tollkühne, oppositionswüthige Regisseur, der vortrat, Sie verwechseln Faust mit Macbeth — dies kühne Wort der feindseligen, gegen die Intendanz verschworenen, aber lebenslänglich angestellten Regie entrüstete den Geheimrath und veranlaßte ihn, einen vielsagenden Blick zu mir hinüberzuwerfen, ob ich ihn nicht aus Irland durch allerhand kleine Seitenwege dahin führen könnte, daß er diesem impertinenten Allesbesserwisser, den er nächstens als Regisseur ohnehin absetzen wollte, gegenüber recht behielte — der Spiegel, sagt' ich, ist hier zur Rechten, Excellenz. Ich glaube, daß Sie auf Veranlassung des Spiegels . . . Ein kleines Kind kommt vor, fiel Herr von Harder determinirt ein, ich weiß es aus Wien, ein kleines Kind kommt vor mit einem Spiegel, der Spiegel da ist zu groß, und überhaupt seien wir vorsichtig mit diesem kleinen Kinde — es ist gekrönt, ich weiß es sehr gut — es ist gekrönt und bedeutet die fruchtbare Dynastie von England — Sehr wahr! Aber — bemerkte der über meinen Beistand erstaunte Regisseur. . . . Die Dynastieen von England, sagt' ich, sind sehr fruchtbar, Herr Döbereiner; aber was wäre daran Gefahr. . . . Ja, sagte Excellenz, ich muß Ihnen bemerken, daß die jungen königlichen

Herrschaften nicht gern an ihre liebsten Hoffnungen, an die Täuschung ihrer liebsten Träume — Excellenz wünschten die Descendenzanspielung, das gekrönte Kind, fortzulassen? . . . Er: Herr Döbereiner, streichen Sie das Kind weg — es ist für die Herrschaften störend! Der Regisseur: Aber Kindermord? Ich: Excellenz können ja auch die ganze Genealogie wegstreichen und blos den großen Spiegel nehmen lassen, worin Faust das Bild Gretchen's sieht, nachdem er den Hexentrank zu sich genommen — Er: Ganz recht, ganz recht, Hexentrank! Aber es müssen drei Hexen sein — ich weiß, es waren in Wien drei Hexen — Ja wohl, Excellenz, es sind drei Hexen, allein man nimmt doch gewöhnlich nur eine; sie kommt aus dem Schornstein durch eine Flugmaschine, die ich anbringen werde, und für die beiden andern Hexen nehmen wir vier oder fünf Meerkatzen, die den Brei kochen, die bekannten breiten Bettelsuppen — Hm, hm, räusperte sich der Intendant und warf dann einen Blick auf den Regisseur mit den Worten: Herr Döbereiner, geht das? Es ist sogar vorgeschrieben, Excellenz, sagte dieser mit Entsetzen nach der Uhr sehende und seine Suppe und Hausfrau bedenkende Mann seufzend vor Ungeduld. Meerkatzen? bemerkte der Intendant plötzlich und verfiel in ein nachdenkliches Grübeln; wie machen Sie denn Meerkatzen? Excellenz, sagte der geplagte Mann, dort die fünf kleinen Jungen vom Ballet werden in zusammengenähte Felle gesteckt und machen ihre Sache abends ganz charmant! . . . Excellenz: Ja, aber, bester Freund, Meerkatzen, Meerkatzen, das ist leicht gesagt. Ich weiß sehr wohl, das sind Affen. Ich bin dafür, daß alles vollkommen ist, und die Kunst soll fortschreiten. Da ist hier der Maler Heinrichson gewesen. Er ist jetzt in Italien. Der hat die Lady gemalt — wissen Sie, die Lady, die mit Apollo oder so einem Gott unter Einer Decke spielte — wissen Sie, es war eine Muse — Wir verstehen Excellenz vollkommen — Also diese Lady hatte ein Verhältniß, wo Apollo immer in Gestalt eines Schwans zu ihr kam — dum-

mes Zeug das — aber gemalt macht sich's . . . und diesen Schwan, den ließ ich aus Dänemark kommen. . . . Und so mein' ich fast, auch die Meerkatzen müßten doch eigentlich . . . Nun erinnerte ich ihn, da ich seine tiefen Absichten verstand, an seinen Vater und dessen kleine Menagerie in Tempelheide — nein, sagte er, mein Papa hält keine Meerkatzen — Meerkatzen sind Affen — nicht wahr, Affen? — Affen, Excellenz! . . . Nein, Papa liebt die Affen nicht, der gute alte Herr hat die Manie, Thiere zu bilden, aber die Affen mag er nicht, weil — ich habe den alten Papa das sehr oft sagen hören, weil . . . weil . . . Excellenz stockten; ich ergänzte: Weil die Affen an sich die Caricaturen der Menschen wären und nur den toll gewordenen Verstand der Thiere bezeichneten? — Richtig, Leidenfrost; aber ich habe eine andere Auskunft. Da ist der Baron von Dystra angekommen, ein curioser Heiliger, der einige Mohren und unter anderm auch Meerkatzen aus — ich weiß nicht — welchem Welttheile von Australien mitgebracht hat. Zu dem will ich wegen dieser Scene gehen. Ich denke mir interessant, wenn wir — Um Gottes willen, Excellenz, rief Döbereiner, doch keine natürlichen Meerkatzen auf die Bühne bringen? Der Intendant stand still und sah forschend auf mich. Er hatte sich in der That im stillen gedacht, daß eine Hexenküche mit natürlichen Meerkatzen viel Aufsehen erregen und, da er sehr ehrgeizig ist, vielleicht in der Kunstgeschichte ihm einen Namen erwerben würde. Ich konnte aber doch, um die unglücklichen Schauspieler zu erlösen, nicht anders als sagen: O auf dem Tanzsaale oben, Excellenz, lassen Sie diese Jungen nur die Capriolen der Meerkatzen des Herrn von Dystra beobachten und jedenfalls die in der Garderobe für diesen Zweck vorhandenen Costüme nach diesen gewiß höchst echten australischen Meerkatzen corrigiren, respective ganz neu anfertigen. . . . Vortrefflich, sagte der Intendant, schob die Vorstellung des Faust, obgleich schon alle Billets vergriffen sind, wieder auf zwei Tage hinaus und begab sich ohne Zweifel di-

rect zum Herrn Baron von Dystra mit dem erhebenden und gewiß in der Königs- und den Prinzenlogen zur vollsten Anerkennung kommenden Bewußtsein, daß er aus Goethe's Faust das in ihm gar nicht vorkommende gekrönte Kind meuchlings weggemolcht hatte, dagegen aber die Hexenküche mit treuen, fast lebendigen, jedenfalls der Natur abgelauschten Meerkatzen neu bereicherte.

Diese dramatisch vorgetragene Erzählung des Malers versetzte die kleine Gesellschaft in heitere Stimmung. Man rauchte, man schlürfte den braunen Trank und tauschte seine Erlebnisse aus. Auch Louis mußte erzählen und wurde von Werdeck besonders dazu aufgefordert, da der von ihm im Forsthause erlebte Vorfall in den Zeitungen, die zu jener Zeit, um ihre plötzlich vergrößerten Spalten zu füllen, alles und jedes aufrafften, schon berichtet und verkehrt genug entstellt war. Louis fand dadurch Gelegenheit, über Murray zu sprechen und sein Interesse an dessen unglücklichem Schicksal durch eine Schilderung seines Charakters zu begründen. Natürlich vermied er dabei jede Andeutung über dieses Mannes wahre Geschichte. Für Dankmar war seine Erzählung besonders auch deshalb unterhaltend, weil er die Localität dieses Vorfalls kannte, durch den blinden Schmied und seine Beihülfe zur Unterschlagung des Schreins selbst in die größte Verlegenheit gekommen war und vor jener Ursula Marzahn nach Heunisch's Mittheilungen selbst Grauen genug empfunden hatte. Freilich fügte er hinzu, daß hier zu helfen schwierig sein würde, und daß kaum etwas anderes möglich wäre, als den Gang der Untersuchung abzuwarten. Bedenklich blieb unter allen Umständen der Besitz eines Terzerols, die jähe, vielleicht übereilte Anwendung dieser Waffe und die zu einer vollgültigen Zeugenaussage unzurechnungsfähige Verstandesschwäche der Ursula Marzahn. Da Louis zuletzt jenes Otto von Dystra Erwähnung gethan und bemerkt hatte, ob ein Mann, der Murray so nahe stünde und einflußreich scheine, nicht auch in das In-

teresse einer Verwendung für den Gefangenen gezogen werden sollte, schloß Dankmar seine Darstellung dieses Falls mit den Worten: Ich billige vollkommen, daß man diesem die Noth seines Freundes anzeigt. Wer die Freundschaft eines so vortrefflichen Menschen, wie Sie Murray schildern, besitzt, muß für edlere Dinge als die Capriolen von Meerkatzen Sinn haben. Ich will Sie, da Sie es wünschen, noch heute Abend zu diesem Manne begleiten.

Louis dankte erfreut. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Auch die andern lobten ihn für seinen warmen Antheil und billigten es an Dankmar, daß er sich diesem Ersuchen nicht entzog.

Da Louis sich in dieser Last etwas erleichtert fand, hörte er jetzt mit um so größerer Aufmerksamkeit den Erörterungen zu, die sich über die gemeinsame Angelegenheit ihrer Ordensstiftung erhoben. Der Gegenstand war zu wichtig, zu bedeutungsvoll, als daß er ihm nicht den Nachmittag hätte opfern sollen.

Wir haben uns, begann Dankmar, nach jenem Abend plötzlich getrennt, sind da- und dorthin auseinandergestoben, aber der Funke begleitete uns und zündete. Auch am Sterbebett meiner theuersten Angehörigen beschäftigte mich unser großes Ziel, und von Ihnen allen — Siegbert ausgenommen — hör' ich, daß Sie gewirkt haben. Meine Hoffnung, dem Bunde unser Erbe zuzuführen, wird immer schwankender, ich gebe sie auf. Dennoch, ob wir gleich noch nicht eine Form gefunden haben, die uns zusammenhält, obgleich noch kein Eid uns bindet, keine Symbolik in Bücher oder mündliche Tradition niedergelegt ist, wirkt doch schon der Geist im stillen, und die Liebe sehnt sich mächtig, die Ihrigen zu umfangen. Ich weiß, Leidenfrost und Sie, bester Major, haben Würdige gefunden. Die Namen nennen wir nicht. Wir wissen nicht, wir glauben nur. Und daß Ihr Vertrauen sich nicht täuschte, beweist z. B. dieser Brief, den ich gestern empfing. Er ist ohne Namen. Lesen Sie diese Worte.

Damit zog Dankmar einen Brief aus dem Portefeuille, das er auf der Brust trug, entfaltete ihn und zeigte ihn am Tische rundum. Er lautete, eingeführt mit den vier Kleeblattpunkten: .:. „Sie verlieren die zweite Instanz Ihres Processes! Dieser Tage erhalten Sie das Erkenntniß. Wagen Sie den Versuch der letzten Entscheidung beim Obertribunal! Der alte Nestor unsers Justizwesens, der greise Herr von Harder, interessirt sich für diesen Gegenstand. Die Stadt rüstet sich bereits, die Möglichkeiten zu erwägen, wenn sie den Proceß verlöre. Der Rath hat in geheimer Sitzung discutirt, ob für diesen Fall nicht die Verausgabung von zwei Millionen Stadtkammerscheinen erlaubt werden dürfte.“

Man war überrascht von dieser Mittheilung. Sie kam jedenfalls von einer wohlwollenden Persönlichkeit, die Dankmar vielleicht nicht einmal kannte. Man prüfte die Handschrift, und niemand wußte, wo er sie hinbringen sollte.

So wächst denn unsere Saat, fuhr Dankmar fort, und die Ernte wird immer größer werden. Ich gewinne Meinungsgenossen, diese schon andere, und so dehnen sich die Glieder einer Kette aus, die wir nicht mehr ganz übersehen können. Wer weiß, ob diese Worte nicht von einem Manne kommen, der uns durch Sie, Major, oder durch Leidenfrost gewonnen wurde.

Leidenfrost bemerkte, daß er werbe, aber schwerlich so glückliche Erfolge haben würde wie die andern. Dennoch hätte auch er schon Zeichen empfangen, daß man ihn als einen Bundesgenossen kenne; auch er müsse einen Brief vorlegen, den er mit demselben Symbol der vier Kleeblätter erhalten hätte, und offenbar wäre er von einer andern Hand als der, die an Dankmar geschrieben. Der Brief, den er hervorzog und mittheilte, lautete: .:. „Werben Sie für unsere große Sache, aber suchen Sie nur Männer zu gewinnen, die in der Gesellschaft Ihnen gleich- oder über Ihnen stehen! Sie sind in der Rangordnung Ihres Verdienstes vielleicht ein König, nichtsdestoweniger werden Sie

einräumen, daß in Ihrer gesellschaftlichen Situation Sie noch hoch emporzublicken haben. Vertrauen Sie die Sache des Bundes, die Kennzeichen, den Namen der Betheiligten keinem, der unter Ihnen steht, keinem Handwerker, keinem Mitgliede der Arbeitervereine, am wenigsten jenen Künstlern, mit denen Sie seit einiger Zeit verkehren. Schauspieler haben noch immer von ihrer alten gesellschaftlichen Lebensstellung so viel an sich haften, sind noch so beengt und eingeschüchtert von dem alten Vorurtheil, das ihren Stand verfolgte, daß Sie in dieser Sphäre bei jedem Worte des Vertrauens, das Sie schenken, voraussetzen müßten, man brüste sich mit ihm. Nur die Schauspieler, die eine unbestrittene Meisterschaft besitzen — und wie wenige sind deren! — rühmen sich ihrer Protectionen nicht; auch sind zu viel unter ihnen Freimaurer, vor denen wir uns aus Gründen zu hüten haben. Wenn Sie den Grundsatz festgehalten hätten, daß der Gesell nur einen Meister gewinnen soll, nie der Meister Gesellen, so würd' ich nicht nöthig haben, Sie aufs ernstlichste zu warnen. Sie stehen auf der Liste der von den Behörden Beaufsichtigten. Ihre Reden in den Arbeitervereinen müssen Sie einstellen. In dieser Weise wirken Sie nichts und entziehen der guten Sache Ihre frische Kraft, deren Misbrauch auf der Breterwelt hoffentlich nur ein vorübergehender sein wird."

Leidenfrost trug diesen Brief so komisch vor, daß er trotz seines ernsten Inhalts Lächeln erregte. Alle drei seiner Bundesgenossen gestanden zu, daß er eine, wenn auch einseitige, doch gute Lection bekommen hätte. Man rieth, von wem dieser Brief kommen könnte. Wer weiß, ob nicht von Jagellona Kaminska! sagte Dankmar und verrieth damit, daß der Major seiner Frau wol geplaudert hätte. Leidenfrost erröthete fast, und Werdeck lehnte jeden Verdacht der Indiscretion ab. Louis Armand aber erschrak so sehr über diesen Namen, den Dankmar nannte, daß er sich nicht länger halten konnte, sondern seine Vermuthung aussprach, mit dieser Polin verwandt zu sein. Die Genealogie

des jungen Franzosen wurde erörtert, die Familientradition bis auf ihre ersten Ursprünge verfolgt. Es stellte sich über allen Zweifel heraus, daß die Majorin von Werdeck die Tochter jenes Stanislaus Kaminski war, der 1794 nach der Schlacht von Maciejowice von den Russen gefangen, nach Sibirien geschleppt wurde und auf einem Fluchtversuch im Jahre 1812 ums Leben kam. Ein Enkel des glücklichern Thaddäus Kaminski war Louis Armand. Voll Liebenswürdigkeit umarmte der Major seinen Anverwandten und drang in Louis, ihn seiner Gattin vorstellen zu dürfen. Nur aus Schonung für Leidenfrost brach man diese Erkennungen ab, die den Blick wie auf einen wunderbaren Baum eröffneten, dessen Aeste und Zweige, wenn auch vom Blitz gespalten, doch sich wieder zu nahen wußten und in inniger, neuer Verschlingung auf dem uralten Stamme die heiligen Schauer weckten, die wir vor dem geheimnißvollen Walten in Zeit und Raum empfinden.

Wer nun auch dieser strenge Warner sein möge, lenkte Dankmar ein, die Schutzgeister der Todten oder der Lebendigen, die schon aus allen Zeiten und Zonen über uns zu wachen scheinen, haben einen Satz ausgesprochen, den ich denke in unser Ordensbuch aufzunehmen. Kein Meister soll Gesellen, sondern Gesellen sollen immer nur Meister werben! Darin find' ich, übertragen auf alle Gesellschaftsstufen, eine große Bürgschaft richtiger und zuverlässiger Wahl. Wie gern kommt der Untergeordnete dem entgegen, von dem er Beweise der Gunst und Herablassung erwarten kann! Im Gebiete der Materie, der physischen Kraft, mag das stärkere Princip die schwächern Atome an sich ziehen. Da, wo der Geist walten soll, müssen wir es, wie dereinst in Galiläa Fischer, dahin bringen, daß den Fischern Schriftgelehrte folgen. Ich denke, wir erheben diesen Satz zu einer Ordensregel: Jeder, der in diesen Bund eintritt, muß von einem vorgeschlagen sein, der nach dem gesellschaftlichen Maßstabe unter ihm steht.

Dieser Satz war neu und sehr ernst. Leidenfrost machte auch gleich seine gewohnten Schwierigkeiten und sprach vom Staatskalender, von der vierzehnstufigen russischen Dienstordnung; allein Werdeck, der in der Einschachtelung der höhern und geringern Grade aufgewachsen war und vom Zusammenhange seiner Gattin mit Louis Armand, von den Schicksalen, die dieser über die Kaminski'sche Familie erzählt hatte, noch überrascht war, bestätigte allmählich auch Dankmar's Aeußerung über die große und immer täuschende Convenienz der Geringern gegen Höhere im weitesten Umfange. Was hülfe es uns, sagte er, unser Kapitel mit Theilnehmern und Ordensrittern zu überladen? Die neuen Templer würden keinen Raum finden, der sie alle aufnähme! Wir müssen das Gewinnen von Novizen schwerer machen als das Anwerben von Rekruten. Wir brauchen ein ganzes Leben, einen ganzen Menschen, dem wir das Handgeld zahlen, nicht blos einen herablassenden Handschlag und einige gewinnende Vertraulichkeiten. Unter mir kenn' ich genug, die mir folgen würden; aber diese sollen mich gewinnen, sich selbst mir nähern. Ich möchte mich an den Obersten von Neidhard wagen, einen Mann ohne Vorurtheile, an den General von Rauten, einen tiefsinnigen Denker, dem ich nur das einzige vorwerfe, daß er dem General Voland von der Hahnenfeder zu nahe steht. . . .

Dem Kryptojesuiten? sagten fast alle einstimmig.

Merkwürdig, fuhr Werdeck fort, wenn über einen Charakter ein so allgemeines Urtheil feststeht, so muß etwas wahr an dem Gerücht sein, das ihn verfolgt. Und doch ist Poesie und Schwung in diesem General, der dem König so nahe steht und seine jugendliche Einbildungskraft gefangen hält. Er strebt in allem nach dem Außergewöhnlichen und gleicht doch einer kalten metallenen Mauer, von der man immer abgleitet. General Rauten vertraut ihm wie einem Evangelium. Was Voland sagt, ist ihm der Ausspruch eines Sehers. Er vergleicht ihn oft mit

den Augurn, die Roms Schicksal aus dem Fluge der Vögel oder dem Appetit gewisser Hühner weissagten. . . .

Vertrauen Sie sich diesem General nicht, Major, sagte Dankmar; er würde Voland zu gewinnen suchen, und wir würden plötzlich, ohne zu wissen, von den Jesuiten regiert, wie es so oft die Freimaurer wurden, die nicht ahnten, welcher Wolf in ihren Schafstall eingebrochen war und friedlich mit ihnen aus Einer Krippe fraß.

Werdeck fand sich aus der Idee, General Voland zu gewinnen, nicht leicht heraus. Man sah, daß ihn gerade das im militärischen Stande noch bewahrte allgemeine menschliche und höhere Ideelle an Voland fesselte. Inzwischen erklärte Louis, daß er, der auf einer so tiefen Gesellschaftsstufe stünde, offenbar das glücklichste Feld der Wirksamkeit hätte, dennoch würde er große Vorsicht anwenden. Voll Sehnsucht dachte er an Oleander. Ihm wollte er suchen brieflich immer näher zu rücken.

Und was denken Sie zu thun, Leidenfrost? fragte Dankmar.

Sie wissen, lieber Wildungen, sagte Leidenfrost, ich gehöre zu denen, die eigentlich an eine Klärung unserer Zeit erst dann glauben wollen, wenn sie einmal recht tüchtig umgerüttelt worden. Indessen will ich an Ihren Geistesbarrikaden bauen helfen und meine schönen strategischen Kenntnisse, die ich mir abends mit Schwefelhölzchen, die meine Truppen vorstellen, erworben habe, in die Schanze schlagen. Ist man mir auf den Fersen, so wird es von Nutzen sein, daß ich mit drei meiner tüchtigsten Arbeiter nach Plessen zu reisen habe, um dem Generalpächter Ackermann die von ihm bestellten Maschinen zu überbringen, die den großen Richelieu und Sully, Prinz Egon genannt, aus seinen Schulden retten sollen. Vergeben Sie, Armand, daß ich einen Mann, dem ich nicht mehr über den Weg traue, Ihnen zu Gefallen mit den größten Staatsmännern der Franzosen vergleiche. . . .

Louis mußte einräumen, daß der Plan, Egon zum Vertrau-

ten einer so schwärmerischen Einwirkung auf die Zeit zu machen, wol unter den jetzigen Verhältnissen aufzugeben sei. . . .

Um von Egon abzubrechen, fragte Dankmar den Major, ob denn auch er noch nicht die Einwirkungen der weitern Ausbreitung der Idee von der kämpfenden Geistesbrüderschaft erfahren hätte?

Allerdings, sagte dieser lächelnd und zog zum Erstaunen der andern gleichfalls einen Brief hervor. Es ist, sagte er, hier schon wie mit jener Kugel, von der Wallenstein spricht: Einmal aus dem Laufe — wie heißt die Stelle, Leidenfrost?

Sie mag heißen, wie sie will, Major, sagte dieser, sie paßt nicht mehr, wenn man in der Armee meine neue unverbesserliche Zündnadeltheorie einführte. Bringen Sie mich nicht auf Theatercitate! Sonst erleben Sie meine Unterhaltungen mit dem Geheimrath über die Armatur des Dreißigjährigen Kriegs und das Commißbrot für Wallenstein's Lager. . . .

O ein andermal! Wir halten Sie beim Worte, Leidenfrost! Gelegenheit, durch Lachen sich aufzuheitern, werden wir noch oft genug finden.

Dankmar drängte: Der Brief, Major!

Der Major gab Dankmar'n einen Brief, der so lautete: .·:. „Bereiten Sie sich auf eine Katastrophe vor! Ihre Gesinnung ist der Armee ein Greuel! Ein Offizier, von Adel, in unmittelbarer Nähe des Hofs, bei einer bevorzugten Truppengattung, aufgewachsen in dem esprit de corps unbedingter Hingabe an die Interessen des alten Feudalstaats, neigen Sie sich zu den Anschauungen der Neuzeit, verlangen militärische Reformen, verspotten ehrwürdige Institutionen, bezweifeln die nachhaltige Schlagfertigkeit der jetzigen Heereseinrichtung und äußern sich öffentlich über die Stellung des Kriegers, die Sie in der Mitte zwischen Disciplinar- und Staatsbürgerpflichten unglücklich nennen! Da man weiß, daß Sie für offene Rügen Ihrer Gesinnung die übliche Genugthuung fordern würden, und es die

kleinen in den Cafés und auf der Wachparade bramarbasirenden Junker vorziehen, ihr Blut nur auf dem großen Felde der Ehre zu verspritzen, so ist fast anzunehmen, daß die Briefe, die auswärtige Flüchtlinge an hiesige Demokraten, in denen Ihrer als eines Bundesgenossen und schlagfertigen Verschwörers Erwähnung gethan wird, geschrieben haben, unechte, untergeschobene sind. Ordnen Sie Ihre Papiere! Entferuen Sie alles, was Sie irgendwie belasten dürfte! Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Sie wegen gewisser vorgefundener Briefe binnen kurzem vor ein Militärgericht gestellt werden."

Die Bestürzung, die dieser Brief bei den Freunden hervorrief, war nicht gering. Man begriff nicht, wie der Major dabei so ruhig bleiben und sagen konnte: Anfangs hielt ich diese anonyme, mit unserm Zeichen versehene Mittheilung für einen Scherz. Seit ich aber finde, daß alles, was man in dieser Form auch Ihnen mittheilte, auf vernünftigen Grundlagen beruht und von einem wirklichen Wohlwollen eingegeben ist, seh' ich diese Warnung schon ernster an. Indessen bin ich durch nichts beunruhigt. Die einzige Conspiration, in die ich mich eingelassen habe, ist die unserige. Sie beruht auf Ideen und entbehrt jeder Form. Ich erkenne schon lange die geheimen Spuren eines mir immer näher rückenden tief angelegten Plans, der von jenen unglückselig verblendeten Reubündlern ausgeht, deren Gesinnung überall dahin verzweigt ist, wo aus einer öffentlichen Kasse ein Gehalt gezahlt wird oder durch die neue Umwälzung irgendein altes Recht verloren ging. Weil ich erklärt habe, daß man vor dem Geist der Zeit nicht erschrecken, ihn zum Durchbruch kommen lassen und dann erst aus diesem Geiste selbst regeln, dann erst mit wahrer Liebe zur Freiheit die Freiheit lenken müsse, bin ich verhaßt, verfolgt, und es soll mich nicht wundern, wenn man irgendetwas ersänne, um mir, wenn nicht meine Ehre, doch diesen Rock, den ich im Dienste des Vaterlandes zu tragen glaube und auf den ich stolzer bin, als diese

kindischen Alten und diese jungen Greise auf ihre Schnüre und Achselbänder, vom Leibe zu ziehen. Wehe aber denen, die sich in ihren Intriguen nicht vorgesehen haben! Ich bin durch die Disciplin nicht entmannt. Ich fühle etwas von jenem selbständigen Soldatengeist in mir, der mit dem Degen in der Faust sein Recht vertheidigt und im Grunde nur so lange dient, als er dienen will und muß. Die Krieger im Mittelalter waren Männer, selbständig, frei, sie dienten um Lohn und konnten scheiden von ihren Verpflichtungen, wenn sie kein Geld mehr nahmen. Diese neuen Armeen, die das Cabinetsinteresse geschaffen hat, sind die wahren Plagen der Menschheit. Unglückliche, bedrängte Zeiten schufen sie. Sie mußten da sein, um einige neuere Staaten zu erretten, einige Völker von ihren fremden Unterjochern zu befreien. Damals waren es bewaffnete Völker, bewaffnete Bürger. Mußten diese Armeen bleiben? Mußte der Begriff der allgemeinen Volkswehr für ewige Zeiten festgehalten und nur zum besten der Cabinete ausgebeutet werden? Diese Armeen sind die gefährlichsten Störungen unserer Ordnung, und ehe sich nicht alle Völker Europas darüber verständigen, was Krieger sein sollen, wozu man Armeen unterhält, ehe nicht, da friedliche Verständigung hierüber kaum möglich ist, dies ganze furchtbar gespannte Verhältniß einmal von selbst zusammenbricht, eher kommt nicht Friede, Freiheit, Glück auf diese Erde. Ich bin ein Atom in dieser Betrachtung. Aber den Muth, der Dummheit der Masse gegenüber mit Hussens Sancta simplicitas! auf einem Scheiterhaufen immerhin in furchtbarster Minorität zu stehen, den hab' ich und sehe den Intriguen dieser Menschen, die ihr Lebtag nur den Weibern, dem Spiel, der Trivialität nachjagten, getrost entgegen.

Werdeck war von dieser Erklärung so aufgeregt, daß er, obgleich von seiner Ruhe sprechend, doch mit glühendem Antlitz in dem kleinen Zimmer auf- und niederging. . . . Ich fühle, fuhr er, als die Freunde besorgt schwiegen, fort, ich fühle, was an diesem

meinem Aufenthalt unter Ihnen, meine Herren, für meine Position bedenklich ist! Man hält mir jenen Corpsgeist entgegen, der mir es unbedingt verbieten solle, andere aufzusuchen als meinesgleichen. Wie die Jesuiten in Freiburg erzogen werden, chinesisch abgeschlossen, so sollen wir Offiziere leben! Warum? Warum mit gebrochenem Herzen unter der Fahne stehen? Ich bin vom Adel, meine Vorfahren bedeckten die Schlachtfelder vieler Campagnen, soll ich die Erbschaft der alten Vorurtheile übernehmen und diese tolle Einbildung meiner Standesgenossen dadurch unterstützen, daß ich meinen Verstand a priori gefangen gebe und die Anmaßungen vertheidige, die immer auf Rechnung der Ordnung und wieder der Ordnung und des göttlichen Rechts gehen? Nein, ich weiß es leider, ich bin ein weißer Rabe in der Armee, und nie auch werd' ich dazu kommen, ein revolutionärer Offizier wie Cromwell zu sein; aber dies fühl' ich, wenn ich von der Glorie des Kriegerstandes träume, denk' ich eher an Cromwell und Napoleon als an unsere Wachparadengenerale, die loyale Adressen unterschreiben, jeden Civilisten spießen wollen und sich mit Frau und Kind bei allen conservativen Demonstrationen nur wie für ihren Schlafrock und ihre Pantoffeln betheiligt haben.

Dieser Erguß eines gereizten Wahrheitsdranges wurde auf eigenthümliche Art unterbrochen. Der Briefträger kam und brachte Dankmar Wildungen eine couvertirte Einladung zum nächsten Neubundballe.

Wie kommt der Glanz in unsere Hütte? sagte Leidenfrost.

„Eingeführt durch den Vorstand", bemerkte Louis, die Karte von allen Seiten betrachtend.

Dankmar aber sagte halb staunend, halb lachend: Sonderbar, das ist bereits die zweite Einladung. Vor vierzehn Tagen erhielt ich die erste, die ich nicht benutzen konnte. Und auch diese wird liegen bleiben.

Man rechnet auf Ihre Erbschaft, sagte Werdeck. Wenn diese

in die Bundeskasse flösse! Sie dürften Ordensstatuten schreiben, welche Sie wollen, nur eine Aussteuerkasse, nur eine Rentenanstalt damit verbunden . . . o das Geld! das Geld!

So viel ist klar, bemerkte Dankmar und schloß die gegenseitigen Mittheilungen, wir sind schon von einem räthselhaften Gespinst bedenklich umwoben. Unser Schicksal haben wir nicht mehr frei in unsern Händen. Beobachtet wurden wir längst, aber jetzt merken wir sogar die thätigen Eingriffe in unsere Entschließungen. Aufforderung genug zur Vorsicht! Unsere Bundesidee wollen wir sich von selber fortpflanzen lassen, noch ohne Form und Verabredung, bis die Zeit da ist, einmal einen Tag irgendwo im Auslande oder an einem sonst verschwiegenen Orte auszuschreiben und da zu sehen, wer sich findet, wer sich schon auf uns bekennt. Könnt' ich an einem solchen Bundestage sagen: Hier habt ihr die elastischen Springfedern, die leider auch der Gedanke bedarf, um sich oben zu erhalten! Hier habt ihr Mittel, um dulden zu können, verfolgt zu werden und die zu trösten, die um unsertwillen leiden! Hier leg' ich die Erbschaft der alten Templer den neuen zu Füßen, die erworbenen Güter des alten Kreuzes den Bekennern des neuen —

Bitte! rief Leidenfrost, nicht soviel Wind! Das Papiergeld fliegt davon. Es ging mir jüngst so mit zwei Thalerscheinen, als ich auf der neuen Brücke stand und in meinem Portemonnaie einen Dreier für einen Armen suchte. Ehe der Bügel zuklappte, schwammen die Vögel schon den Strom der Vergessenheit hinunter.

Dankmar, der sich nicht stören ließ, fuhr aber fort: Wenn ich mir dächte: Man gründete Schulen für freie Religionsbekenntnisse, stiftete Stipendien auf Universitäten für bestimmte Aufgaben unabhängiger Wissenschaftlichkeit, arbeitete den Jesuiten entgegen, die sich überall Kirchen kaufen können, um zu predigen, während die ganze deutschkatholische Bewegung gescheitert ist an der Armuth ihrer Bekenner! Keine Kirche that sich auf.

Kein großer, gefeierter Theolog konnte sichergestellt werden. Keine neubegründete Schule konnte Freiunterricht gewähren, während alle alten Institutionen, die sich überlebt haben, ihre dürren Arme ausstrecken und nur um des Mammons willen, den sie in vollen Truhen besitzen, die Massen an sich ziehen!

Werdeck schüttelte Dankmar'n die Hand. Verzagen wir nicht! Es kommt ein Geistesfrühling!

Alle schlugen ein.

Gedenken wir des Fünften im Bunde, Siegbert's! sagte Leidenfrost. Wir sind zu stürmisch! Louis Armand und Siegbert sind unsere sanften Johannesjünger! Ihre Wege sind die der Liebe! Sie wirken vielleicht mehr als wir.

Damit gingen die Freunde. Werdeck zu seiner Gattin, um ihr den neuen Verwandten anzukündigen und sie auf seinen Besuch vorzubereiten, Leidenfrost in die Willing'sche Anstalt, um dort den Tag seiner Abreise zu vernehmen. Dankmar und Louis wollten forschen, wo Otto von Dystra wohne. Leidenfrost konnte es ihnen schon sagen: In der Stadt Rom.

Louis und Dankmar gingen in die Stadt Rom.

Neuntes Kapitel.

Die Stadt Rom.

Auf einem seidenen Kanapee, den Kopf in ein Rückenkissen gelehnt, ein großes Kupferwerk durchblätternd, lag ein nicht mehr junger Mann sozusagen wie ein Taschenmesser zusammengeklappt. Der fast haarlose Kopf war von einer eigenthümlichen, spitz zu-

laufenden Bildung. Die hohe Stirn, die freien Schläfe leuchteten fast chinesenhaft, dagegen war die Pflege des Barts türkisch. Die Augen zwinkerten aus mehr ovallänglichen als runden Höhlen und lagen tief versenkt. Um den Mund, der zuweilen aus einer Bernsteinspitze eine Cigarre wieder neu anblies, erkannte man trotz des reichen gefärbten Bartwuchses die zuckenden Schlänglein der Ironie und Satire, die sich zuweilen in große Falten verwandelten, wenn der Sonderling das Buch fortlegen, die Cigarre aus dem Munde nehmen und über irgendetwas, was ihm plötzlich einzufallen schien, laut lachen mußte. Ein dunkelblausammetner Schlafrock mit gelben Schnüren besetzt hüllte die kleine Figur des Kahlköpfigen behaglich ein und vermehrte den orientalischen Typus, der noch durch die Vorhänge des Zimmers und den mit gewirkten Teppichen bedeckten Fußboden erhöht wurde.

Das große von dem die behaglichste Siesta genießenden Manne durchblätterte Kupferwerk waren die Abbildungen der in Ninive ausgegrabenen Denkmäler. So sehr ihn diese abenteuerlichen Steinmassen, diese kolossalen Thier- und Götzen-Steinbilder zu interessiren schienen, so frisch und rege mußte doch auch noch ein anderer in ihm nachwirkender Gegenstand ihn ergreifen. Dieser war komischer Art, zum Lachen reizend, zum lautesten Lachen. . . .

Vor ihm, der zusammengekauerten, mit einem türkischen Fes auf dem Haupte bedeckten Gestalt, stand auf einem runden Tisch eine, wie es schien, längst ausgetrunkene Chocoladentasse und eine Caraffe frischen Wassers, die ebenfalls fast ganz geleert war. Der weiße Porzellanofen verbreitete eine angenehme Wärme, und die Größe der Fenster bewirkte, daß trotz der Vorhänge und der unfreundlichen, düstern Novemberwitterung das Zimmer noch leidlich hell war, obgleich es schon weit über Mittag schien. Der kleine Bewohner dieser behaglichen, durch Treibhausblumen geschmückten Räumlichkeit klingelte nun. Ein Schellenzug hing ge-

rade über seinem etwas zu vollkommenen Rücken. Ein Neger in phantastischem, doch warmem Anzuge trat ein. Er hatte enganliegende rothe Unterkleider, die bis zu den Füßen gingen. Die Füße waren mit gelben Stiefeln bedeckt. Doch über den warmen Unterkleidern hing eine griechische kurze Jacke und noch ein eben solches sehr weites, aber kurzes Beinkleid. Die Jacke und das zweite Beinkleid waren reich mit Goldtressen geschmückt. Um den Hals hing dem Schwarzen ein stark vergoldeter Reifen, der doch wol inwendig weich gefüttert war und eine Kravatte von Metall vorstellen konnte.

Nun, Spartacus, wurde der Neger von seinem im Lachen sich endlich beruhigenden Herrn angeredet, ist alles bereit, wenn meine Gäste kommen und mit mir speisen werden?

Spartacus nickte.

Noch immer traurig? sagte der andere. Siehst du nicht, daß ich lachen muß?

Damit lachte sein Herr und rief den Diener näher.

Zerstreue dich, Spartacus, sagte er und zeigte ihm einige von den Bildern in dem großen Kupferwerke. Siehe, so bauten die Menschen ihre Kirchen, als noch der gute Prophet Jesus nicht auf Erden war —

Spartacus verneigte sich bei dem heiligen Namen.

Damals, Spartacus, als man so baute, war vom Taufen noch nicht die Rede. Die Menschen waren blinde Heiden, wie es du und deine Aeltern in Angora waren. Aber Priester hatten sie doch, und in einer solchen Zelle, wie du da siehst, zählten sie vielleicht, was der Klingelbeutel eingebracht hatte, der sicher auch bei jenen Götzendienern, wie hier, herumging.

Spartacus nickte stumm zu diesen in englischer Sprache geäußerten kirchlich-archäologischen Bemerkungen.

Ist Cicero noch nicht zurück? fragte der Freund der babylonischen Baukunst.

Spartacus schüttelte den Kopf.

Du bist sprachlos, armer Spartacus! Du hast unsere treuen Reisegefährten verloren. Die Papagaien sind fort, die Affen und die Meerkatzen nun auch. Wer weiß, ob ich nicht auch . . .

Spartacus warf sich Otto von Dystra — dies war der humoristische kleine Cigarrenraucher, der Türke im Schlafrock — auf dies gezogene: „Ob ich nicht auch" mit leidenschaftlicher Geberde zu Füßen. . . .

Wetter, was soll das? rief Dystra und brachte mit gespitztem Munde einen Laut, etwa wie: Huit! hervor, den man mit dem Klang einer kräftig geschwungenen Peitsche vergleichen konnte.

Die Wirkung war elektrisch. Spartacus sprang nach diesem Huit! auf, als wäre er wirklich von der Peitsche getroffen worden.

Da — aqua fresca — Huit!

Spartacus hatte die leere Caraffe von seinem Herrn bezeichnet erhalten, ergriff sie und sprang hinaus wie ein Hund, der zum Apportiren dressirt ist.

Wie er die Thür zum Vorzimmer öffnete, stand draußen ein Mann in einem mit Pelz verbrämten grünen Schnurrock, eine Mütze in der Hand. . . .

Spartacus wollte ihn nicht einlassen. . . .

Ein kräftig gepfiffenes wiederholtes Huit! aber unterbrach wieder seine dienstfertige Zurückweisung, und der Fremde, der es für Dystra nicht war, trat ein. Willkommen! Willkommen! sagte Dystra mit freudiger Begrüßung und reichte dem Eintretenden, einem schlank gewachsenen, nicht mehr jungen Manne mit kräftigem rothem Bartwuchse die zarte, fast weiblich weiche Hand. Willkommen, Inspector! Meine Vorzimmerteufel haben doch sonst kein so schlechtes Gedächtniß. . . .

Es muß wol der andere sein, sagte der Eintretende, den ich in Buchau gesehen habe . . . wie soll man diese beiden geputzten Schornsteinfeger nur unterscheiden —?

Der eine, sagte Dystra und nöthigte den Besucher sogleich

zum Sitzen, der eine ist so alt wie der andere, gleicher Wuchs, gleiches Haar, gleiche Nüstern und Zähne haben sie auch. Aber der andere, den Sie von Buchau kennen, hat ein Mal wie die Erbse groß am Kinn, eine sogenannte Kichererbse, und der zu Liebe nannt' ich ihn Cicero. . . .

Ich glaubte, Sie hätten ihm diesen Namen seiner stummen Beredsamkeit wegen gegeben.

Englisch macht Cicero seinem Namen Ehre, aber das Deutsche will sich ihm nicht recht abgurgeln. In Deutschland mag er seinem Namen durch die Kichererbse Ehre machen, von der Marcus Tullius den Beinamen empfing. Der Schlingel da heißt Spartacus. Ich gab ihm diesen Freiheitsnamen, als ich ihn von einem Pflanzer in Charlestown loskaufte. Spartacus und Cicero sind Brüder, Kinder eines Kammerdieners bei Sr. Majestät dem Kaiser irgendeines Negerstammes in Angora. Wenn diese Majestät gern einen neuen Rock anziehen will, verkauft sie regelmäßig die Kinder ihrer Lakaien wie junge Katzen. So kamen beide nach Charlestown, wurden da getauft, gingen zehn Jahre bei der Peitsche in die Schule und wurden von mir angekauft, weil ich ein sehr tyrannischer Herr bin. Ich dachte mir, Lakaienkinder, die die Launen einer afrikanischen Majestät kennen, werden sich mit Geduld in die meinen finden. Statt der Peitsche brauch' ich aber nur den Laut davon zu geben und habe dieselbe Wirkung. Wie geht es Ihnen, Inspector? Ich freue mich, daß Sie so bald Wort hielten! Bringen Sie mir die Möglichkeit, daß ich die alte Ruine an dem malerischen Strome ankaufen kann?

Herr Baron, wirklich, das alte Steingeröll? Was wollen Sie mit einem so unwirthbaren Boden?

Ich bin kein Oekonom, Mangold. Ich komme zum ersten mal wieder nach längerer Trennung auf diese deutschen Fluren und bin vom Anblick der liebenswürdigen feudalen Erinnerungen so hingerissen, daß ich mir eine solche Ritterburg rein als

mittelalterlicher Dilettant ausbauen möchte. Ich denke mir es reizend, in einem mittelalterlichen Gebäude mit allem Comfort und den Gedanken der neuen Zeit zu wohnen. Ein Kapitel von Voltaire, gelesen auf einem Burgsöller, Caviar und Austern, verzehrt in einem Ahnensaal! Die Zeiten entwickeln sich spiralförmig. Gehen, Kommen, Altes, Neues. Ich finde die Lage jener alten zerstörten Burg reizend. Der Blick über den Strom zu den fernen blauen Bergen hin weckt allein schon jenen Frieden, den man nicht so leicht unter andern geographischen Bedingungen erwerben kann. Nein, nein, es ist mein fester Ernst, ich kaufe diesen Felsen, diese Zerstörung, diese Steinmassen und bitte Sie, den Inspector der königlichen Gärten, den Aufseher des königlichen Schlosses Buchau, Ihren ganzen Einfluß anzuwenden, daß ich jenen Punkt in Deutschlands äußerstem Westen erobere.

Ich verspreche Ihnen, mein Möglichstes zu thun, Herr Baron. Wie kommen Sie so rasch wieder in die Residenz zurück, Mangold?

Sie erinnern sich, daß ich, als Sie Buchau besahen und den nahe gelegenen Tempelstein erstehen wollten, um ihn auszubauen — Sie erinnern sich, daß ich sagte: Ich folge Ihnen bald, ich bin gezwungen, die Residenz, die ich kaum vor vierzehn Tagen verlassen, schon wiederzusehen. . . .

Dystra verfiel wieder in jenes Lachen, das schon vorhin seine archäologischen Studien über die alten Bauten von Ninive unterbrochen hatte. . . .

Mangold (es war der Inspector des Gartenschlosses Solitude, der Auguste Ludmer von der Residenz entfernen sollte, der jetzt nach Buchau versetzt und wirklich dorthin abgegangen war'(Mangold fragte nach der Ursache seines Humors.

Sie wissen, Inspector, sagte Dystra, daß ich Ihnen schon in Buchau, als Sie von Ihrem frühern Chef, dem Geheimrath von Harder, erzählten, bemerkte, ich glaubte gewiß zu sein, daß

dieser Harder ein ehemaliger Bekannter von mir ist, als ich noch hier studirte und leider zu sehr nur mit dem talentlosen Theile der exclusiven Gesellschaft zusammenkam. Richtig, es ist derselbe. Heute früh, vor wenigen Stunden, hatt' ich die Ueberraschung seines Besuchs. Er umarmte mich mit Förmlichkeit und rückte mit der Bitte heraus, ich möchte ihm meine Affen und Meerkatzen, die ich von Amerika mitgebracht, leihen, um zweckmäßiger Goethe's Faust in Scene zu setzen.

Er ist Intendant des königlichen Theaters geworden und hat mich in dieser Eigenschaft per Expressen zum dritten mal auffordern lassen, hierher zu kommen. Ich mußte willfahren. . . .

In dieser Eigenschaft? Sollten Sie vielleicht die Gartenscene in Faust arrangiren?

Bitte, ich unterbrach Sie, Herr Baron. . . .

Sie müssen wissen, ich habe dieses Gethier aus Amerika mitgebracht, nur um es zu verschenken. Es ist mir persönlich zur Last. Ich dachte: Du hast eine Menge Freunde und Bekannte, die sich inzwischen verheiratheten und vielleicht keine Kinder haben. Da verschenkst du Papagaien. Einige Mädchen blieben unvermählt, wurden alt und sehnen sich nach Gegenständen ihrer Zärtlichkeit. Für diese bracht' ich einige Exemplare einer vorzüglichen Sorte Windspiel-Pinscher mit, die in Boston durch eine Ueber-Kreuzbegattung sehr gut gezogen werden. Die Affen und Meerkatzen hofft' ich bei einigen alten Junggesellen los zu werden, die sich selber rasiren und bei diesem edeln Geschäfte stundenlang zubringend ohne Unterhaltung sind. Die Papagaien bin ich los. Die bostonschen Windspiel-Pinscher gleichfalls. Aber meine Affen und Meerkatzen blieben mir auf dem Halse. Wo ich hinhorchte, um sie an Kindesstatt auszusetzen, hört' ich: Bester Freund, das Ablösungsgesetz! Personalsteuer! Unsere Grundgefälle! Die Laudemien! Einschränkungen! Verringerung des Hausstandes! Drei Stallknechte entlassen! Genug, die verdammten Meerkatzen blieben mir, da half Ihr ehemaliger Chef aus

der Noth. Er wollte diese verteufelten Thiere nur haben, damit sie das Ballet als Modell studirt. Ich habe ihm aber klar und deutlich bewiesen, daß die dramatische Kunst in einer solchen Entwickelung überall in Europa, Asien und Afrika begriffen wäre, daß sie ohne ein Hülfs- und Ergänzungspersonal von lebendem Geflügel und vierbeinigem Gethier nicht bestehen könne; er würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er die Zauberflöte, die hoffentlich in Deutschland noch nicht vergessen ist, mit einer wirklichen Menagerie neu in Scene setzte. Diese Idee schien ihm im höchsten Grade einleuchtend. Ich schilderte ihm, welches Aufsehen es machen würde, wenn er die unsterbliche Zauberflöte Mozart's neu ausstattete mit Decorationen, neuen Costümen, Wasserfällen (da ich den Niagara kenne, würd' ich ihn unterstützen) mit Feuergluten, besonders aber mit wirklichen lebendigen Thieren, höchstens die Schlange ausgenommen, die dies herrliche ägyptische Freimaurermärchen eröffnet. . . .

Excellenz sind Freimaurer —

O ich sage Ihnen, Mangold, es erschien ihm im höchsten Grade plausibel. Die Bewegungen einer sterbenden Schlange, sagt' ich ihm, würden sowol meine beiden Bedienten wie ich selbst, der ich solchen Scenen genugsam beiwohnte, ihm höchst anschaulich vormachen. Dann bewies ich ihm, wie die Thiere, die das Glockenspiel bändigt, wie die Bestien, die den Papageno erschrecken, wie die Gestalten, die dem Tamino zurufen: Zurück! durch ihre Natürlichkeit den Reiz des Abends nur vermehren würden. Genug, es ist beschlossen, daß ich meine Affen und Meerkatzen für immer los bin. Die Kosten für deren dauerndes Engagement beim königlichen Hoftheater — ich nannte ihm alle alten Stücke, wo sie könnten angebracht werden — hofft er aus Ersparungen bei Dichterhonoraren wieder einzubringen. Ich hoffe, die deutsche Literatur leidet nicht darunter, sonst nähm' ich die Thiere, die Cicero eben in den Decorationsspeicher des königlichen Theaters gefahren hat, gern wieder zurück, so un-

ausstehlich mir auch nachgerade ihre Capriolen nnd ihre menschenähnlichen Vertraulichkeiten wurden.

Ein lautes Schluchzen im Vorzimmer unterbrach diese von dem kleinen gravitätisch auf- und abschreitenden Manne launig vorgetragene Erzählung. Mein Himmel, was ist denn das wieder? rief der Tourist, der sich gern einen Weltspaziergänger nannte; heulen diese schwarzen Kaiserlakaiensöhne um meinen verringerten Hofstaat? Damit öffnete er, pfiff sein: Huit! und fragte auf englisch: Was gibt es da? Cicero, was plagt dich wieder? Kommt dir wieder was vom bösen Geiste vor, den ihr schwarzen Engel in Angora als weiß angebetet habt?

Obgleich Cicero der Beredsame hätte sein sollen, so war es doch Spartacus, der das Wort ergriff und mit untermischtem Schluchzen die Worte vorbrachte: Popo fort — Wauwau fort — Zickzick fort — Prinzeß Pompadour fort — alles fort —

Um diese Kameraden macht ihr den Lärm? Ihr Narren! Hol' euch der weiße Geist und noch ein aschgrauer! Die ganze Stadt Rom hier wird über euer Heidenthum zusammenlaufen — Schämt euch —

Nicht die Thiere kneipen uns, sagte der beredte Spartacus mit der goldenen Ringkravatte (Cicero trug eine silberne), nein, Massa! Du sagst auch: Spartacus fort! Cicero fort!

Ah! Das ist euer Kummer? Ihr denkt, ich nahm euch nur mit, um euch an meine alten Freunde zu verschenken wie meine Papagaien und bostonschen Windspiel-Pinscher?

Spartacus und Cicero schluchzten bejahend und verriethen, daß das ihr ganzer Kummer wäre.

Hat euch vielleicht der Geheimrath von Harder scharf ins Auge genommen?

Ja, Massa! sagte Cicero.

O das wird gut', wandte sich Dystra zu Mangold. Die Zauberflöte scheint Ihrem Chef zu Kopfe zu steigen. Es ist ihm etwas von einem Mohren, Namens Monostatos, eingefallen.

Geben Sie Acht, er hat es in seinem Gründlichkeitseifer auf meinen Cicero abgesehen, um die Vorstellung vollkommen zu machen. Nein, nein, ihr schwarzen Krausköpfe, ich hatte zwar so etwas im Sinne, dich Cicero an die Fürstin Wäsämskoi, dich Spartacus an Comtesse Olga zu verschenken; allein da ihr doch so dumme Teufel seid und die Menschen liebt, die euch nur ein moralisches Huit! mit der Zungenpeitsche geben, so will ich Mitleid haben und euch so lange bei mir behalten, bis wir alle zusammen das Klima von Buchau hinterm Rhein vertragen können.

Wie die beiden Neger diese Trostesworte hörten, stießen sie ein Freudengeschrei aus, küßten Dystra's Hände und wollten sich vor ihm niederwerfen, was er mit den Worten verhinderte: Gut! Gut! Es ist schon abgemacht! Sorgt für unser Diner und betrinkt euch erst, nachdem ihr servirt habt, hört ihr? Mit diesen Worten schloß Dystra die Thür und konnte nicht anders, als Mangolden recht geben, der über diese Scene seine Freude äußerte. . . .

Welche Dankbarkeit! sagte dieser. Welche Hingebung und Liebe! Sie würden lange bei uns suchen dürfen, bis Sie so viel Anhänglichkeit fänden.

Diese Treue steht hoch und niedrig, wie man es nimmt, antwortete Dystra. Es ist die magnetische Gewöhnung dieser Menschen an meine Persönlichkeit und nicht nur die moralische Persönlichkeit, sondern geradezu die physische. Wir ignoriren in der That den Körper zu sehr, wir achten ihn zu gering und sind darum auch im Geiste zurückgeblieben. Wenn man die Menschheit immer nur dem Geiste nachjagen sieht, so kommt sie aus der Bahn ihrer Natur und verirrt sich aus lauter intellectuellem Drange oft ins Grausame und Unnatürliche. Mir ist dieser ganze Wirrwarr in Europa ein unnatürlicher, dem innersten Menschenthum entrückter. Wir haben uns zu sehr auf die Potenzirung unserer Empfindungen verlassen, sind in den feinen

Sonnenstäubchen der idealischen Welt zu sehr verloren! Niemand will irren, jeder will wahr sein, und alles lügt. Ich suche Menschen, die das Geheimniß des Daseins in sich selber suchen, in der Entwickelung der Natur, die ihnen die Geburt einmal mitgab, ich finde sie nicht. Ein Gespinst von Ideologie, das alle in Kirche, Staat, Gesellschaft beherrscht, umwickelt die Handlungen dieser ganzen Generation, die in himmlischen Leibern schon auf Erden wandeln will und in Zorn und Wuth geräth, wenn sie an die Bedingungen ihres Daseins, die Luther den alten Madensack nannte, erinnert wird. Aber was wollte denn mein alter Freund, der Intendant? Ich staune, wie gehänselt und genarrt ich diesen ehemaligen unanstelligen Mann verließ und was für ein großes Thier ich in ihm wiederfinde! Diesem Manne überträgt die unverbesserliche Etiquette des Hofs die Fürsorge für ein geistiges Institut! Das erinnert mich an die russischen Generale, die man in Moskau zu Directoren der schönen Künste und Wissenschaft macht.

Ich habe, berichtete Mangold, zehn Jahre mit diesem Manne gemeinschaftlich die Gartencultur der königlichen Lustschlösser gepflegt und ihn als einen zwar beschränkten und in der Erziehung vernachlässigten, aber dennoch ehrgeizigen und in seiner Art wirklich thätigen Menschen kennen gelernt. Da er das Große nicht fassen und übersehen kann, hält er sich an das Kleine und zieht alle Gegenstände seiner Amtssorge in diese geringe Sphäre, in der er vermittels seiner adeligen und Hofwürde doch groß erscheint. Als gehorsamst Untergebener ließ ich ihn walten und schalten und that das, was gethan werden mußte. Meine Ideen wurden, wenn er sie mir gegenüber auch bestritt, andern Menschen gegenüber die seinigen, und regelmäßig geschah es, daß er sie dann auch mir gegenüber als seine Befehle ertheilte, indem er entweder seine früher abweichende Ansicht vergessen hatte oder sich seines klugen Handgriffs schon bewußt war. Denn ohne Schlauheit ist er nicht, und von der Vorstellung, daß alle Men-

schen im Grunde schlecht sind und gegen ihn conspiriren könnten, entlehnte er noch die ganze Thatkraft, deren er fähig ist. Ich spreche scharf über ihn, weil man mir in seiner Umgebung übel mitspielte. Ich dankte meinem Schicksal, von ihm frei zu sein. Da läßt er mich durch einen Expressen von Buchau holen, bezahlt die Eisenbahn, alle Kosten der Reise und bietet mir an . . . Was denken Sie wol?

Daß Sie ihm seine eigenen Gewächshäuser vor dem Winterfrost schützen sollen?

Nein, ich möchte meinen Posten, dem ich vorstehe, aufgeben und mich von ihm in seiner neuen Verwaltung anstellen lassen.

Hören Sie, sagte Dystra, das erinnert an die Anhänglichkeit meiner Mohren! Darin find' ich Naturwärme, Geistesinstinct!

Wenn es das wäre! Er gestand mir offen, daß er sich nicht ganz sicher in seiner Sphäre fühle. Er hätte einen Sachkundigen sich empfehlen lassen. Der aber wäre ein Spötter, lache oft sonderbar und blinzele den andern zu, die mit ihm in einem Complot zu stehen schienen. Das Kunstwesen lerne sich! Weg mit diesen Intriguanten! Ich brauche nur ehrliche Menschen um mich, Menschen, die nicht hinter meinem Rücken Verschwörungen machen! Ich bin die Hauptsache an dieser Kunstanstalt! Sie kenn' ich, Mangold, Sie sind treu und brav. Bleiben Sie bei mir. Ich brauche unter diesem geriebenen Volk einen, der mit dem Chef es wahrhaft gut meint, und das sehen Sie doch selbst, der Chef muß der Chef sein, der Chef ist immer das Ganze, der Chef ist die Anstalt selbst!

Und was thaten Sie auf diese Bitte, die charakteristisch ist?

Ich schlug sie ab.

Sie sind hartherzig, Mangold!

Ich kehre nach Buchau zurück. Diese adelige Familie, der ich Treue und Anhänglichkeit genug bewies wie ein Hund, hat mich mishandelt wie einen Hund.

Sie sind erregt, Mangold?

Mit Füßen hat sie mich getreten — im Herzen fühlbar — o, Herr Baron — ich sagte schon, ich bin ein Mensch ohne Raffinement und passe nur nach Buchau. Kaufen Sie sich also nur den Tempelstein! Auf dem königlichen Gartenamt hört' ich, daß doch kein Geld da ist, jetzt Ruinen auszubauen. Sie bekommen den Felsen, bekommen die Steine, die Wiesen am Berge, auch die Ruinen der alten Tempelabtei — wir leben da ruhig als Nachbarn, und Sie erzählen von Ihren Reisen und den tausend Merkwürdigkeiten, die Sie gesehen. . . .

Darf ich nicht wissen, Mangold, warum Sie die Menschen fliehen . . . ich habe die große Schwäche, an andern praktische Psychologie zu treiben. Im gewöhnlichen Leben nennt man das neugierig sein.

Ich fliehe nur die schlimmen — vielleicht finden sich gute, die wir mitnehmen — Mangold sagte diese Worte mit einem vertraulich blinzelnden Auge, sodaß Dystra lachte und fortfuhr: Mangold, Sie sind mindestens vierzig Jahre, aber ich sage Ihnen, Schwab, Sie sind verliebt! So kann nur ein Verliebter blinzeln.

Mangold strich seinen rothen Bart, und die wasserblauen, klaren Augen leuchteten vor innerer Bewegung. Sie sind ein gereister und kluger Herr, rathen Sie mir, Herr Baron — sagte er und erzählte ihm zuvörderst die Anknüpfung seines Verhältnisses mit Auguste Ludmer und das Ende desselben. Otto von Dystra hörte theilnehmend zu und fand die Intrigue, ihn zur Entfernung einer lästigen Anverwandten zu benutzen, abscheulich, seine Leichtgläubigkeit aber, wie er ihm offen gestand, komisch. Ueber das Gewissen, das sich Mangold wegen Augustens Selbstmord machte, tröstete er ihn mit den Worten: So ist unser Leben, einer des andern unbewußter Mörder! Die größte Liebe kann sich zur Veranlassung wechselseitigen Verderbens werden. Darüber, daß man zum Werkzeuge der Vor-

sehung gewählt wurde, hat der Mensch sich kein Gewissen zu machen.

Da ich nun doch einmal hier war, fuhr Mangold fort, so führte mich's wieder den Spuren des unglücklichen Mädchens nach. So hört' ich auf einem einsamen Kirchhofe, daß sie hier eingescharrt wurde und ein alter Mann den Sarg begleitet hätte. Mit einer schwarzen Binde? fragt' ich. Ganz recht, hieß es. So war es derselbe, den ich an jenem Abend bei ihr antraf und mit dem sie früher gegangen war. Daß der ihrem Sarge hatte folgen können, überraschte mich. Ich beschloß, den Mann aufzusuchen. Auf nähere Erkundigungen hört' ich, daß er Murray hieß und ein Engländer sein sollte. . . .

Wie nannten Sie ihn? fragte Dystra aufmerksam.

Murray, wiederholte Mangold und fuhr, da Otto von Dystra nichts weiter zu erinnern fand, fort: Ich glaubte, ein so leichtsinniger alter Mann, der an ein unglückliches Wesen dieser Art Ringe und Armspangen verschwendete, würde im Glanz und Wohlleben, wenigstens anständig wohnen. Wie erstaunt' ich, als ich ihn aufsuchte und mich in die dunkelsten und entlegensten Gassen verlor. Endlich Brandgasse Nr. 9 fand ich in einem Hinterhofe über drei schwindelerregenden Treppen, mitten in Armuth und Elend, seine Wohnung, aber ihn selber nicht. Er war verreist. Diese Auskunft gab mir seine Vermietherin, bei der er zwei elende Kämmerchen auf einer offenen Galerie hinter Eisenstäben bewohnte. Das Mädchen wußte wenig mehr von Master Murray, als daß er ein Geizhals sein müßte, der in Anfällen von Großmuth Geschenke mache. Sie zeigte mir einen kostbaren Ring, den sie von ihm für ein Glas Wasser bekommen. . . .

Das ist mehr als Diogenes in der Tonne! sagte Dystra. Er zieht ein Glas Wasser allen Capweinen vor. Man kommt zuletzt dahin.

Freilich auch, fuhr Mangold mit einer Art schamhafter Ver-

legenheit fort, freilich auch dargebracht von so weißen, zarten Händen, mit so freundlicher Miene, unter so rührenden Umgebungen! Dies Mädchen, Luise Eisold ist ihr Name . . .

Teufel! sagte Dystra; Sie sind sehr verliebter Natur, Inspector! Und die neue Bekanntschaft schlug ein, sie geht mit nach Buchau, und wir sind vom Frühjahr an zu drei Nachbarn?

Das ist noch weit im Felde!

Neue Schwierigkeiten?

Das Mädchen lachte mich aus, als ich ihr gleich nach dem dritten Worte sagte: Ich möchte sie heirathen. . . .

Sie hielt Sie mit Recht für einen Don Juan.

Mangold seufzte und verrieth, daß er noch nicht am Ziele seiner Wünsche war. Leider, sagte er, ist schon einer da, der die Hand auf sie gelegt hat. . . .

Lassen Sie sich nur nicht wieder, wie bei der Auguste —

Nein! Das hatt' ich gleich weg, ich gefiel ihr besser als der . . . Mangold nahm Anstand, Danebrand's Wuchs zu erwähnen. Der Baron war eine Miniaturausgabe von dem schleswiger Kanonenträger. Er unterbrach sich: Eins, sagte sie, gefällt mir an Ihnen!

O die Coquette!

Ihr Amt, sagte sie, Ihr Wohnort, fern von hier, weit weg, in der schönen Gottesnatur — weg von diesen elenden Menschen, von diesen Dachkammern, diesen Katzen und Nachteulen — die aber doch noch besser als die Menschen sind. . . .

Haben Sie in Buchau auch eine Leihbibliothek, Mangold? Viel Bücher werden Sie für diese Dame nöthig haben.

Wirklich, manchmal wie ein Buch! Sogar in Redensarten, die sich reimen —

Mangold, Mangold, vorsichtig! Die Emancipation der Frauen fing bei den Grisetten an und scheint jetzt bei ihnen wieder aufzuhören. . . .

Vorsichtig, Herr Baron? Diesmal bin ich's. Sie sollten sie

sehen unter ihren kleinen Geschwistern — fünf, sechs Geschwister . . . wie wir vorgestern Abend alle Punsch tranken . . . da . . .

Schon Punsch? Und doch noch Tugend!

Herr Baron, wenn ich wo sage: hier gefällt's mir, dann muß es lustig hergehen. Ich legte gleich Hut und Stock ab, die Geldbörse heraus, Kaffee, Kuchen, alles herbei! . . . was konnte sie machen? Die Kinder sprangen ja deckenhoch. Sie hungern ja halb. Ich nahm Besitz von der Familie, als wär's schon meine eigene. Sie weinte fast, erst vor Zorn, dann vor Scham und zuletzt vor Kummer und Liebe zu den Kindern. Die leckten und schleckten! Ich pfiff ihnen Liedchen. Das jüngste nahm ich auf den Schos und küßt' es mit meinem garstigen rothen Bart und küßt' es ganz wund. Aber es strampelte und zauste mich, und ich gefiel dem Würmchen. Die Luise weinte und bat mich zuletzt flehentlich, ich sollte gehen; es käme einer, den sie selbst nicht möchte, der sie aber liebe und den sie würde nehmen müssen. Da ging ich, und am Morgen war ich doch wieder da und saß wieder bei ihr am Nähtisch, sie mocht' es leiden oder nicht, und die Taschen hatt' ich wieder voll Aepfel, voll Nüsse, voll Birnen. Da wurde denn ausgetheilt, gesprungen, gesungen. Danebrand, so heißt mein Nebenbuhler, kam gar nicht. Ich will ihn in der Willing'schen Maschinenfabrik besuchen und ihm aufrichtig meine Vorstellung machen. Er wird in sich gehen, er ist . . . er hat . . . Kurz, Baron, ich bring's schon dahin, daß ich ein gesundes, gutes, frisches, sauberes, gescheites Mädchen heimführe und gleich das ganze Nest mit Kindern auch ausnehme und in Buchau alles lebendig damit mache. Halten Sie sich nur daran! Das Gartenamt schlägt Ihnen den Tempelstein zu. Man braucht Geld, um die Erinnerung an Herrn von Harder's Verwaltung zuzudecken! Dann bauen Sie aus, und was die Frau Liebste anlangt, mein' ich fast, es wäre nun auch für Sie Zeit, Herr Baron . . .

Dystra schwieg. Der Jubel des Mannes rührte ihn.

Nichts für ungut, Herr Baron. . . .

Es wäre Zeit! sagte Dystra. Er nahm den Fes ab. Sehen Sie nur meinen chinesischen Kopf, den die Jahre geschoren haben, vielleicht auch ein wenig der Sonnenstich von Nubien und Abyssinien. . . .

Cicero trat bei diesem Acte der Selbsterkenntniß, den Otto von Dystra vor dem Spiegel ausführte, bestürzt ein und meldete mit Staunen und Befangenheit, daß es erst vier Uhr und einer der Gäste schon da wäre.

Es war der Pfarrer Rudhard, der dem Schwarzen folgte.

Erschrecken Sie nicht, Baron — sagte Rudhard, der in schwarzem Frack und noch weißerm gebleichten Haar, als wir früher an ihm sahen, eintrat — erschrecken Sie nicht, Baron! Ich weiß, Sie diniren um fünf —

Bester Pfarrer, ich habe noch keine Toilette gemacht. . . .

Thun Sie das in meiner Gegenwart! Legen Sie sich keinen Zwang an! Ich komme früher, weil ich Sie —

Er sah auf den Inspector, der schon im Begriff gewesen war, sich zu empfehlen. . . .

Adieu, Herr Baron, sagte Mangold.

Stör' ich? war Rudhard's höfliche Entschuldigung.

Wir waren schon nahe daran, gerade den Pfarrer zu brauchen, bemerkte Dystra mit Beziehung auf den heirathswüthigen Mangold. . . .

Nein, nein, sagte Mangold, so weit sind wir noch nicht. Aber Sie sollen's bald erfahren. Noch einige Tage bleib' ich. Wegen dem Tempelstein können Sie getrost oben anfragen. Und nun Adieu, Herr Baron! . . . Damit empfahl sich Mangold bis auf weiteres und ließ den ihm so wohlwollend gesinnten Baron mit Rudhard und Cicero allein.

Schon gut, schon gut, Cicero, bemerkte Dystra, beruhige dich

nur! Noch eine Stunde ist Zeit. Liegen da meine Kleider? Gut! Jetzt geh!

Cicero ging erleichtert.

Die beiden Männer, die uns an die fern in Italien unter Goldorangen schwärmende Olga Wäsämskoi erinnern und die ganze Verwickelung einer zu tragischen Conflicten reifen Familie zurückrufen, standen sich allein gegenüber. Otto von Dystra schlug die großen Kupferwerke zu, räumte den Tisch in Ordnung, trug Rudhard selbst einen Sessel zu und verrieth, daß er doch nicht moderner Philosoph genug war, um über das, was zwischen diesem ehrwürdigen, ruhigen, gefaßten Besucher und ihm jetzt zu verhandeln sein mußte, ganz ohne Erregung zu bleiben.

Zehntes Kapitel.

Helenens Schule.

Was bringen Sie, Rudhard? begann Otto von Dystra. Nachrichten von meiner kleinen entflohenen Braut? Einen Gruß von der Fürstin? Sie sehen so trübe und bedenklich aus? Oder sind Sie unzufrieden, daß ich Sie mit meinen alten Jugendfreunden, dem General Voland von der Hahnenfeder und dem Ritter Rochus vom Westen, heute zugleich zu Tisch einlud?

Im Gegentheil, sagte Rudhard in seiner gemessenen, immer ernsten Weise. Man hört so viel von diesen beiden Männern, daß ich mich freue, sie endlich einmal von Angesicht zu sehen.

Die Fürstin empfiehlt sich Ihnen; aber . . . von Olga erhielt ich heute diesen Brief.

Lesen Sie ihn vor! sagte Dystra, indem er Anstalten machte, sich anzukleiden, und durch die Lektüre Rudharden Veranlassung geben wollte, sich zu stellen, als bemerkte er seine Toilette nicht. Lesen Sie selbst, Pfarrer!

Rudhard las, indem er sich dicht ans Fenster stellte: „Guter Papa Rudhard! Tante Helene hat mir gesagt, daß die Wahrheit über alles ginge; ich sollte Dir ganz so schreiben, wie mir's ums Herz wäre, und keine weitläufigen Umschweife machen. Sie meinte: Die Lüge wäre der Leute Verderben, und da Du mir das auch gesagt hast und es in der Bibel steht, so will ich auch nicht lügen und euch nun sagen, daß ich unglücklich bin, weil ich keinen von euch wahrhaft vermisse und keinen mit Sehnsucht entbehre, Paulowna und Rurik ausgenommen."

Bravo! unterbrach, die schwarzen Pantalons anziehend, Dystra den bekümmerten Vorleser, der nach einer Weile so fortfuhr: „Die Tante ist mein Schutzengel geworden, mein Erlöser, meine Priesterin. Wir haben beide viel geweint, und da unsere Thränen sich ineinandermischten, so fühlten wir, wie Georges Sand sagt, die Annäherung eines Engels, der —"

Wer sagt das, unterbrach Dystra, die Tragbänder überschlagend, wer? Georges Sand?

Eine Lektüre, die ich ihr niemals gestattet habe. . . .

O Rudhard! Sie hätten sie ihr gönnen sollen, wenigstens der Mutter. Da die Tochter die Mutter haßt, die Mutter auf die Tochter eifersüchtig ist, so würde Olga auch die Lektüre der Mutter verachtet und Paul und Virginie viel schöner gefunden haben als Lelia und Consuelo. Aber ich schwelge in diesem bizarren neunzehnten Jahrhundert! Fahren Sie fort! Weiter! Weiter!

Rudhard fuhr fort: „So fühlten wir die Annäherung jenes

Engels, der in einer krystallenen Schale die Thränen der Menschen sammelt und damit das Paradies bewässert, wo sie sich in silbernen Thau und in goldene Freuden verwandeln."

Ganz schön gesagt, unterbrach der Elegant, der sich rasch und gewandt adonisirte. Ich liebe alle Phrasen, die uns irgendwie einen Trost gewähren. Krystall, — Gold, — Silber kommen in dieser Phrase vor; das ist ein Service, das immer wohlthut. Da Olga eine Russin ist, fehlt nur noch Platina.

„Die Tante reiste mit einem gebrochenen Herzen", las Rudhard.

Auf der Reise ist ein gebrochenes Herz viel weniger gefährlich als eine gebrochene Achse . . . ergänzte Dystra.

„Sie fand zuletzt einen Trost, den einzigen, der sie am Leben ließ. Es war der Haß. La haine dans l'amour, c'est un mystère."

Schreibt sie das wirklich, Pfarrer?

Wörtlich!

Ohne orthographische Fehler? Georges Sand hat ein Drama über den Haß in der Liebe geschrieben. Vortreffliche Lektüre! Ah, meine Braut wird Mühe brauchen, bis sie an Layard's Alterthümern von Ninive und Humboldt's Kosmos Gefallen findet.

Rudhard mußte innehalten. Der Schmerz überwältigte ihn. Tief erschüttert war er von diesen romantischen Verirrungen eines jungen, seiner Pflege anbefohlen gewesenen Mädchens. So war ihm einst schon Helene geistig entschlüpft, als sie den Grafen d'Azimont heirathete! So hatte ihn Olga verlassen! So drohte jetzt sogar die kaltblütigere, phlegmatische Adèle sich ihre eigene Welt aufzubauen! Und er, er war verantwortlich für diese Seelen! . . . Und Dystra, der die Kennerschaft des Menschen für sein Lieblingsstudium erklärte, hatte etwas auf der Zunge von der Einseitigkeit des Verstandes und den Gefahren der Poesielosigkeit; aber er verschwieg es dem alten Manne zu Liebe,

der sich eingebildet hatte, mit Vernunfttheorieen ließe sich das menschliche Herz leiten, mit Geschichte, Logik, Realien eine weibliche Seele fesseln, das Romantische ließe sich durch einen Witz entfernen, das Dämmernde, Unbestimmte im Menschenherzen durch mechanische Beschäftigungen ersticken. . . . Fahren Sie nur fort, Rudhard, sagte er ironisch. Es ist unterhaltend.

Rudhard, der wohl fühlte, daß er eine Selbstkritik vortrug, las: „Dieselbe Empfindung in der Brust, die man Liebe nennt, kann sich in Haß verwandeln. Die Tante sagte es, und ich glaube es, denn nur Auge in Auge tödtet man den Basilisk."

Wie war das? rief Dystra laut auflachend. Auge in Auge? Basilisk? Ist das eine naturgeschichtliche Reminiscenz aus den Schulen in Odessa?

Sie meint wol, sagte Rudhard mit wehmüthiger Trauer, daß man einem Schmerz scharf ins Auge blicken müsse, um ihn langsam zu tödten. Ich habe wenigstens diese Theorie immer gepredigt.

Da hätte sie das Gleichniß von der Homöopathie nehmen sollen! bemerkte Dystra und setzte hinzu: Aber Basilisken tödten! Tödten durch Menschenblicke! Und gleich Basilisken! Welche Aussicht für meine künftige Ehe! Meine Braut spricht so wild wie eine jener Indianerinnen, die sich in Amerika mit der gefährlichen Liebkosung von Schlangen auf öffentlichen Märkten sehen lassen. . . .

„Helene", fuhr Rudhard fort, „haßt jetzt den Prinzen Egon; das allein kann sie für seine Treulosigkeit trösten. Sie haßt ihn, wie der Märtyrer die Sünde haßt, die er überwunden hat. Sie verachtet diesen Egon wie die Schlange die Haut liegen läßt, deren sie sich jährlich entkleidet!"

Dystra hielt im Zuknöpfen seiner weißen Weste vor Lachen inne. Bravissimo, rief er, schon wieder etwas Naturgeschichte dabei! Bester Pfarrer, Ihr Zögling wendet seine Kenntnisse mit Vortheil an! O und sie hat recht: Sie lehrt die Moral

aller Weltdamen! Ich fand das in Petersburg, in Moskau, in Wien, Madrid ganz so, ja sogar die reiche weibliche Handelsaristokratie von Neuyork haßt, wo sie aufgehört hat zu lieben und geliebt zu werden. Das ist ganz in der Ordnung. Ich bin begierig, ob noch mehr aus der Naturgeschichte kommt. Basilisken, Schlangen haben wir schon. Jetzt fehlen nur noch die Hyänen!

„Ich bin früh angeleitet und gelehrt worden", fuhr Rudhard fort, „daß man Wesen wie Tante Helene hassen soll; allein nun liebe ich sie, und die, die ich geliebt habe, könnt' ich hassen, die, die ich verehrt habe, wie Gott und seine Heiligen . . ."

Dieu et ses saints? sagte Dystra. Das ist eine katholische Reminiscenz! Die Tante wird noch ihr Heil in der katholischen Kirche suchen, obgleich dies jetzt schon fast zu früh ist. Diese Art Damen wird erst dann katholisch, wenn naturgemäß die Huldigungen der Männer aufhören und man durch den Uebertritt zur andern Kirche sich einen Verkehr mit Beichtvätern octroyirt, der nicht ausbleiben kann und um so angenehmer ist, als diese katholischen Geistlichen das Bequeme haben, unverheirathet zu sein und vor allen Familienzerrüttungen sicherzustellen. Also die Menschen, die sie liebte, wie Gott und seine Heiligen, die haßt sie jetzt? Nicht wahr?

„Die haff' ich jetzt. Ja euch! Euch alle! Meinen lieben Rurik ausgenommen und die gute Paulowna, die ich herzlich liebbehalte und oft im Geiste küsse, weil ich glaube, ich belauschte Sie an ihrem Schlummerbettchen. Nur wenn wir schlummern, sind wir gut."

Doch noch etwas von Paul und Virginie neben der Lelia!

„Du aber, Papa Rudhard, hast nie geliebt! Dein Herz ist kalt wie Marmorstein. Du liebst nur Bücher und nicht die Menschen. Du hast niemals ein menschliches Herz brechen, nie Augen von Thränen erblinden sehen. Du meinst, der Mensch

könnte alles über sich gewinnen, und hast auch einst Tante Helenen gesagt, sie sollte immerhin nur Desiré zu lieben versuchen. . . ."

Wer ist Desiré?

Graf d'Azimont!

Ah so! Sie glaubt also nicht an die Macht der Gewöhnung? Schlimm für Otto von Dystra!

„Du hast gelehrt, der Mensch, der gut wäre, könnte alles, was er nur wolle. Die unglückliche Helene! Sie liebt den Mann nicht, der ihr Gatte wurde, und nun verlangst Du, daß auch ich einem Manne mich vermähle, den ich nicht lieben kann?"

Aber meine gnädigste Comtesse, lernen Sie mich doch erst kennen! warf Dystra dazwischen und trat, seinen Frack anziehend, sich musternd vor den Spiegel. Bin ich nicht der fashionabelste Elegant? Können Fracks besser sitzen, als an einem solchen Oberkörper wie der meinige? Meine liebe Olga, Sie verletzen mich und meine kleinen Füße, die so klein sind, daß die Firnisstiefeln nicht einmal meinen Antinouskopf widerspiegeln!

„Nie werd' ich diesen Baron von Dystra lieben, den ich nicht kenne und von dem mein Vater bestimmt hat, daß ich ihn heirathen soll. Alle die Romane, welche ich unterwegs gelesen habe, fangen damit an, daß ein Mädchen ist gezwungen worden, den zu heirathen, welchen sie nicht liebt, und dann ist das der Anfang ihres Unglücks gewesen. Kann ich den Baron von Dystra lieben, der schon zu alt und . . ."

Nicht gestockt!

„zu . . ."

Vorwärts!

„zu häßlich ist? Wie er angekommen, hab' ich einen Schrei ausgestoßen. . . ."

En deed! Das ist beleidigend! rief Dystra. Wissen Sie

wol, Mademoiselle, daß ich stark vermuthe, Sie haben sich nur vor dem Mohren gefürchtet, der mich anmeldete?

Ganz recht, sagte Rudhard, den diese kindliche Protestation doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte, sie gesteht dies selbst ein. „Ein Mann will mich lieben, der sich mit Mohren, Affen und Hunden umgibt, weil er glaubt, daß ich eine Närrin bin, so dumm, wie Feodorowna Lapuschin in Odessa, die den Titularrath Kryloff heirathete, weil er ihr von Petersburg die ganze Krongarde, alle Offiziere und den Kaiser selbst, in bleiernen Figuren schenkte! Ich werde mich niemals so unglücklich machen lassen wie die Tante, die, weil sie lieben muß, jetzt das Schicksal hat, von einem Manne nach dem andern betrogen zu werden. . . .“

Dystra bat hier Rudhard innezuhalten; er fürchtete vor Lachen zu ersticken. Diese Feodorowna Lapuschin, die den Titularrath Kryloff heirathete, weil er ihr das petersburger Offiziercorps in Bleifiguren schenkte — diese Helene d'Azimont, die sich deshalb von allen Männern betrogen sieht, weil sie lieben „müsse“ — nein, sagte Dystra, das ist naive Tollheit oder tolle Naivetät! Ich liebe Olga! Ich muß diese Unterhaltung für den ganzen Rest meines Lebens besitzen! Ich werde keinen Arzt mehr nöthig haben! Die Komik meiner Frau wird mir das Leben versüßen! Wer will mir ein Mädchen streitig machen, das ich in Gold fasse und der ich alle Launen bewillige, alle, selbst wenn sie mich ruiniren sollten!

Rudhard fuhr bekümmert fort: „Ich will den Mann, den ich liebe, nicht anders als ewig lieben. Denn Liebe ist das süßeste und herrlichste Gefühl auf Erden. Sie ist für unser Herz das, was die Sonne für die Erde. Nur wo die Sonne ihre Strahlen sendet . . .“

Lance ses rayons . . . übersetzte Dystra, um die Reminiscenz anzudeuten. . . .

„Nur da sprießen Blumen auf, und unsere Gefühle sind Blumen."

Die Stelle finde ich besser, aber es sind Plagiate.

„Ich bitte Dich, Papa Rudhard, sage das auch meiner Mutter, die mich nie geliebt und ein Herz besitzt, so kalt wie das Eis in Sibirien."

Dies Bild ist weniger gut gewählt. Es ist in Grönland kälter.

„Ich bin ein unglückliches Kind, weil ich meine Mutter nicht kann so lieben, wie es die Pflicht eines Kindes ist. Sie hat schon gegen die Tante gehabt ein kaltes Herz. Niemals hat sie die Tante vertheidigt, und doch war Helene unglücklich, als sie Desiré mit sich fort nach Odessa nahm. Sie muß noch jetzt die Thränen auf ihren Wangen brennen fühlen, so zärtlich war der Abschied der Tante von der Mutter, aber die Mutter kann nicht lieben. Sie hat wenig geweint, als der Vater starb."

O, das ist entsetzlich! Das ist abscheulich, rief Dystra ernst. . . .

„Der Vater war ein Engel. Wir Kinder haben den Vater mehr geliebt, als Menschen dürfen, die da wissen, daß es einen Gott gibt."

Phrase! Abscheuliche Phrase! rief Dystra, vor liebevoller Erinnerung an seinen Freund, den Fürsten Alexei, zornig. . . .

„Ich liebe meinen Vater, auch wenn dieser Vater mein Unglück wollte, daß ich die Gattin eines Menschen werden soll, den ich nicht kenne. Er meinte es gut für mich. Er glaubte, daß wir darben würden. Dieser Otto von Dystra ist sehr reich. Und ha, wie eitel! Seine Mohren sollten uns gleich sagen, daß er aus dem Lande käme, wo das Gold wächst."

Die Stelle ist dumm! rief Dystra und wollte den Brief an sich reißen. Abscheuliche Schwätzerin du! Oder richtiger gesagt, sie beweist, daß sie mich doch noch lieben lernen wird.

Die Liebe der Frauen fängt immer damit an, es für Eitelkeit auszulegen, wenn die Männer verlangen, daß sie von ihnen erhört werden. Nur wo man künftig doch lieben wird, macht man die Frais eines solchen höhnischen Ha! Sie denkt doch schon an die künftige Livree ihrer Dienerschaft.

„Er gedachte uns reich zu machen, weil wir arm sind und er nicht wußte, wie gut Tante Helene sein kann, die mir gesagt hat, daß alles, was sie besitzt, einst mein Eigenthum sein würde, wenn sie in ein Kloster ginge. . . .“

Da läutet's schon! Das Kloster ist da! Waldkapelle, Murmelbach! Büßende Magdalena . . . Todtenkopf und vielleicht doch noch . . . selbst im Kloster eine Strickleiter! Verdammte kleine Hexe Capulet!

„Den guten Vater lieb' ich, weil er dachte: So mach' ich die Meinigen, die ich so jung verließ, glücklich! Er liebte seinen Jugendfreund und beurtheilte ihn nach seinem Herzen.“

Darüber sagt sie also kein Wort, daß ich ein Thor bin und aus reiner Gutmüthigkeit dem kränkelnden Freunde verspreche, mein fahrendes, abenteuerliches Leben aufzugeben, mein Vermögen in Ruhe zu genießen und, meinen Verwandten ein Schnippchen schlagend, es mit einer seiner Töchter zu theilen? Diese Olga müßte es doch nun sein, die mir diese Dummheit möglich machte! Sie ist sechzehn Jahre. Von siebzehn könnte sie mein Weib werden. Auf Paulowna kann ich doch nicht mehr warten. Wahrlich, es ist verletzend! Parbleu, so beurtheilt zu werden! So beim besten Willen en coquin behandelt! Diese kleine Amazone! Wenn man das so liest, so vorgelesen bekommt, denkt man sie sich bei alledem allerliebst. Es ist die neuromantische Emancipationstheorie, aber ein gutes Herz liegt zum Grunde. Diese Liebe zum Vater rührt mich. Wäsämskoi war ein Pedant, aber ein edler Mensch. Wenn Adèle, seine Gattin, so kalt und indifferent fühlte, wie Olga beschreibt, thut er mir leid, der brave, gute Alexei! Ich könnte die Frau

hassen und gestehe Ihnen, ich bin ganz portirt für meinen kleinen italienischen Deserteur. . . .

Trotz dieses abscheulichen Briefes? sagte Rudhard, gerührt von Dystra's gutmüthigem Humor, für den ihm das tiefere Verständniß fehlte.

Trotz dieses Briefes, an dem mich nur wundernimmt, daß sie meinen glücklichern Nebenbuhler, den Maler Siegbert Wildungen, nicht erwähnt!

Es kommt noch, ergänzte Rudhard diesen Einwand, der den Beweis gab, daß man im Hause der Fürstin so aufrichtig gewesen war, die Existenz Siegbert's nicht zu verschweigen. Aber wol nur Rudhard war es gewesen, der Siegbert in Beziehung auf Olga erwähnt hatte. Die Fürstin wäre dieser Selbstüberwindung nicht fähig gewesen.

Ich will den Kelch zu Ende schlürfen, sagte Dystra ernster und setzte sich.

„Der gute Vater umschwebt mich oft wie im Traume", las Rudhard, „und sagt zu mir: Olga, vergib, ich glaubte, du wärst herzlos wie deine Mutter! Du würdest den zum Gatten wählen, den du nicht kennst, nicht liebst!"

Gegen die Mutter ist das ein wirklicher Haß! bemerkte Dystra kopfschüttelnd.

„Und ich sage ihm im Traume: Laß mich den wählen, Vater, den meine Seele liebt! Und sein Bild verdüstert sich vor Gram, daß sein hinterlassenes Weib, die Witwe Alexei Wäsämskoi's, den Jüngling lieben kann, den sein Kind liebt! O Rudhard, sage das meiner Mutter! Sage ihr, daß es einen Gott im Himmel gibt, der sie strafen wird! Der Herr richte die Schuldigen. Was ist mehr eine Todsünde, die niemand vergeben kann, als wenn . . ."

Les sept péchés capitaux! unterbrach Dystra. Nun springt sie in Eugène Sue über!

„als wenn eine Mutter ihrem eigenen Kinde ihr Kleinod

raubt! Ich weiß es, mein Treuer flieht sie, wie ich sie geflohen bin! Sein Segen folgt mir, seine Liebe begleitet mich! Ich will mich bilden, ich will an den heiligen Quellen Italiens schöpfen, daß ich mich erfülle mit der hohen Wissenschaft der Kunst, die er liebt, um seiner würdig zu sein. Ich lese Bücher der Poesie, aber auch Schriften der Prosa, und verweile bei allem, was zu wissen merkwürdig ist. Ich zeichne mir die schönen Gebäude ab und erkundige mich nach allem, was in einer Stadt lehrreich zu sehen ist. Auch frag' ich alle Menschen an jedem Ort, ob sie gut und glücklich leben können und welche Früchte bei ihnen wachsen. . . ."

Was? rief Dystra. Das noch einmal! Sie fragt jeden, welche Früchte bei ihm zu Lande wachsen? Das Mädchen gibt entweder eine Närrin oder ein Ideal.

„Von Italien aus, Papa, schreib' ich Dir wieder. Wir reisen nun über die Alpen. Wir sind immer allein. Nur die Bedienten und die beiden Mädchen. Tante will gar keine andere Gesellschaft. Nur über die Alpen wird es uns recht einsam vorkommen. Aber wir haben Muth, und wenn er uns manchmal entsinkt, umarmen wir uns und sind wieder neu gestärkt. Leb' wohl, Papa! Denke zuweilen über mein Glück nach! Grüß' unser liebes Gärtchen, das jetzt schon recht welk und kahl aussehen wird! Grüße den garstigen Sensenmann auf deinem Zimmer, der uns ewig zugerufen hat: Du mußt sterben, deine Stunden sind gezählt! Aber noch leben wir. Erst Neapel sehen und dann sterben! Deine Olga Wäsämskoi."

Kein Postscript? bemerkte Dystra kopfschüttelnd und satirisch.

Wohl, sagte Rudhard und las (während Dystra einschaltete: Doch ein Frauenzimmer): „Wenn ich sage, daß ich Dich hasse, Papa, so brauchst Du das nicht so ernst zu nehmen. Es ist keine Gefahr dabei. Aber dem Baron und der Mutter verschweige nichts. Solange sie mein Herz bedrohen, kehr' ich

nie zurück und sollt' ich betteln gehen und vor den Häusern singen. Das sage ihnen!"

Oder Kunstreiterin werden, oder auf dem Seile tanzen, oder an dem ersten besten Lion in einer Mondnacht in Frascati oder Tivoli zu Grunde gehen!

Dystra's schmerzlicher Ton und seine ernste Miene bestätigte, was Rudhard fühlte, daß hier in der Erziehung ein Versehen begangen war.

Rudhard überreichte Dystra den Brief und legte ihn, da dieser ihn nicht nehmen wollte, auf den Tisch.

Was ist da zu thun?

Ich habe, begann Rudhard, das Buch der Wahrheit vor Ihnen aufgeschlagen, gleich als Sie kamen. Ich sagte Ihnen von Siegbert Wildungen, von der Mutter, von Olga's schnellentzündetem Kinderherzen. Helene hatte alledem, was in dieser leidenschaftlichen Natur schlummert, den modischen, tagesüblichen Ausdruck gegeben, das Kind, statt zurückzuführen zu uns, wie eine Puppe, an der sie ihre Gefühlständeleien auslassen kann, mit sich hinweggenommen, meine dringende Aufforderung zur Rückkehr mir so beantwortet! Den übersandten Wechsel schickte Olga gleichfalls zurück. Sie sehen den offenen Thatbestand? Was läßt sich thun? Fassen Sie die Entschlüsse, die Ihnen die rechten scheinen!

Mein natürliches Gefühl, sagte Dystra, der sich inzwischen ganz angekleidet hatte, fordert mich auf, entweder unmittelbar diesen Flüchtlingen nachzureisen oder alles auf sich beruhen zu lassen und die weitere Entwickelung abzuwarten. Ich gestehe, daß ich erst jenen Siegbert Wildungen kennen lernen muß, der hier so viel heillose Verwirrung angerichtet hat.

Es ist ein liebenswürdiger, nur zu weicher Schwärmer — sagte Rudhard.

Ein edler Mensch, wenn er sich freiwillig zurückzog. Ich

achte das und ehre es. Mesalliancen existiren übrigens für mich nicht —

Baron —

Ich sage nicht, Rudhard, daß ich aus diesen Conflicten heraustrete. . . .

Der Wunsch des Fürsten . . .

Meines guten Alexei . . . aber selbst wenn ich den andern Ausweg ergriffe und seine Witwe heirathete, wie eine Stimme mir zuruft . . . ich käme ja in dieselbe Position. Der blonde Maler verrennt mir ja nach allen Seiten den Weg.

Ich kann nicht den Gedanken, den Sie eben ausgesprochen, Baron, befördern helfen; aber was die Stimmung Adèlens anlangt, so hoff' ich auf Besinnung. Ich meine, es war nur eine falsche Form, in der bei ihr ein mütterliches Gefühl der Fürsorge zum Vorschein kam.

Zu künstlich erklärt, Pfarrer!

Es scheint mir über die Mutter ein eigenes Wesen gekommen. Sie ist zurückgezogen, liest, schreibt, beschäftigt sich nur mit sich allein.

Das heißt, sie liebt, bester Freund! Das ist der Frühling, der oft nach dem Spätsommer kommt.

Es ist eine stille, sinnige Verklärung in der Fürstin! Ich finde Adèlen innerlicher, wärmer. Sie schließt sich von oberflächlichen Menschen ab und sucht nur tüchtige Naturen, wie Anna von Harder und ähnliche, rein weibliche, edle Erscheinungen.

Das ist die Trauer der Verlassenen, das Schlummern der Wintersaat, die im Frühling gleich am mächtigsten aufschießt.

Sie ist mütterlicher denn je gegen Rurik und Paulowna.

Achtungswerth, aber bedenklich. . . . Unverdorbene Frauen wollen das Glück der Liebe durch Güte des Herzens verdienen.

Rath' ich Ihnen denn eine Aenderung zu treffen? sagte Rudhard fast empfindlich.

Geben Sie mir die Hand, bester Pfarrer! fiel Dystra ein. Zürnen Sie mir nicht! Ich trete da in psychologische Conflicte, die ich nicht erwartet habe! Weil ich auf alles dilettire, liebe ich überall das Bedeutende und Eigenthümliche. Aber ich gestehe, ich liebe es mehr als Beobachter. Ergriffen mitteninne stehen, selbst da eine handelnde und leidende Figur in leidenschaftlichen Scenen abgeben, ich gestehe Ihnen, das ist etwas, was ein Tourist, ein flüchtiger, civilisirter Beduine, ein Mann, der den Vorwurf, unschön zu sein, von seinen breiten Schultern nicht abschüttelt, nicht brauchen kann. Es handelt sich um den Wunsch eines sterbenden Freundes, um ein Gelöbniß, das ich selbst verrichtete, vor allen Dingen um mein Geld, um die bessere Existenz der Fürstin, um die Erziehung und künftige Versorgung dieser Kinder. Das sind philanthropische Ideen, die ganz in mein Fach schlagen und für die wir nur suchen müssen, eine möglichst anständige, aber auch höchst bequeme Form zu erfinden. Stoff zu einem Roman will ich unter keiner Bedingung abgeben. Hören Sie! Dagegen sträubt sich meine ganze innere und äußere Natur und ich gestehe Ihnen sogar, ein Rest von Eitelkeit, den ich mir von manchen frühern glücklichen Aventuren erhalten habe, wo man mich liebte quand-même!

Bekümmert reichte Rudhard dem Baron, der diese Worte mit liebenswürdiger, aber doch ernster Freimüthigkeit gesprochen hatte, die Hand und schwieg.

Die Verständigung wird schon kommen! sagte der kleine Kosmopolit. Blicken Sie heiter! Wir wollen gut diniren — es schlägt fünf — zwei alte Freunde von mir — hochangesehene, wichtige Springfedern der Maschine . . .

Spartacus trat ein und überreichte Visitenkarten von zwei Herren, die den Baron von Dystra bei etwa gelegener Zeit zu sprechen wünschten.

Die eine war gestochen, die andere geschrieben.

„Dankmar Wildungen", „Louis Armand" las Dystra für sich und bedauerte, die Herren jetzt nicht empfangen zu können. . . . Er wollte, da ihm der Name Wildungen auffiel, selbst ins Vorzimmer. Aber die Fremden schienen sich schon eine Antwort gegeben zu haben; denn als sie einen Offizier in Generalsuniform und bald darauf einen Herrn in Civil mit vielen Orden von den Schwarzen empfangen sahen, waren sie nach Abgabe ihrer Karten verschwunden. . . .

Rudhard wurde den beiden vornehmen Größen als ein Geistlicher aus Odessa vorgestellt. Die Nebenthür öffnete sich. Ein erleuchtetes Zimmer bot ein geschmackvoll servirtes Diner, das nicht ganz so heiter von statten ging, wie es der Wirth wünschte. Seine beiden Jugendfreunde, General Voland von der Hahnenfeder und Ritter Rochus vom Westen, waren, obgleich beide in ihrer Art auch wahre Ritter vom Geiste, doch unter sich nicht auf gleichen Ton gestimmt, und Rudhard litt unter dem Druck seiner häuslichen Angelegenheiten. Der General führte zwar fast allein die Conversation, allein sie knüpfte nur an Amerika, an die bedienenden Schwarzen, an die Pyramiden, an die Bauten von Ninive an. Erst am Schluß der Tafel horchte Rudhard auf, als Dystra zufällig wieder die Visitenkarten in die Hand nahm und die Gesellschaft fragte, ob ihnen diese Namen bekannt wären?

Wie, sagte der General, diese beiden merkwürdigen, alle Welt interessirenden Charaktere?

Und ehe noch Dystra Rudhard an den Namen Wildungen erinnerte, der ihn nun erst selbst überraschte, hatte Spartacus angezeigt, daß jene Herren wiedergekommen wären, nur um zu erfahren, wann sie Massa aufwarten dürften?

General Voland hatte schon die Karten, als Sammler, zu sich gesteckt. . . .

Ja, sagte Ritter Rochus, ein feiner, geschliffener Weltmann,

die Gebrüder Wildungen sind die Löwen des Tages — Und Louis Armand . . . das ist ja der intimste Freund des Premierministers —

Darauf hin war Otto von Dystra schon aufgesprungen, um selbst hinauszugehen. . . .

Soll ich sie zum Dessert, zum Kaffee eintreten lassen? fragte er, der Zustimmung fast gewiß. . . .

Rudhard wollte Einwendungen machen und von Louis Armand's Stande sprechen, aber schon hatte der Baron das bedeutsame Schweigen seiner diplomatischen Gäste für Zustimmung genommen, schon war er hinaus und sprach durch die geöffnete Thür in das Vorzimmer, wo Rudhard Dankmar's Stimme nicht hören konnte, ohne nicht aufzustehen und ihn an der Schwelle zu begrüßen. In einem Hotel sind die Räumlichkeiten beschränkt. Dankmar und Louis waren schon veranlaßt, einzutreten, während noch der General und der Ritter überrascht, verlegen von den Stühlen aufstanden. Man wird Dankmar's Erstaunen, Louis Armand's Schrecken ermessen, als in leichter weltmännischer Weise der kleine Baron die Namen: General Voland und Ritter Rochus nannte. Diese selbst waren nicht wenig begierig auf die eigenthümliche Situation, die sich hier für sie ergab. Seltsames mußten sie ohnehin schon bei Dystra erwarten. Rudhard's freundliche Bewillkommnung löste einstweilen die etwas beklemmende Spannung.

Elftes Kapitel.

Voland von der Hahnenfeder.

Drängt der Gegenstand, meine Herren, der Sie zu mir führt und mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft gewährt? begann Otto von Dystra mit wohlwollendster Bonhomie und mit einem Blicke andeutend, daß die Zahl der Tassen vermehrt würde.

Er nöthigte die Gesellschaft in sein Wohnzimmer zurück, als Dankmar mit raschem Blick sich orientirend Louis Armand zugeblinkt und gesagt hatte, es dränge nicht und auch ein andermal fände sich Gelegenheit zu ihrer Erörterung. Die in Livreen gesteckte Bedienung des Hotels leuchtete zum Nebenzimmer voran. Man nahm Platz, Dystra theilte Cigarren aus. . . . Hier wurde ein Nachmittag unter andern Verhältnissen gefeiert als in der Neustraße, drei Treppen hoch, bei Eulalia Schievelbein.

General Voland hat erklärt, daß Sie beide, meine Herren, berühmt und interessant sind, sagte Dystra. Ich kann das letztere erst als Physiognomiker unterscheiden. Warum Sie berühmt sind, gesteh' ich armer hier in Europa über Nacht aufgeschossener Pilz nicht zu wissen — aber General Voland hat Ihre Visitenkarten escamotirt, und von gewöhnlichen Menschen thut man das nicht.

Es klang wie eine dämonische Satire, als der General erklärte: Herr Dankmar Wildungen ist auf dem Wege, der hiesigen Stadtcommune ein bis zwei Millionen durch einen höchst romantischen Proceß abzugewinnen, und Herr Louis Armand ist jener junge Franzose, der mit unserm jetzigen Chefminister,

dem Fürsten Egon, durch die engsten Bande der Freundschaft verbunden ist.

Ritter Rochus hätte sich auf die Lippen beißen mögen, wenn er seine meist falschen Zähne nicht zu scheuen gehabt hätte und behutsam in ihnen stocherte. . . .

Rudhard, der die Verhältnisse kannte, mußte über die Erklärung des Generals lächeln, die Louis in Verlegenheit setzte zur großen Befriedigung des Ritters, der schon die Feder spitzte, um seinem Hofe diese merkwürdige Begegnung in seinem gewählten, nur etwas schwülstigen Stile zu schreiben.

Dankmar erzählte zum lebendigsten Antheil Rudhard's auf dessen Nachfragen in aller Kürze den Verlust seiner Mutter, sein Erstaunen über Siegbert's langes Schweigen, die Ergebnisse seines Aufenthalts in Schönau und Randhartingen, soweit sie ihm bekannt waren, und Dystra dachte: Siegbert! Das ist dein Nebenbuhler! Und diese Angelegenheit führt die jungen Männer zu mir!

Inzwischen wurde Louis schon vom General Voland und dem Ritter Rochus in ein Gespräch verwickelt, bei dem es ohne Ironie über den verlegenen, bescheidenen Arbeiter nicht ablief. Dystra, laut vor sich hinbrummend: Romantisch? Romantisch? Processe sind nie romantisch! sorgte für die Bedienung. Dankmar fand Gelegenheit, den besternten Herrn und den General, zwei Lichter der Welt, zu mustern.

Ritter Rochus vom Westen war in jungen Jahren ein Gelehrter gewesen, dann in die diplomatische Laufbahn gekommen, jedoch immer nur als Attaché benutzt worden. Er schrieb Berichte sowol für die Zeitungen, die seine Regierung subventionirte, wie für den Premierminister selbst, besonders aber die Gemahlin desselben, deren Neigung zu scharfen Persönlichkeiten und zur Médisance er kannte. Er überwachte seine Chefs in Paris, in London, in Konstantinopel und Athen. Bei diesen verschiedenen Stellungen hatte er Otto von Dystra kennen ge-

lernt, der vor seiner Bildung, seinen antiquarischen und philosophischen Studien die größte Hochachtung empfand. Damals war es leicht, sich einen Anstrich von Freimuth zu geben. Der Chevalier vom Westen galt für geistreich, fein und witzig. Er imponirte selbst in Florenz den Alterthumsforschern, in Stambul den reisenden Orientalisten, in Paris trieb er Sanskrit und ließ griechische Handschriften wieder neu aufkratzen, trotz Letronne und Villoison. Schrieb er ein politisches Mémoire, so wurde es in allen Salons der Hauptstadt bewundert und von dem Gemahl der geistreichen Frau, die ihn protegirte, an alle Legationen gleichfalls zur Bewunderung übersandt. Das währte bis zur Revolution. Die alten adeligen Repräsentanten in der Diplomatie wurden damals gestürzt. Ritter Rochus vom Westen wurde nun ins Ministerium berufen, dann, als er den verschiedenen Phasen der Revolution bald zum Opfer fiel, zu einer großen Legation beordert. Hier machte er sich mit Meisterschaft geltend. Er haßte den Staat, zu dem er als Wächter gestellt wurde, ohne gerade den Staat, den er selbst vertrat, besonders zu lieben. Er hätte Philosoph genug sein müssen, die Erbärmlichkeit der Zumuthungen, die ihm der Gang der Ereignisse stellte, zu verachten; allein es flossen ihm außerordentliche Summen zu, die ihm eine glänzende Stellung gaben, und sein natürlicher Hang zur Intrigue fand eine Nahrung, die ihn immer in Athem erhielt. Seine Studien waren zum größten Theil abspringend und oberflächlich gewesen. Zu ihnen zurückzukehren war ihm um so weniger Bedürfniß, als ein angeborener, gutgeschulter Geist ihn auch der Nothwendigkeit zu überheben schien, nur todte Materialien zu sammeln. Dieser scharfe Kopf übersah die Zeit vollkommen. Er war vollkommen überzeugt, daß die Welt ein großes Chaos erwarte und daß der ganze Wirrwarr des Tags eigentlich leer und erbärmlich zu nennen sei. Après nous le déluge! war seine stehende Redensart. Er erklärte hundertmal des Tags, daß ihn ein Grauen

überfiele, wenn er dächte, daß die Schläuche des Aeolus sich einst entladen und über die Welt hin die Stürme der demokratischen Bewegung blasen würden, und so weit ging er schon vor Dystra, ja vor Voland sogar, daß er die Berechtigung dieser Bewegung anerkannte und welthistorisch auf demselben Standpunkte sich befand, den er infolge seiner Stellung bekämpfte. Diese Intelligenz schrieb dennoch Depeschen und Circularnoten in dem Stile, wie ihn Metternich und Gentz eingeführt hatten. Sie nannte die Revolution eine Hydra, die Revolutionäre die Sendboten der Hölle, und im stillen konnte es dem Ritter dennoch kommen, als wenn niemand bemitleidenswerther wäre als gerade die Fürsten, die angestammte Liebe und Treue verlangten, naiv durch die Städte reisten, vom guten Geist der Unterthanen redeten, Verweise ertheilten, Beamte, Magistrate brüskirten und nach seiner innersten Idee doch in einem wahrhaft babylonischen Irrthume und blinden Wahne lebten. Völlig abweichend von General Voland war er Neolog, las lieber Volney und Payne, als Burke und Haller, und hatte dabei in seinem ganzen Wesen das Kleinliche, Verzärtelte, Pedantische, Leichtverletzbare der alten Garçons in völligem Gegensatze zu dem Garçon Otto von Dystra, den die Natur verwahrlost hatte, der seiner selbst spottete und die Bequemlichkeit nur liebte, um sich für Entbehrungen schadlos zu halten, die er ebenso gut ertragen konnte.

Die tiefe Lüge in diesem Chevalier Rochus vom Westen wich von der Lüge in dem General Voland außerordentlich ab.

General Voland von der Hahnenfeder glaubte an positive Möglichkeiten. Seine Phantasie war so schöpferisch, daß er sogar die Wiederbelebung des Todten für möglich hielt. Er lebte in einem ewigen Flammenschein und hatte immer Dunkel um sich, wie ein nächtlicher Adept, der über den Stein der Weisen brütet. Er suchte eine Tinctur des Lebens auf für die Geschichte, für die Menschheit selbst. Er glaubte an Formeln, die

wie ein Ecce homo, ein Bild des Gekreuzigten, auf Verdammte wirkten. Er war ein romantischer Spätling der Wöllner'schen Periode und würde Geister citirt haben wie Bischofswerder, wenn nicht der Fluch der Lächerlichkeit auf einer solchen Nachahmung gelegen hätte, die er origineller gestaltet hätte; denn er hätte sicher gesagt, wir wissen, daß das Lüge ist, was wir sehen, aber unser Schauer, unsere Erwartung, unser Zittern über das Mögliche ist keine Lüge und die Dämmerung ist die eigentliche Poesie des Geistes. Auch ihm ging die Zeit in ganz anderm Lichte auf, als man auf der Rednerbühne und Ministerbank der Kammern sagen durfte. Auch ihm war der Glaube der absoluten Monarchie an ihre Unfehlbarkeit ebenso rococo, wie das constitutionelle Wesen der Neuzeit platt und unromantisch; er wühlte in den Offenbarungen seines Jahrhunderts und lag immer mit dem Ohre auf der Erde, um den Maulwurf des Weltgeistes zu hören, immer auszuspüren, wo er die Wünschelruthe des Schatzgräbers hinlegen sollte. Eine kurze Zeit hatte man ihn in die Lage gebracht, handeln zu sollen, Entschlüsse für den nächsten schwierigen Augenblick zu fassen. Da war erst eine entsetzliche Angst, ein Zittern und Zagen über ihn gekommen. Das Regieren in alter Form, bureaukratisch, war ihm sonst eine Geschmacklosigkeit gewesen. Aber was sollte er an die Stelle setzen? Es ergriff ihn, da er nicht Rath wußte und sich tief des alten Materials der Regierungskunst schämte, plötzlich die Idee von einem allgemeinen Weltbrand. Tod, Vernichtung, Völkerkampf und aus ihm erst ein Neues, wie ein Dämon, der sich aus dem Brande erhebt, jenem Typhon gleich in Calderon's wunderthätigem Magus. Großartigkeit der verworrenen Anschauungen ließ sich dem General nicht absprechen. Auch bezweifelte man eine gewisse Güte des Herzens nicht und fand das Teuflische, das ihm viele imputirten, nur in seinem Namen, d. h. — seinem Rufe. Er wirkte auf die

Vögel der Unbedeutendheit wie der Blick der Schlange. Sie zitterten vor ihm und stürzten todt auf seine ausgestreckte Zunge.

Merkwürdig, wie solche so Ungeheueres in sich schließende Naturen so ruhig dasitzen, so plaudern, so erst Austern essen, dann Kaffee trinken können! Dankmar betrachtete darauf den General und den Ritter scharf genug. Der erste war über funfzig Jahre alt und eher von hoher als mittlerer Statur, ohne jedoch durch seine Größe aufzufallen. Sein Wuchs war breitschulterig, der Kopf von bedeutendem Umfang. Ein struppiges, fast negerartiges Haar bedeckte seinen Schädel, der sich durch eine sehr breite, Verstand und Combination verrathende Stirn auszeichnete. Die Nase, die Backenknochen kräftig. Ueber der Oberlippe stand ein kleiner Bart, der mit dem hier und da etwas grauen Haupthaare durch seine penetrante Schwärze im Widerspruch stand und ohne Zweifel mit dem besten militärischen Hülfsmittel gefärbt war. Die Hautfarbe des Gesichts war eher grau als weiß. Ein gelblicher Schimmer fuhr über die fast erstarrten und todten Züge, die sich immer gleichblieben, immer eine scheinbare innere Regungslosigkeit bezeichneten, in Wahrheit aber nur von Selbstbeherrschung und wühlend lauernder Beobachtung herrührten. Die Augen, die aus kleinen Höhlen funkelnde Blitze schossen, widersprachen der kirchhofähnlichen Ruhe dieses Antlitzes. Der Mund bewegte sich, wenn der General sprach, nur mäßig. Es schien ihm unbequem, daß die Lippen die Reserve dieser Gesichtszüge stören sollten. Selbst wenn er etwas Heiteres äußerte, bewegten sich die Flächen um die Mundwinkel nicht im entferntesten in jene mephistophelischen Falten hinüber, die oft die gutmüthigsten Menschen satirischer erscheinen lassen, als ihr Herz denkt. Man kann nicht sagen, daß der General nur etwas Unheimliches hatte. Im Gegentheil flößte sein beobachtendes Wesen Vertrauen ein, er war zuvorkommend, ohne zudringlich zu erscheinen; er wollte gewinnen und gewann oft. Nur in den Augen lag eine unheimliche Glut, und das

hochaufgebäumte wirre Haar gab ihm etwas Aengstliches. Er bewegte sich in der Uniform, die neu und sehr geschmackvoll war, mit etwas beklommener Haltung. Man sah ihm an, daß er nur durch Zufall, nicht aus besonderer Leidenschaft Militär war, daß er sich im Frack, den er auf seinen vielen offenen und geheimen Missionen trug, freier bewegte. In bürgerlicher Kleidung mußte General Voland noch einen bedeutendern Eindruck machen.

Dankmar, Louis und Rudhard wußten, daß der General, der zufälligerweise Katholik war, in dem Rufe stand, der Hierarchie Vorschub zu leisten und eine große Vorliebe für das Mittelalter zu hegen. Er war der Erzieher des jungen Königs gewesen und hatte wohl verstanden, ihm jene träumerische Richtung und jene Neigung zu aparten Liebhabereien einzuflößen, durch welche man zeitlebens einen einmal auf so hohe Herrschaften errungenen Einfluß auch dauernd behaupten kann. Der König sammelte schon als Kind Käfer und Schmetterlinge, als Jüngling Siegel und Wappen, als Fürst Münzen, Waffen, Urkunden, Manuscripte, Glasmalereien. Gab es keine politischen Meinungen auszutauschen, so tauschte man alte Siegel und Gemälde aus. Jedes Ministerium, das mit Verzweiflung seine Maßnahmen von dem Spiritus familiaris der „kleinen Cirkel" durchkreuzt sah, war in seinen Vorwürfen und Anklagen dadurch widerlegt, daß der General Voland mit dem Könige nur über wissenschaftliche und künstlerische Zwecke correspondire. Schon oft war es geschehen, daß eine Berechnung des Generals nicht zutraf, seine politischen Rathschläge Mistrauen erregten; eine streng lutherische Partei, die immer daran Anstoß nahm, daß man einen Katholiken so nahe an die Person des Monarchen treten ließ, unterließ niemals, jede Blöße, die sich der allweise und allberechnende Rathgeber doch oft genug gab, schonungslos aufzudecken (und in frühern Jahren that dies niemand rücksichtsloser als Propst Gelbsattel); allein der General war nicht zu

entfernen; wer durfte dem Fürsten zumuthen, seine kleinen Neigungen und harmlosen Studien aufzugeben? Voland reiste auch wol, wenn ihm irgendeine Berechnung misglückt war, auf irgendeinen außerordentlichen Botschafterposten oder mit einem militärischen Auftrag, den man ihm nach außen hin gab; allein wer konnte hindern, daß er ein altes Breviarium fand mit schönen Miniaturen, das er der Königin schickte oder an den König selbst ein paar alterthümliche eiserne Sporen, deren der König nicht genug sammeln konnte? So erhielt sich immer der vertraulichste Verkehr. General Voland war niemals abgenutzt. Bei allen seinen gescheiterten Plänen und Rathschlägen blieb er immer neu, immer interessant, immer dem Hofe nach tiefster Neigung willkommen.

Ritter Rochus vom Westen, eine glatte Salonfigur, mit reizbar beweglichen Mienen, stechenden Augen, verschwand neben dem General, der seit einiger Zeit über den allgemeinen Weltbrand grübelte. Man konnte beide berühmte Männer so unterscheiden: Jeder glaubte an den Untergang aller Dinge; aber Voland durch Feuer und Ritter Rochus durch Wasser. Der mystische Krieger war in dieser Art Vulkanist, der skeptische Diplomat Neptunist. Après moi l'enfer! sagte der eine. Après moi le déluge! sagte der andere.

Die genauere Angabe, inwiefern Dankmar hoffen könnte, von der Stadt eine so gewaltige Summe, wie Voland eben gesagt, zu gewinnen, führte den General sogleich mitten auf ein Terrain, wo er heimisch war und wo ihm niemand gleichkommen konnte. Er hatte die genaueste Kenntniß über den Dystra so überraschenden Wildungen'schen Proceß und schien sogar die Acten zu kennen, ohne dies jedoch einzugestehen. Er besaß die Gabe einer fließenden Darstellung und war mit einem milden wohltönenden Organe ausgestattet. Man hörte ihn gern reden. Er sprach ohne Leidenschaft, immer anregend und aus der Fülle der Thatsachen heraus, die ihm wie keinem zu Gebote standen.

Sogleich sprach er über die Templerei und die Johanniter wie ein Eingeweihter und veranlaßte seinen Jugendfreund Otto von Dystra, mit dem er zusammen in der Schweiz (nicht bei den Jesuiten, sondern in Hofwyl bei Fellenberg) erzogen war, zu der Frage: So wäre wol auch bei dem königlichen Schlosse Buchau im Wester die alte Ruine, der Tempelstein genannt, im Zusammenhang mit . . .

Der Tempelstein ist eine alte Commende des im Jahre 1310 in Deutschland de jure, aber nicht de facto aufgehobenen Tempelherrenordens, begann der General im sichersten Vollgefühl der Thatsachen. Jener Tempelstein diente mehr der ritterlichen Bestimmung des Ordens, während die an seinem Rücken gelegenen Trümmer einer Abtei angehörten, an die sich die kirchliche Bestimmung desselben schloß. Der Tempelstein lieferte die zahlreichsten Contingente nach dem Gelobten Lande und entsprach in dem im ganzen schon damals geistig trägen westlichen Theile Deutschlands noch am meisten der Bestimmung der Tempelhöfe, nämlich nur Werbeplätze zu sein für die Kreuzzüge. Da sollte die Trommel mit der Predigt, das Exercitium auf dem Waffenplatz mit der Messe abwechseln. . . .

Der Ritter Rochus lachte über die beginnende Salbung des Vortrags und die Fährte der Ideen, in die der General gerieth. . . .

Ganz so wie manche fromme Generäle es jetzt bei euch hier halten wollen, bemerkte Otto von Dystra zu nicht geringem Erstaunen Dankmar's, der entweder bei ihrem sonst so freundlichen Wirthe eine offenbare satirische Absicht auf den General voraussetzte oder annehmen mußte, daß Otto von Dystra die gegenwärtige ideelle Stellung seines Jugendfreundes nicht kannte. . . .

Vom Beten, bemerkte Rudhard, mag damals doch wol nicht viel geworden sein, so viel Breviere die Ritter auch in ihrem Sattelzeuge versteckt haben mochten. Die Templer sind als

übermüthige Kumpane im ganzen Mittelalter verschrieen gewesen, und das Sprichwort ging überall: Er trinkt wie ein Templer!

Diese rationell-kritische Bemerkung streifte natürlich den Duft sehr von den Erinnerungen ab, auf die General Voland mit besonderer Vorliebe einging.

Ausnahmen! sagte er, den Kaffee schlürfend. Späterer Verfall! Unter den Johannitern schlummerte leider der große welthistorische Zweck dieses Ordens immer mehr ein, und zur Zeit der Reformation waren seine Besitzungen nur eine Beute der Habgier und Gewissenlosigkeit von seiten der untreuen Ritter selbst. Ihr Ahn, Hugo von Wildungen nur, blieb mannhaft und stet. . . .

Wir sind hier in der Stadt Rom, bemerkte Dystra, der die Genealogie der Wildungen'schen Ansprüche nun kannte. Stocken Sie nicht, Voland! Man darf hier das scheinen, was man ist!

Die Weine des Hotels schienen auf ein gewisses Négligé der Verhältnisse und Aeußerungen gewirkt zu haben.

Doch nicht Jesuit? sagte Rudhard gereizt. Ich gönne unsern Freunden Dankmar und Siegbert alle Schätze dieser alten Verlassenschaft aus dumpfen und geistesunfreien Zeiten, aber im Grunde stammen ihre Ansprüche von der jesuitischen Pfiffigkeit her, daß Rom sagte: Hugo von Wildungen hat mannhaft und stet gehandelt, wie der Herr General sagen; allein die Klugheit gebeut, in partibus infidelium, unter den Ketzern festen Fuß zu behalten. Wir dispensiren ihn von dem Ordensgelübde persönlichen Nichtbesitzes und gestatten ihm, sein Theil zu nehmen, wie die andern Räuber auch.

Ritter Rochus, der im Cigarrendampf sich etwas unbehaglich fühlte, horchte auf. Dieser Erguß sprach seine Ansicht aus, er kam ihm nur etwas zu scharf stilisirt vor. Er war solcher Derbheiten im Urtheilen entwöhnt und hatte sie früher nur als Gelehrter oder in Correspondenzen an Zeitschriften gekannt.

Ich bezweifle, sagte General Voland mit der ihm eigenen Ruhe, daß diese Licenz des päpstlichen Stuhles eine jesuitische Einflüsterung war.

Ich bezweifle es nicht, sagte Rudhard mit Nachdruck; aber der General erwiderte: Mein Grund ist der, daß jene Licenz des Comthurs Hugo von Wildungen aus dem Jahre 1539 stammt, die Bulle aber, die den Orden der Jesuiten bestätigte, vom Jahre 1540 herrührt, dem 27. September 1540.

Dankmar staunte theils über die Bekanntschaft mit seinen Angelegenheiten, theils über des Generals vielseitigste Kenntnisse, und Dystra mußte über diese Widerlegung, die richtig war, lachen. Er bat den Pfarrer, sich mit dem General, der sehr wenig gegessen hatte, an dem Brette mit Dessertweinen zu versöhnen, das eben Spartacus voll kleiner geschliffener Gläser servirte und damit den ganzen Beifall des Ritters Rochus fand, der über Süßigkeiten und Weine so scharfsinnig sprechen konnte wie ein Philolog über verschiedene Lesarten.

Rudhard war in seinem Fahrwasser. In solchen Ideengängen gab er sich nicht zufrieden und stieß mit niemand gleich versöhnt an. Er behauptete, es hätte Jesuiten gegeben, lange vor der förmlichen Anerkennung des Ordens. Der Jesuitengeist, sagte er, ist älter als Loyola. Hildebrand und Innocenz waren schon Jesuiten. . . .

Wenn Sie es so meinen, Herr Pfarrer, bemerkte der Chevalier vom Westen, so haben Sie recht. Geben Sie nach, Herr General! Bei einem Glase so vortrefflichen Curaçao kann man die Jesuiten nur deshalb leben lassen, weil sie sich um die Bodencultur Amerikas verdient machten.

Der General war jedoch in seinem Vortheil. Siegreich wie ein Wörterbuch, majestätisch wie das Conversations-Lexikon, äußerte er: Loyola nahm die Idee der geistlichen Ritterorden wieder auf, aber in anderer Gestalt. Er wollte mit den Waffen des Geistes kämpfen. Der Geist jener Zeiten war der Glaube

Loyola, selbst Soldat, von unbestrittener Tapferkeit, ist — ich theile seinen Fanatismus sonst nicht, ob ich gleich Katholik bin — Loyola ist deshalb ein so merkwürdiger Mensch, weil er im Stande war, als Krieger die Macht der geistigen Waffen anzuerkennen. Es verrieth viel Einsicht, daß er fühlte, wie sehr das Ritterthum der Waffen im Abnehmen war. Er ahnte schon das Schicksal des Don Quixote, den Cervantes zum letzten Ritter des Mittelalters machte, und zog für sich ganz allein nach dem Gelobten Lande, um die Türken nicht mit dem Schwerte, sondern durch den Glauben zu bekehren. Er war ein Kreuzfahrer auf eigene Hand. Als er sich natürlich überzeugt hatte, daß es ihm unmöglich war, einen Türken zu bekehren (aus Rücksicht auf unsere Bedienung sagen Sie wol nicht: Einen Mohren weiß zu waschen? schaltete der Chevalier ein und setzte seinen Curaçao auf den Tisch zurück), kehrte Ignaz nach Europa zurück und beschloß, das Kreuz unter den Christen selbst zu predigen. Die inzwischen eingetretene Reformation bot ihm für diese eigenthümliche Auffassung der Kreuzzüge — später haben die Freimaurer sehr geistlos dieses nach innen gewandte Tempelbauen und Tempelpflegen nachgeäfft — bot ihm, sag' ich . . .

Rudhard biß sich auf die Lippen und räusperte sich.

Ich sage, fuhr der General fort, später bot ihm die Reformation ein günstiges Schlachtfeld und wiederum ehrte es den Krieger, daß er geistige Waffen vorzog —

Gift und Dolch! schaltete Rudhard heftig ein.

Voland ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Nennen Sie das Gift und Dolch, sagte er, daß Ignaz, ein dreiunddreißig Jahre alter Soldat, in Barcelona sich in eine kleine Knabenschule setzte, unter Kindern ein Fibelschütz wurde und lateinisch lernen wollte? Ignaz zog nach Alcala und Salamanca als alter bemooster Bursch, in der einen Hand den heiligen Augustinus, in der andern seinen alten Hieber, der ihm noch

manche schlimme Händel zuzog und manchen Rückfall in die alte Landsknechtssitte zu verantworten gab. Ueberall zog der alte lateinische Knabe ein consilium abeundi und wanderte endlich mit ein paar Commilitonen nach Paris, wo er mit den Wissenschaften Ernst machen mußte und in seinen harten, des Denkens ungewohnten Kopf wenigstens so viel Logik und Scholastik hineinbrachte, daß man ihm bei den Jakobinern die Magisterwürde ertheilte.

Bei den Jakobinern? bemerkte der Ritter Rochus künstlich erschreckend. Er war aus seinen Depeschen und Zeitungsnachrichten her gewohnt, mit diesem Namen jede Debatte abzuschließen. Bei den Jakobinern, General? Schlimme Vorbedeutung!

Ignaz, fuhr aber Voland unbekümmert fort, Ignaz behielt seinen Zweck, einen neuen geistlichen Ritterorden, einen Orden des damaligen Geistes, zu stiften, im Auge, fand jedoch üble Aufnahme bei den bequemen Professoren der Sorbonne, die lieber in Ruhe ihre Pfründen verzehrten und die Ketzer mit Tractaten widerlegen wollten. Man drohte ihm oft mit Ruthenstreichen. Dennoch fand er Anhänger. Nicht viel. Ihrer fünf bis sechs . . .

Fünf bis sechs? fuhr fast unwillkürlich Dankmar auf, der gespannt zuhörte und den bekannten Thatsachen, die er von dieser Seite aus sonst nie beurtheilt hatte, ein neues Licht abgewann.

Nicht mehr, Herr Wildungen! erzählte der General. Mit diesen wenigen Männern verabredete sich der alte lateinische Haudegen zu einem Bunde, der später so allmächtig wuchs. Sie gingen aus Paris in ein entlegenes Kloster, stiegen dort in unterirdische Kapellen, nahmen das Abendmahl und schwuren, entweder nach Jerusalem zu wallfahren oder nach Rom, um sich dem Heiligen Vater zu Füßen zu werfen und ihre Dienste ihm anzubieten.

Sie zogen die kürzere Reise nach Rom vor, bemerkte Rudhard nicht ohne Bitterkeit.

Nicht ohne anderswo erst jene Anerkennung zu verdienen, sagte Voland, die sie später in Rom allerdings fanden. Sie gingen nach Venedig und andern Städten Oberitaliens, wo sie predigten, eine Art innerer Mission trieben und von Visionen sprachen, die ihnen geworden wären. Man hat diese Visionen für Lügen erklärt. Ich glaube wohl, daß sich die jungen spanischen und französischen Schwärmer selbst belogen. Aber ich weiß nicht, ob es nicht aufrichtiger, jedenfalls poetischer ist zu sagen: Ich sah die Mutter Gottes und hörte ihre Worte, die mir Ermunterung zusprachen, mich im Dulden stärkten, mich mit der künftigen Märtyrerkrone trösteten, oder, wie dies bei den Freimaurern der Fall ist, mit geheimnißvollem Grauen und eleusinischen Enthüllungen zu locken und das Nichtssagende, oft Triviale in ein Gewand allegorischer Bedeutsamkeit zu hüllen. Das Auge sieht den Himmel offen! So spricht der Mensch vermöge seiner höhern Inspiration und seiner Ahnung eines großen Jenseits. Aber das Auge sieht einen Vorhang offen, eine Gardine, einen Lappen offen — welche Thorheit!

Diese Aeußerung verrieth eine innere Schwärmerei, die sich hinter Kälte und weltmännischer Glätte verbarg.

Wie kommen Sie zu dieser Polemik gegen die Freimaurer? fragte der Ritter Rochus. Die Freimaurer haben sich in jüngster wilder Zeit außerordentlich bewährt!

Und ich fürchte fast, sagte der Wirth, der seine kurzen Beine übereinanderschlug und in einer Sofaecke fast verschwand, Rudhard ist selbst ein Freimaurer. . . .

Ich muß in diesem Falle um Entschuldigung bitten, bemerkte angeregt der General. Ich bewege mich auf diesem Gebiete religiöser Wirren und Streitfragen nur als Dilettant und Geschichtsfreund. Allein das Kapitel von den geheimen Gesellschaften führt unwillkürlich auf Vergleiche, und ich weiß den

Orden der Jesuiten mit keiner andern historischen Erscheinung in Analogie zu bringen, als daß ich ihn an die alten geistlichen Ritterorden anknüpfte und endlich andeutete, wie der letzte Versuch, die Templerei wieder in Schwung zu bringen, eben die Freimaurerei ist. Lassen Sie uns alle Ausartungen des Jesuitenordens beiseitestellen, vergleichen Sie, was dieser Orden, der, als ihn der Papst bestätigte, zehn, sage zehn Mitglieder zählte, und was die Freimaurerei bewirkte?

Ich bin, nahm Rudhard das Wort, kein leidenschaftlicher Maurer. In Rußland sind alle geheimen Gesellschaften verboten und mit Recht. Die Menschheit soll in offener Form leben und ihr Licht da leuchten lassen, wo es die Finsterniß bedarf. Sie hören daraus nochmals, daß ich kein leidenschaftlicher Maurer bin. Aber Sie sind ungerecht, Herr General! Die Jesuiten hatten in ihrer Art trefflich gewirkt. Der Kreuzzug gegen die Ketzer war mit Blut, Scheiterhaufen, Folterqualen bezeichnet. Ganze Länder fielen in die Nacht des Irrthums, in die Fallstricke Roms zurück. Die Rückbekehrung hat Böhmen zu einem düstern tückischen Czechenlande gemacht, während es ein freiblickendes, edles Hussitenvolk sein konnte. Der jesuitische Geist pflanzte sich in die Kirchenverbesserung über. Pfaffenthum überall! Nirgends ein freier Lichtstrahl mehr und keine Tugend außer im christlichen Gewande der Demuth! Da trat die Freimaurerei auf. Sie kam von England, dem Lande der klaren und praktischen Begriffe. Ich will nicht leugnen, daß sie eine Frucht jenes Freigeistes war, der damals von England sich auf den Continent verpflanzte. Man wollte die Lehren von Bolingbroke und Locke zu einer neuen Religion erheben, man fand eine Symbolik, die man von äußern Zufälligkeiten hernahm, von einer Art von Ressource oder Casino, und übertrug in ein heiteres geselliges Zusammenleben allegorische Wahrheiten. Wir sind in der That an Bruderliebe nicht so gesegnet in unserm Dasein, daß wir nicht eine systematische Be-

förderung derselben gern begrüßen sollten. Ich verwerfe jeden alten Ursprung der Maurerei. Es ist Thorheit, sie an die Tempelherren anzuknüpfen. Es ist sehr fraglich, ob die Baugilden des Mittelalters irgendetwas mit ihr gemein haben. Allein wenn sie auch nur aus dem veredelten Princip der Geselligkeit entspringt und sich mit affectirtem Ernste spielende Formen gab, die sie selbst bei ihrer ersten Stiftung belächelte und die nur später wie Geheimnisse erfaßt und fortgepflanzt wurden, so hat sie Segensreiches gewirkt. Ich will von den gespendeten Wohlthaten und beförderten Humanitätszwecken nicht reden. Ich will nur darauf hindeuten, was sie in der Geschichte der Cultur und der freien Geistesentwicklung gewesen ist. . . .

Ja, rief Ritter Rochus vom Westen plötzlich wie elektrisirt und wie von Eifersucht gegen den General angeregt; ich bin sicher kein Maurer. Aber bester General, die Logik, die gesunde Vernunft hat die Maçonnerie befördert. Sie hat den Menschen als Menschen erfaßt und ihn vom Gängelbande der Confession und der Vorurtheile der Stände befreien helfen. Sie arbeitete allerdings der Französischen Revolution, aber der guten und lobenswerthen Phase ihrer Entwickelung vor. Sie hat das Gemeingefühl der Geister gestärkt, die die Aufklärung fördern wollten und ohne die Unterstützung der Logen allein gestanden hätten und bald verzweifelt wären. Die Logen waren eine Ergänzung der historischen Gesellschaft, wie sie einmal geworden ist und ohne blutigen Umsturz, den wir verabscheuen, nicht geändert werden kann. Sind die größten Geister der Literatur ohne den Zusammenhang mit den Logen zu denken? Lessing, Herder, Wieland, Goethe waren Logenbrüder. Der hohe Geist, der in ihnen wirkt, pflanzte sich durch die geheime Verbrüderung gleichgestimmter Seelen rascher fort als auf der freien Arena des Marktgewühls, wo die Kritik und der Neid der Schulen ihr Wirken begeiferte. . . .

Der General blickte auf den Ritter, in dem sich der alte,

vorurtheilslose Gelehrte regte. Alle staunten darüber, niemand mehr als Dankmar, der, ein einfacher Referendar, so in die Lage kam, einen berühmten Diplomaten einmal frisch von der Leber weg reden zu hören. Man sah die Wirkung der Tafel und der Natürlichkeit des Wirthes. Die Reserve war aufgehoben. Es regte sich in dem Gesandten „wie der Wein im Fasse, wenn die Reben wieder blühen". Er vergaß, welche Thatsachen er in der Welt zu vertheidigen hatte und welche Grundsätze ihm bezahlt wurden.

Dystra hielt es seiner Wirthspflicht für angemessen, den Ernst dieser Unterhaltung, die für Louis und Dankmar gerade in den Gegensätzen spannend war, etwas zu mildern und sagte: Ich versichere Sie, meine Herren, wenn ich den Tempelstein accaparire — ich hoffe, Freund Voland, Sie verwenden Ihren Einfluß, daß mir dies Vorhaben gelingt —, so werd' ich dort weder einen Jesuitensitz noch eine Freimaurerloge etabliren, sondern auf die alten Zeiten zurückkehren und mich an das Sprichwort halten, das Rudhard vorhin erwähnte: Er trinkt wie ein Templer! Ja, fuhr Dystra fort, diese alten Templer waren viel vernünftigere Personen als euere Loyoliten und euere Salomonischen Meister vom Stuhle! Sie liebten die Freude, den Wein, den Gesang, die Weiber! Sie bauten sich Werbeplätze für den Sarazenenkrieg, exercirten die Mannschaften und blieben zu Hause! Sie wählten sich die besten Aussichten zu ihren Burgen und Abteien. Sie hatten Geschmack für natürliche Veduten. Die Sünden, die sie als Ritter begingen, konnten sie sich als Priester gleich selbst wieder vergeben. Ich finde, daß die Wiederherstellung dieses Ordens im uralten Sinne mir eine liebe Aufgabe auf dem Tempelstein sein könnte. Ich baue die Ruine aus, trotz Rheinstein und Stolzenfels. Die Erker, Thürmchen, gezackten Mauern behalt' ich bei. Der Burggarten mit Springbrunnen, die Altanen, Söller, das alles waren sehr amusante Ideen des Mittelalters. Nur in dem Burgverlies

würde ich vorziehen, meinen Champagner kühl und petillant zu erhalten. Die steinernen Fußböden würd' ich mit wärmern Parquets vertauschen. Die Oefen würd' ich mir in neuester Construction ausbitten und vielleicht, um mich ganz mit dem Mittelalter zu befreunden, eine petersburger Luftheizung versuchen. Hinten auf der Abtei mach' ich eine bequeme Neusiedelei mit englischem Comfort. Eine Bibliothek soll da sein für Sie alle! Alle Kirchenväter, alle Streitschriften der Jesuiten; aber auch alle Werke Voltaire's, Hume's, Locke's und wiederum alle Predigten Bossuet's. Ich wette, Freund Voland liest da nicht einmal die Kirchenväter! Ebenso wenig, wie ich Ihnen gestehe, lieber Rochus, daß ich die Maurerreden in den deutschen Classikern . . . immer übersprungen habe.

Mit einem ganz natürlichen Instinct, lieber Dystra, nahm der General den Gegenstand wieder auf. Sie haben wahrscheinlich immer gefühlt, daß diese Maurerreden in der That dasjenige, was wir an Herder und Goethe bewundern, nicht ausdrücken. Wahrlich, durch diese Reden ist das nicht hindurchgegangen, was an unsern deutschen Classikern so groß, so befruchtend war. Ich will nicht von der romantischen Schule sprechen und den Nachdruck darauf legen, daß man sich Tieck, Schlegel, Brentano, Novalis, Schenkendorf nicht als Maurer denken kann. Aber auch Jean Paul, Herder, Goethe! Jean Paul, der Herrliche, Geistesreiche, trug in alles seine bedeutsame kindliche Auslegung hinein. Herder ist nur befruchtend und anregend gewesen in den Bestrebungen, die ihn uns als den Erwecker der verstummten Völkerstimmen zeigen. Goethe vollends als Maurer hat sich im Großkophtha selbst persiflirt, wie er sich im zweiten Theil des Faust als Minister persiflirte. Der große allgewaltige Olympier, den wir in ihm bewundern, hat mit der Loge nichts gemein. Man zeigte mir einmal in Weimar Goethe's Schurzfell; es hat mich nicht erbaut.

Ebenso wenig, bemerkte Rudhard, wie mich der Franciscanerstrick erbauen würde, den Zacharias Werner in Wien trug.

Diese Entgegnungen waren alle herausfordernd. Der General warf einen scharfen Blick auf den Ritter, der sich inzwischen besonnen zu haben schien und seiner öffentlichen Functionen eingedenk wurde. Rochus vom Westen, der mit Voltaire'schem Esprit Zacharias Werner'sche Zeitauffassung vertreten mußte, schwieg. . . .

Sehen Sie, wandte sich Dystra jetzt zu Louis Armand, das sind die Gegensätze, die uns dies sonderbare Deutschland so verworren erscheinen lassen! Ich bin durch die halbe Welt gereist, habe die Pyramiden Aegyptens und die heißen Fontainen in Island gesehen, überall streitet man sich, aber nirgends so viel wie in Deutschland, und nirgends spukt noch das tolle Ritter- und Mönchswesen so wie bei uns, während unsere ganze Turnierfähigkeit jetzt kaum noch darin besteht, daß wir im Lesecasino . . . wissen Sie, Rochus, worin wir uns im Casino als die letzten Ritter erscheinen müssen? Unser letztes Ritterthum besteht in dem Rest der Kunst des Ringelstechens, vermöge dessen wir die Journale, die wir gelesen haben, wieder an die Haken hängen, von wo wir sie herabgenommen. Meine Ahnen können nicht künstlicher in den Carrousels nach dem Ring gestochen haben, wie ich jedesmal angeln muß, um die Times wieder an ihren Riegel Nr. 1 zu hängen.

Nachdem fragte der Baron den allzu schweigsamen Louis Armand. Sie sind aus Lyon gebürtig?

Aus Lyon, mein Herr!

Sie sprechen deutsch.

Es ist die Sprache meiner nächsten Verwandten.

Louis litt unter der Vorstellung, daß Otto von Dystra vielleicht nicht wußte, daß er die Ehre seiner Einladung einem in der Gesellschaft so tiefstehenden Arbeiter hatte zutheil werden lassen. Rudhard, Dankmar, selbst Voland fürchteten dieselbe

Aufklärung. Sie wußten wol, daß Dystra keine Vorurtheile hegte, dennoch würde er seiner Gäste wegen sich vielleicht betroffen gezeigt haben. Deshalb ergriff Dankmar das Wort und lenkte das Gespräch auf Egon, den Beschützer Armand's, hinüber. Als dieser Name ausgesprochen wurde, wandte General Voland seine durchdringenden Augen zu Dankmar und hörte mit Spannung, was über den jetzt die Geschicke des Landes lenkenden jungen Fürsten würde gesprochen werden. Rudhard ertheilte dem neuen Premierminister sogleich die entschiedensten Lobsprüche. Er besitze ganz jene zähe Ausdauer, sagte er, ohne welche man jetzt nicht Politik treiben könne. Er hätte der Hydra der Revolution auf den Nacken getreten; er werde es bändigen, das Ungethüm, das in seinen Verheißungen die Sprache der Engel rede, in Wahrheit aber eine blutige Wolfsnatur wäre. O wie stimmten die beiden vornehmen Gäste bei! Wie überschüttete man Rudhard mit Dank, mit Bewunderung!

Aber gerade in dem Uebermaß lag der Mangel an Aufrichtigkeit. . . . Man stockte sogleich. Man ließ Rudhard reden, preisen. Man schwieg, bis General Voland zu Louis sagte: In Lyon machten Sie des Fürsten Bekanntschaft? Wie schön dies Lyon! Wie weht eine so eigenthümliche historische Luft in jenen südlichen Abdachungen, die mit den großen Strömen sich zum Meere hinuntersenken! Lyon ist eine der ältesten Städte Frankreichs. Der Zusammenfluß der Saône und der Rhône bietet dem Auge ein gefälliges Schauspiel. Noch sind hier die Ueberbleibsel der alten römischen Niederlassungen sichtbar. Mancher römische Kaiser hat in Lyon gewohnt, manches christliche Märtyrerblut ist dort geflossen, wofür denn freilich diese Stadt die Ehre genießt, von sich rühmen zu dürfen, daß sie die erste christliche Kirche Galliens aufzuweisen hat. Ich kenne nur zwei Empfindungen, die mich bei Wanderungen und Reisen ganz erfüllen können. Die eine ist die: historische Luft zu athmen. Wo genösse man diese Wonne in größern Zügen als im Süden

Europas? Wie ich in Lyon war, sah ich Königreiche vor mir wieder neu erstehen, die nun mit dem Schutte der Vergessenheit bedeckt sind. Ich sah das arelatische Reich, das hier blühte; ich sah Burgund, dessen Kraft an den Morgensternen der Schweizer bei Murten zersplitterte — 1476 — Wie weht da ein Geist der Kraft, der Auferstehung, der Verjüngung! Wie sieht das Auge reisige Geschwader herniederkommen von den Bergen, wie drängt alles sich dem Mittelpunkte der großen Weltbegebenheiten zu, dem Mittelländischen Meere, um das herum doch eigentlich allein nur wahre Geschichte gemacht wird! Das zweite nicht minder erhabene Gefühl bei meinen Reisen hab' ich beim Anblick jener Uranfänge des Christenthums, die uns aus alten Mauern und Kapellen noch entgegentreten. Die großen Münster, die aus der Blütezeit der Kirche herrühren, machen mir lange nicht den Eindruck, als wenn ich jene kleinen, oft ganz versteckt liegenden niedrigen Kapellen und Kirchen mit Kreuzgängen und Krypten durchwandere, die noch fast das Ansehen alter Castelle haben und sozusagen die cyklopische Zeit der Kirchenbaukunst bedeuten. So empfand ich in Mailand bei jener entlegenen Kirche, die einst der heilige Ambrosius vor dem Kaiser Theodosius schloß und ihm nicht gestattete, früher den heiligen Boden zu betreten, ehe er sich nicht von dem in Thessalonich vergossenen Märtyrerblute gesühnt hatte. Wie jung war damals die Christuslehre! Wie neu und frisch der Eindruck einer Begebenheit, die in die alte erstorbene Welt der Heiden wie ein junges Reis hinein sich rankte und bald lebenskräftig die ganze gebildete Welt der Erde wie mit grünem Laub umzog! Auch in Pavia, in Genua, vor allen Städten aber in Rom selbst folgt man mit Wonneschauern diesen allerersten Fußstapfen der Kirche und kann sich mit etwas Phantasie aus schwarzen, niedrigen, byzantinisch gerundeten Bauten die ganze wunderbare, hochherrliche Vergangenheit zusammensetzen, die wir kaum kennen würden, wenn nicht irgendwo jemand die Erzählungen durchreisender Pilger als Schreib- und

Stilübung verzeichnet hätte, jemand, meine Herren, der allerdings nur ein Mönch war und allerdings das, was er der Wissenschaft leistete, nur durch ein Kloster leistete.

Wahrlich, fiel Otto von Dystra, des Ritters ironisches Niederblicken bemerkend, lachend ein, ich muß sagen, Voland, für einen Offizier ist so viel Studium heterogener Dinge aller Ehren werth! Aber es ist wahr, Sie schmachteten schon in Hofwyl unter dem Druck der rationellen Erziehung Fellenberg's und sehnten sich zu jenen jungen Fürsten und Grafen hin, die in Freiburg erzogen wurden. . . .

Das nicht, Dystra, sagte der General, der auch im Pädagogischen sattelfest war. Ich fand nur früh heraus, daß Fellenberg uns alle täuschte. Fellenberg gab sich die Miene, zwischen Pestalozzi und den bestehenden Kastenansprüchen der Gesellschaft hindurchsegeln zu können, und wollte gleichsam jeden für seinen vom Zufall ihm vorgezeichneten Stand erziehen. Ich will nicht sagen, daß ich schon damals die Einsicht besaß, diesen Widerspruch zu durchschauen, aber ich fand, daß die Jesuiten in Freiburg mit mehr Wahrheit, mit mehr Gleichheit in besserm Sinne des Worts erziehen. Sie stellten die Stände nebeneinander und gaben dem Fürstensohne wie dem künftigen Priester dieselbe Erziehung. . . .

Das ist ja gerade das Gewagte, Herr General, erlaubte sich Dankmar dem in allen Standpunkten seiner Zeitgenossen dilettirend Herumtastenden zu bemerken. Wir erhalten aus jener Gegend her Priester, die wie Fürsten regieren wollen, und Fürsten, die wie Pfaffen denken. . . .

Schelten Sie mir nur unsern alten Fellenberg nicht, Voland! sagte Dystra. Sie machen unserer Schweizererziehung auch durch Ihren Appetit keine Ehre! Sie scheinen von nichts zu leben. Sie lassen mir jede gute Schüssel, jedes Glas aus Küche und Keller der „Stadt Rom" vorübergehen. Die alten Mönche tranken Wein, wenn sie auch noch so fromm waren.

Otto von Dystra war völlig unbekannt damit, daß der General der Mann der Fabel hieß. Er verstand des Ritters halb verlegenes, halb schadenfrohes Lächeln nicht, verstand nichts von der eigenthümlichen Ruhe, mit der Dankmar seine Cigarre rauchte und gewissermaßen Louis Armand ermunterte, nur auszuharren und sich nicht einschüchtern zu lassen. Er ahnte nicht, daß Ritter Rochus vom Westen, médisant, anekdotenhaschend, negativ wie er war, sich auf die Lippen biß, um die Bemerkung zu unterdrücken: Wissen Sie denn nicht, daß General Voland in dem Rufe steht, wie Graf St.-Germain durchaus nichts zu genießen und nur von einem himmlischen Manna zu leben, das er zuweilen aus einer in seiner Uniform verborgenen Dose nimmt?

Der Ritter trennte sich gewaltsam von dem Gelüst, diesen Gedanken auszusprechen, und fragte den Baron, wie lange er in Europa bleiben würde und ob er nicht Californien gesehen hätte? Californien war dem General so gleichgültig wie Rudharden die Kirche San-Ambrogio in Mailand. Aber dem Ritter Rochus war Californien die eigentliche wahre Errungenschaft des Zeitgeistes.

Otto von Dystra sprach von dem Versuche, in Deutschland zu leben, wenn er hoffen dürfe, sein Vermögen aus Rußland herauszuziehen und gewisse Familienfragen auf deutschem Boden zu lösen.

Dankmar wollte etwas von den Schwierigkeiten solcher russischen Proceduren bemerken und fand bei den hochgestellten Herren, die sich zum Gehen rüsteten, eine Beistimmung, die ihn überraschte. Rudhard aber nahm Veranlassung, wiederum die strenge, gegliederte Ordnung des russischen Militärstaats und den unromantischen, aber beglückenden Absolutismus zu preisen. Die Diplomaten nickten, suchten nun aber davonzukommen. Eben im Begriff, die Hüte zu ergreifen und sich zu empfehlen, hörte man draußen auf der Straße plötzlichen Lärm. Man stutzte. Die

Bedienten hatten schon lange nach den Fenstern gesehen und durch ihre Bewegungen die Aufmerksamkeit der Herrschaften auf die Vorgänge lenken wollen, die sie in den Straßen beobachteten. Erst ein Murmeln, dann ein Sausen, immer hörbarer anwachsend und an den Häusern des Platzes, an welchem die Stadt Rom gelegen war, widerhallend. Ein Rauschen und Widerhallen. Das Getümmel wuchs. Man hörte rufen, man hörte schreien, die Gesellschaft, statt sich aufzulösen, eilte an die Fenster. Der Platz wimmelte von Menschen. . . .

Was ist das?

Man drängt sich an jenes Haus —

Ein Auflauf —

Wer wohnt dort?

Bediente aus dem Hotel waren von den Vorgängen unterrichtet. Sie sagten, dort an dem umstandenen Hause pflegten Maschinenarbeiter ihre Versammlungen zu halten. Ihr Verein wäre heute aufgehoben, denn man hätte wieder drohende Reden gehalten; die Polizei überwache die Sitzungen und schlösse sie jedesmal, wenn etwas Anstößiges gesprochen würde. Heute aber hätte man nicht auseinandergehen wollen. . . .

Indem kam schon eine Colonne Militär und trieb erst die neugierigen Massen auseinander, dann rückte sie auf das Haus selbst zu. Die Agenten der Polizei waren in voller Thätigkeit, und so weit die nur matte Erleuchtung des Platzes die Uebersicht gestattete, sah man, daß unter Geschrei, Pfeifen, Lärmen zahlreiche Verhaftungen vorgenommen wurden. . . .

Das ist so schon das dritte mal! berichtete der Bediente, und Voland sagte mit einem eigenen sardonischen Lächeln: Man gewöhnt sich an dies Chaos. Es stört niemanden mehr in seiner Abendruhe.

Der Ritter Rochus vom Westen aber war sehr erregt. Er hatte in einem solchen Sturme vor wenigen Monaten sein Portefeuille verloren. Er wußte an Beispielen, daß man dabei auch

als Absolutist sein Leben verlieren konnte trotz seiner Privatverehrung von Voltaire und Bolingbroke.

Abscheulich, sagte Dystra, einen Staat in solchem ewigen Kriege gegen sich selber zu wissen! Hören Sie nur das Pfeifen, das Höhnen, das Zertrümmern der Fensterscheiben! Die Trommel wirbelt. Es kann nicht lange währen, so hört man eine Salve, und wir sehen Todte und Verwundete. . . .

Ritter Rochus gerieth außer sich. Meinen Sie? rief er und trat hin und her. . . .

Das ist modernes Staatsleben! sagte Voland fast triumphirend.

Im Mittelalter war es nicht besser! rief Rochus ärgerlich —

Ehe man Macchiavelli kannte! warf Rudhard dazwischen.

Allerdings, sagte Voland, den Militärmantel überwerfend, allerdings in kleinen Staaten. Man hat gezählt, daß in Pisa allein vom Jahre 1320—1520 über dreihundert Aufstände vorgekommen sind. . . .

Ha! schrie Ritter Rochus. Es trommelt!

Eine Salve krachte. Verzweiflungsruf, eine allgemeine rasende Flucht. Der Platz leer. Ein paar Verwundete, ein Todter, den man der Polizei übergab. Die Ruhe schien auf dem Platze hergestellt. Exaltirte Köpfe rannten durch die Straße und riefen: Waffen!

Die Thoren! sagte Dankmar. Waffen! Sie wissen nicht, was das für ein Anachronismus ist! Die Zeit der panischen Begeisterung und die der panischen Furcht ist auf lange vorüber. Die Regierungen gewinnen nur an Kraft, wenn sich die Demokratie einbildet, mit dem alten Apparat, Waffen und Barrikaden, noch kämpfen zu können. . . .

Und ist es nicht ein Glück, daß sie an Kraft gewinnen? sagte Rudhard streng. . . .

Mein Bester! Die Ruhe der Welt dankt Ihnen für Ihren Zögling! rief der Ritter Rochus und schüttelte Rudhard's Hand.

Das Ministerium Hohenberg bezeichnet eine Epoche der Geschichte. Nur Ruhe! Ruhe! Ruhe um jeden Preis!

Wie würden Sie diese Verwirrung lösen, General? sagte Dystra, indem er einen schwachen Versuch machte, seine Gäste wieder zum Sitzen zu bewegen — Sie stehen über dem Moment, Sie haben die Jahrhunderte vor Augen, was erwarten Sie von dieser Zeit?

Eine Droschke! rief der Ritter, wenn mein Wagen nicht da ist!

Die Bedienten sagten, er wäre ins Thor des Hotels gefahren, weil man draußen Barrikaden fürchtete. . . . Jetzt wäre alle Gefahr vorüber.

O sehr gut! Sehr gut! Guten Abend, Baron!

Dankmar und Louis, obgleich im höchsten Grade aufgeregt von dem Vorfall vor dem Wirthshause, wo sich der Maschinenarbeiterverein versammelte, ängstlich ohnedies um die Verwundeten und den Todten, horchten gespannt, was der General antworten würde, allein dieser lehnte freundlichst ein längeres Bleiben ab. Er berief sich auf seine gemessene Zeit, seine Berufspflichten, seine besetzten Abende. Sein Abschied, sein Dank für die Bewirthung war einfach und wohlwollend. Er sagte Dankmar'n und Louis gleich Verbindliches, bewahrte aber bei aller Freundlichkeit einen so eigenthümlichen Ernst, daß man unwillkürlich staunend hinter ihm hersagen mußte: Er sagt fast alles, was er weiß, und von dem, was er nicht weiß, muß man doch noch glauben, daß er es nur — verschweige! Der General schloß sich dem Ritter an.

Rudhard, der das Anliegen Louis' und Dankmar's bei Dystra nicht stören wollte, ging mit den Worten: Baron, Sie sind ein Neuling in Europa! Sie werden Ihre Jugendfreunde kaum wiedererkannt haben.

Dystra lachte und sagte: Der General hätte Priester werden sollen. Ich sagte es ihm schon bei Fellenberg.

Wer weiß, ob er es nicht ist! meinte Rudhard. Rußland hat ganz recht, daß es die Freimaurer und die Jesuiten verbannt. Ich möchte dem General Voland nicht das Schicksal dieses Staats anvertraut wissen, und finde es ganz in der Ordnung, daß Egon vor einem Manne, der sich des Wirrwarrs zu freuen scheint, auf der Hut ist.

Es ist kein Jesuit, eher ist es Ritter Rochus, der die Jesuiten bestreitet, erwiderte Dystra. Glauben Sie mir! Ich fange an, Europa zu begreifen! Mein alter Kamerad von Hofwyl lebt nur zum Schein vom Geiste; er ißt nicht, er trinkt nicht. Dieser Mann scheint eine Abstraction geworden zu sein. Aber ich wette, daß er schon einige Beefsteaks gegessen hatte, ehe er zu mir kam. Jetzt geht er schlafen, und um zehn Uhr ist er bei Hofe, um bis ein Uhr nach Mitternacht mit dem König Gold zu kochen. Mein alter Freund aus Athen und Stambul, der Ritter Rochus, der fährt nun nach Hause und chiffrirt unsere ganze Unterhaltung nach seiner Hauptstadt, wo sie nicht die Minister, wohl aber deren Frauen allenfalls interessiren könnte.

Rudhard ging mit einigen Fragen nach Siegbert kopfschüttelnd. Dystra, aufhorchend wegen Olga's, doch sich zurückhaltend, begleitete ihn. . . .

Als der Baron zurückkehrte, zog er Louis und Dankmar zu sich auf das Sofa nieder und hörte nun von ihnen mit Erstaunen, daß jener Murray, von dem ihm schon Mangold Sonderbares erzählt hatte, der ihm wohlbekannte Morton aus Neuyork war. Er hielt Morton für verschollen, für todt. Er erklärte sich mit Freuden bereit, seine Bemühungen mit denen der Freunde zu verbinden, um Murray, dessen deutscher Ursprung ihm kein Geheimniß war, aus einer so gefährlichen Lage und jedenfalls einem, wie es ihm vorkam, vorgefaßten Misverständnisse über seine Person zu erlösen. Er erklärte sich bereit, jede nur irgend verlangte Caution zu hinterlegen, damit Murray auf freien Fuß gestellt würde. Die Verabredung, morgen in der Frühe gemein-

schaftlich auf das Profosamt zu gehen und sich für den Gefangenen zu verbürgen, war ihm ganz genehm. Er trennte sich von seinen neuen Bekannten mit der Bitte, ihm ferner ihr Vertrauen zu schenken und ihm zu gestatten, ihre Zeit zuweilen in Anspruch zu nehmen.

Dankmar fand an dem offenen Benehmen des von der Natur vernachlässigten und doch durchaus nicht ungefälligen Barons große Freude und schlug in die dargebotene Rechte herzlich ein. Louis aber zog seine Hand zurück und sagte, um endlich ein ihn peinigendes Gefühl los zu werden, in französischer Sprache, sicher und fest: Herr Baron, wir sind Ihrer Einladung gefolgt, sind geblieben, wir wußten nicht wie. Ich für mein Theil mit Widerstreben. Verzeihen Sie mir meine Dreistigkeit! Sie hat mich während des ganzen Abends gefoltert. Ihre Güte haben Sie einem Manne gewidmet, der darauf nach den Regeln der Gesellschaft keine Ansprüche hat. Sie haben diesen beiden großen Staatsmännern durch meine Schuld eine Unannehmlichkeit zugefügt. Ich bin ein einfacher Handwerker.

Dystra blickte wirklich erschrocken auf.

Glauben Sie das nicht, fiel Dankmar ein, mein Freund Louis Armand ist ein Philosoph, ein Dichter. Aus Laune der Natur und des Zufalls lernte er das Handwerk eines Tischlers, das er indessen zu einer Kunst erhoben hat, und alle Welt weiß, daß ihn Bande der innigsten Freundschaft an Fürst Egon festhalten. . . .

Mein Herr, antwortete Dystra, der sich bald gesammelt hatte, wenn Sie nur der Freund des Herrn Wildungen sind, so brauchten Sie nicht einmal eine Merkwürdigkeit zu sein, die den General Voland interessirte, ich würde Sie schon mit offenen Armen aufgenommen haben. Der Ritter Rochus, seien Sie versichert, schreibt in diesem Augenblick an die Fürstin . . .: „Das neue Ministerium läßt zwar auf der Straße die Emeute bekämpfen, aber in den Salons ist die Emeute siegreich. Ich habe

bei einem Diner Veranlassung gehabt, zum Nachtisch mit einem Handwerker Kaffee zu trinken. Es ist dies der bekannte «Ouvrier», der in keinem modernen Ministerium fehlen darf und dem auch hier das Portefeuille der öffentlichen Bauten oder der Gewerbe würde übertragen werden, wenn er nicht zufällig ein Ausländer wäre." Bei alledem morgen auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen! wiederholte Dankmar.

Die Freunde schieden.

Dystra aber, innerlichst bewegt, aufgeregt durch diesen Abend, „revoltirt", wie er sagte, durch das Gespräch, durch die Scene auf dem Platze, durch den Gedanken an die Familie Wäsämskoi und den ihm durch den Bruder nun schon so nahe rückenden Nebenbuhler Siegbert Wildungen, an das Schicksal Murray's, dachte, den Arm aufstützend: Du bist doch ein Neuling in dieser modernen Welt, Dystra! Du hast viel versäumt, viel nachzuholen oder viel zu vermeiden! Bau' dir den Tempelstein aus und vergrabe dich dort als Einsiedler! Kosmopoliten sucht jetzt niemand. Mit dieser Welt werden bald Baschkiren und Mongolen reden müssen! Noch consumirt Asien Opium oder Stutenmilch; bald aber werden wir das furchtbare Pferdegetrappel von den Steppen des Ostens hören. Bis nach Châlons kommen sie wieder, diese Hunnenzüge, bis nach Châlons, wo der Champagner wächst! Da muß es sich entscheiden, ob das neue Weltalter von der Natur, der ewig wiederkehrenden, oder dem Geiste, dem endlich durchgerungenen, siegend wird bestimmt werden!

Die beiden Schwarzen wünschten ein Urtheil über das Diner zu hören und eine Ansicht über die Scene auf dem Markte. Dystra merkte das an den Fragezeichen, die auf ihren glänzenden Gesichtsfratzen standen, als sie so leise heranschlichen. . . .

Alles gut gewesen, bis auf den Todten draußen! Laßt anspannen! Hut und Stock! Ich will noch für einige Acte in die große Oper fahren. Begleitet mich!

Spartacus und Cicero eilten, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen. Er hatte ja dem Intendanten versprochen, sich von ihm sagen zu lassen, wie seine ihn umgebende artistische Verschwörung die Idee von der Mitwirkung lebendiger Meerkatzen im Faust und der neuen Scenirung der Zauberflöte durch eine entsprechende Menagerie aufgenommen hätte.

Dystra bedurfte heute dieser Anknüpfung an Herrn von Harder, um wieder zu seinem gewohnten Humor zurückzukommen, und glücklicherweise hatte der Vorfall auf dem Platze am Hôtel-de-Rome die Vorstellung in der großen Oper nicht gestört. Die Zeit war eisern geworden. Die Nerven gewöhnten sich.

Zwölftes Kapitel.

Zwei Todte.

Seit vierzehn Tagen hatte Hackert vergebens versucht, den gefangenen Murray zu sprechen und sich der von Madame Ludmer ihm gegebenen Aufträge zu entledigen. Assessor Müller war streng. Er anerkannte Hackerten nicht officiell. Er räumte ihm nur eine Privatbeziehung zum Obercommissar Pax ein. Pax kehrte noch immer nicht zurück. Ohne dessen Vermittelung litt das Untersuchungsamt keine Confrontation mit einem Manne, der allerdings durch seine ruhige und ergebene Haltung, seine gebildeten Antworten, seine Auslegung des Vorfalls im plessener Walde die Justiz fast schon entwaffnete. Die über den Schmied Zeck eingezogenen Nachrichten lauteten alle ungünstig. Herr von Zeisel stellte Murray schon um Louis Armand's und

des Prinzen willen im günstigsten Lichte dar. Die Ludmer erfuhr diese Wendung. Ungeduldiger, immer dringender wurde ihr Ersuchen an Hackert. Da aber Pax nicht zurückkehrte, konnte von dieser Seite ihrer geängsteten Wißbegier nicht geholfen werden.

Wie sich heute, an einem Sonntage, Hackert dem Profoshause näherte, bemerkte er Menschen, die zahlreicher als sonst durch die Thür des alterthümlichen Gebäudes aus- und eingingen. Eine öffentliche Gerichtssitzung, dachte er, oder was gibt's da? Indem läuteten die Glocken; er besann sich, daß Sonntag war. Und dennoch diese Bewegung?

Wie er das Profoshaus betrat und in eine große steinerne Halle zur Linken eintrat, bemerkte er, daß sich die Menschen um einen dort aufgestellten Gegenstand versammelten. Es ist gestern Abend geschossen worden, sagte er sich. Wahrscheinlich einer von denen, die dabei blaue Bohnen geschluckt haben! In der That war es der Leichnam eines jungen Handwerkers, der gestern, wie er hörte, bei der Sprengung des Maschinenbauervereins entweder zufällig oder als ein Opfer seiner Widersetzlichkeit gefallen war.

Viele andere, hörte er, wären verhaftet, noch einige verwundet worden. . . .

Wie er noch so in der Ferne mit einer Miene voll Gleichmuth und achselzuckend zu der Gruppe hinblickte, die ab- und zugehend ihre Theilnahme nicht auszusprechen wagte, da Schildwachen und Polizeidiener genug in der Nähe standen, sieht er mit ängstlichem, vorsichtig behendem Schritt über den Marktplatz, an dem das Profosamt liegt, Luise Eisold schreiten. Sie hat vier ihrer Geschwister an der Hand, Wilhelm und Karoline, die Zeitungsträger, und die noch kleinern, Friederike und Heinrich. . . .

Wie Luise in das gewölbte Portal des Profoshauses tritt,

wendet sie sich fragend nach der Halle und sieht die Gruppe der Neugierigen. . . .

Ein so junges Blut! heißt es.

Sie hört das. . . . Sie tritt näher. . . .

Die Geschwister wollen sie der Menschen wegen zurückhalten. Sie reißt sich von ihnen los, drängt sich heran, beugt den Kopf über die Tragbahre, hält sich wie schwindelnd an einem der ihr nahe stehenden Menschen, blickt noch einmal auf die Leiche und stößt einen Schrei des Entsetzens aus.

Karl! rufen die Kinder und brechen in ein herzzerreißendes Weinen aus.

Karl! ruft Luise und faßt die Leiche, um sie emporzurichten; die Halle war niedrig, spärlich durch kleine runde Fenster erleuchtet, vom trüben Wetter fast düster. . . . Sie hält den Kopf des Todten wie gegen das Licht, streift an den Kleidern entlang, fährt über die Züge des kalten Angesichts noch einmal prüfend hinweg und hat von dem an der Brust geronnenen Blute die Merkmale seiner tödlichen Wunde in der Hand. . . . Der Todte war Karl Eisold, ihr Bruder. Sie mußte es so hinnehmen. Es war so. Gott hatte es gegeben, Gott oder wer? Es war!

Die Theilnahme der Umstehenden zeigte sich freilich als die innigste; aber was half dies? Luise lag über die Leiche hingestreckt und betrachtete sie stier. Dann redete sie wie im Wahnsinn mit dem Todten, als wenn er lebte, als wenn er selbst Auskunft geben könnte. Karl, hörst du nicht? Karl! Sie schluchzte wenigstens und sprach doch wieder. Erst schien sie selber leblos. Der Todte kalt und stumm. Das Blut quoll noch ein wenig aus der Wunde. Es war in größern Massen die Nacht über auf eine Strohmatte gerieselt, die man unter die Bahre gelegt hatte. Das blasse Antlitz des sechzehnjährigen Jünglings war mild und wie verklärt. Er schien zu schlafen. Das blonde Haar hing schlicht, blutdurchronnen über die Stirn.

Die Mütze, die er zu tragen pflegte, mit einer kleinen schwarz-roth-goldenen Cocarde, lag neben ihm. Der graue Tuchrock mit weißen Metallknöpfen war von Blut und Schmuz besudelt. Es war da nichts mehr zu ändern. Karl Eisold war das Opfer jener ersten energischen That des neuen Ministeriums gewesen.

Hackert, hinter einem von den kurzen Gewölbepfeilern der Halle verborgen, beobachtete mit sich verdüsternden Blicken die herzzerreißende Scene. Er hatte den jungen Arbeiter so gut gekannt. Wie rüstig war er, wie ernst und streng in seinem Berufe! Wie streng gegen ihn, den trägen Tagedieb! Er sah ihn so oft, wie er zeitiger aufstand als alle andern, die in jenem Hause beisammenwohnten! Er hörte ihn nebenan in der Küche sich schon waschen, während er selbst im Bett sich noch wälzte und zum Frühschlummer sich auf die andere Seite warf! Er sah ihn an seinem Gitterfenster um fünf Uhr auf der Galerie vorbeigehen in die Willing'sche Maschinenfabrik; sah ihn nach Hause kommen, abends, ermüdet, nur nach seinem Nachtessen fragend, das mit Ernst und schweigsam verzehrend und dann bald zur Ruhe gehen. . . . Dies gegen zwanzig Millionen Seelen im Staate ganz unbedeutende, überflüssige, aber redliche Leben war beendet. Und doch war der Jüngling die Hoffnung, die Stütze einer Familie gewesen. Auf ihn bauten diese armen, verlassenen, älternlosen Kinder ihre Hoffnung. Eine kleine Rauchwolke war's. Nun verzogen! Hackert mußte sich unwürdig fühlen, die wahre Trauer um diesen Jüngling auszusprechen; doch grollte auch er mit dem Schicksal und erschrak fast vor der Majestät des Todes.

An Luise war es herzzerreißend zu sehen, wie die Phantasie des Mädchens sich in den schrecklichen Moment nicht finden konnte. Mullrich, ihr Vicewirth, der Polizeidiener, stand daneben und erzählte den Leuten, daß sie gestern Abend im Hause herumgesucht und gefragt hätte, daß sie eine jammervolle Nacht

ausgestanden und am frühen Morgen schon wieder gesucht, schon in die Willing'sche Fabrik geschickt hätte — wo am Sonntag niemand arbeitete — Er hätt' ihr gerathen, hier ins Profosamt zu gehen. Bei dem Commentar ihres Leides aus diesem Munde schwieg Luise und sah den Bruder starr an, als wenn sie sagen wollte: Das ist unser Los! Nicht eueres, nicht das Los der Reichen und Vornehmen, es ist das Los der Armen und Verfolgten!

Kümmerlein, der neben Mullrich stand, erzählte den Vorfall von gestern Abend und berichtete, daß noch einige Verwundete und viele gefangen wären. Auch der große Breitschulterige, sagte er mit Beziehung, wißt Ihr, Mullrich, damals vom Fortunaball, der den Hackert heraushieb? Er war erst vor vierzehn Tagen entlassen. . . .

Danebrand! sagte sich Hackert in seinem Versteck. Er kämpfte mit sich, ob er näher treten sollte. . . . Zum erstenmal fühlte er, daß er unwürdig war, sich dem heiligen Unglück zu nähern.

Luise, die auf der Leiche lag, sah nicht, daß die schluchzenden Kinder von den Umstehenden Gaben der Liebe empfingen, hörte auch nicht, daß Danebrand saß. . . .

Der Verein sollte geschlossen werden, erzählte Kümmerlein, da ging's wieder her wie gewöhnlich. Lärmen, Toben, Schreien. Einem von uns griffen sie an den Säbel. Da pfiffen wir. Es kam Hülfe. Da sie den Aufrührern gegenüber zu schwach war, wuchs ihnen der Kamm. Sie warfen die Gensdarmen zum Hause hinaus. Nun aber fliegende Colonne. Vorm Hause ein Geschrei, Reden, Winkelzüge, Fluchen, Hohngelächter. Dreimal Auseinander! Nichts Auseinander. Ratsch! Zwölfe brannten los. Der da war nicht der Schlimmste. Er ließ die andern raisonniren und stemmte nur die Hände in die Hosentaschen und sah an der Thür zu. Die Rädelsführer rissen gleich

beim ersten Trommelschlage aus. Der hat nun ins Gras gebissen. . . .

Luise richtete den Kopf auf und sah sich im Kreise um. Alle redeten ihr zu, sich zu fassen, nach Hause zu gehen und sich in das Unabänderliche zu finden. Und wie sie so die sanften und gutgemeinten Worte hörte, fragte sie mit leiser Stimme den Mann, der eben so laut gesprochen: Wo ist Danebrand?

Wo Danebrand wäre? wiederholten die Umstehenden fast einstimmig. Die geringen Leute sind dem Schmerz so aufmerksam, dem Leid so hülfreich. . . .

Danebrand! meinte Kümmerlein. Den haben sie bei den Ohren festgehalten, meine Beste! Er sah den armen Jungen da fallen, rannte gerade auf ihn zu, hob ihn auf die Schulter und wollte fort damit. Da tritt die Colonne gegen ihn an und streckt ihm die Bajonnete entgegen. Er legt die Leiche — der war gleich todt — legt sie auf die Erde, brüllt wie ein Stier und packt zwei, drei Gewehre und will sich Luft machen. Sie traten ihn aber doch nieder und haben ihm dann mit Schnupftüchern die Arme gebunden und fortgeführt. Wie er gebunden war, gab er nach.

Hackert wußte, daß Danebrand für Karl Eisold arbeiten half und sich dem Wohle dieser unglücklichen Familie ganz gewidmet hatte. Gern wär' er fortgeschlichen. . . .

Aber jetzt gerade schien Luise von der starren Betäubung des ersten Schreckens freigelassen. Sie brach in ein lautes Lachen und Weinen aus und rief: Haben sie dich gemordet, Karl? Dich nun auch wie so viele, die in den zwei Jahren hingingen? Bist auch gefallen, wie schon die tausend?

Mamsell! sagte Mullrich, gehen Sie nach Hause!

Lügt ihr Menschen? fuhr sie fort, versteckt ihr euch hinter euerer Furcht! Ihr alle zittert und bebt vor dem Fluche, der über uns gekommen ist! Was haben wir Armen?

Geht, geht, Mamsell! drängte Kümmerlein. . . .

Die Halle füllte sich von Menschen. . . .

Die Kinder und die Alten, fuhr Luise mit bitterster Wehklage fort, die Kinder und die Alten holt die Krankheit, die uns Arme dahinrafft, die Jungen, unsere Brüder und Söhne trifft die Kugel. . . .

Laßt's jetzt gut sein! sagte Mullrich. Geht, Kinder, geht nach Hause!

Die Halle füllte sich immer mehr. . . . Hinaus da! riefen schon einige Polizeidiener. Zurück da! hier gibt's nichts!

Aber die Leute drängten. . . . Luise schluchzte mit den Kindern laut und wollte sich von der Leiche des Bruders nicht trennen.

Klag' ich euch denn allein an? sagte sie und lachte fast wie im Irrsinn. Ich, ich hab' ihn ja gemordet, ihr nicht! Ich bin schuld an deinem Tode, Karl! Karl! Ich bin schuld!

Sie sank so schwer nieder, daß die Leute sie aufgriffen und forttragen wollten. . . .

Ich habe den Großvater umgebracht, stöhnte sie und murmelte Worte fort, die niemand verstand.

Hackert hörte alles hinter seinem entlegenen Pfeiler. Er verstand sie in der Halle von den hundert versammelten Menschen ganz allein. Auch fiel ihm der Mann mit rothem Bart und das Wort vom Punsch ein. Er konnte sich denken, daß Karl, der sittenstreng war und Danebrand liebte, diese Bekanntschaft nicht billigte. Vielleicht war er gestern deswegen nicht nach Hause gegangen, vielleicht deswegen nur in den Verein gegangen, den er seiner Jugend wegen und als Lehrling sonst nicht besucht hätte. Hackert, hinter dem Pfeiler schielend, sah das Anschwellen der Menge. . . .

Luise gab dem Drängen der Polizeidiener, sich zu entfernen, nicht nach. Erst als der Assessor Müller erschien, die Wache herausrief und mit dem Bajonnet die Halle räumen zu lassen drohte, zogen sich die Neugierigen und offenen Tadler der Ge-

waltscene zurück. Kümmerlein mußte einen Fiaker für die Geschwister holen, die, um alles Aufsehen und alle Aufwiegelei, wie der Assessor sagte, zu vermeiden, sich im Wagen entfernen sollten. Die Leiche wird heut Abend in das Todtenhaus auf den neuen Kirchhof gefahren! hieß es. Und nun fort! Fort hier! Keinen Auflauf!

Somit gingen auch allmählich die Menschen. . . .

Die Geschwister, die sich plötzlich in der Halle fast allein sahen, zogen die Schwester von der Leiche fort. . . .

Müller sprach von Leichenbeschau, Begräbniß, Bekleidung, neuem Kirchhof, ungestörtem Besuch daselbst, Armenrecht, Armenbehörde. . . .

Luise erwiderte mit den Versen Louis Armand's:

> Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
> Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht. . . .

Gehen Sie jetzt! Da fährt der Wagen vor! Geben Sie keinen Anlaß zum Zusammenlauf! Fort, Kinder, in den Wagen!

Auf die Straße will ich, rief Luise, auf dem Markte will ich ausschreien: Rache! Rache! Ihr habt meinen Bruder gemordet! Was that er euch?

Man wollte das Mädchen mit Gewalt hinausführen. Ein Fiaker wartete. Das aus der Halle getriebene Volk mehrte sich draußen zu dichten Haufen am Eingange. . . .

Laßt mich! schrie Luise und warf sich wieder auf den Bruder. Karl! Nicht einmal eine arme Hütte haben wir, in die wir dich tragen dürfen, wo du drei Tage bei uns bleibst, bis sie dich unter die Erde holen! Aber an deinem Grabe sollen sie zittern; da sollen sie's hören, die Feigen, die dich gemordet haben! An die Mauer sollen sie dich nicht werfen wie einen todten Hund. An deine Grube sollen die Freunde treten, die freie Gemeinde soll singen, der Prediger reden, und die Frauen sollen Blumen

bringen! Laßt mich, Schändliche! Wer gibt mir meinen Bruder wieder! Karl, ich lasse dich nicht!

Schon drängten vom Volke Muthigere herein, um das jammernde Mädchen, das allen das unverstandene Weh der Nichtbefriedigung im Volke austobte, vor der Polizei zu schützen, die sie mit Gewalt entfernen wollte. Die Wache im hintern Hofe trat ins Gewehr und sandte eine Verstärkung zur Thorbesatzung. Luise aber schleuderte ihren Zorn heraus. Und wenn ihr euch rüstet mit Kanonen und Mordfackeln gegen Weiber und arme Kinder! rief sie. Euer Tag wird hereinbrechen! Euere Haare sind gezählt, nicht blos von Gott, auch von uns! Hetzt uns nur, jagt uns nur wie das Wild! Stört uns nur in unserm reinen Glauben! Euer Glanz wird düster werden wie Sturmgewitter! Euere kostbaren Gewänder werden euch wie Spinnweben zerrissen werden, und euer Purpur wird euch von den Schultern fallen! Auch unser Gott ist langmüthig, aber sein Gericht wird schrecklich sein, ihr Tyrannen, Meineidigen, Gottesleugner!

Eben warf man krachend die Thorflügel zu, um die zuströmende Menge zurückzuhalten. Luise wurde von den Händen der Polizei ergriffen. Aber Riesenkraft fühlend, wand sie sich los, nahm die Geschwister mit Gewalt unter ihren Schutz und flüchtete sich zu der Säule hin, hinter der eben Hackert hervortrat.

Hackert! rief sie schaudernd. . . .

Das Gefühl, einem Mädchen, das ihn so hoch verehrte, beizuspringen, hatte den fast kalten Beobachter hervorgetrieben. Die Aufwallung eines edeln Zorns kannte Hackert nicht, doch eine Vernunftreflexion, die Mahnung zur Besonnenheit, stand ihm vollkommen zu Gebote.

Was ist denn? sagte er ruhig, die Hände aus den Taschen ziehend, und wandte sich, da er Luisens vorwurfsvollen Blick nicht ertragen konnte, zu den Polizeidienern und Soldaten. Laßt doch die Arme sich ausjammern! Injurien von Unzurech-

nungsfähigen steckt man nach Landrecht, Theil 3, Titel so und so, geduldig ein! Ja, liebe Luise, das ist Malheur. Der arme Karl! Fassen Sie sich! Ich wünschte, ich könnte ihn mit einer Rede aufwecken; aber Sie wissen wohl, ich kann schlecht trösten. Guten Tag, Rieckchen! Guten Tag, Wilhelm! Das ist schlimm! Es ist nun aber. Faßt euch! Kommt! Hier! Geht hier heraus! Hier ist eine Seitenthür! Kommen Sie, Luise! Wenn eins helfen könnte! Aber es ist so. Man verwindet's wieder. Was ist Leben? Nichts, als daß man weiß, daß man lebt. Wenn der Karl wüßte, daß er nicht lebt, und nichts Besseres hätte, das wäre schrecklich; aber in dem ist Nacht, da ist's dunkel. Sie glauben ja, Luise, ans Paradies; es läutet jetzt eben von allen Kirchen ganz feierlich. Hier auf Erden ist der Himmel und die Hölle beisammen, dacht' ich mir. Aber die Glocken draußen singen dem Karl ein besser Grablied. Kommt, Kinder, der Gang, da! So! Die Droschke fährt uns schon nach. Ich führe mit Ihnen, liebe Luise, wenn ich ein Tröster wäre. . . .

Und so sprach Hackert blasirt durcheinander fort, und Luise schwieg, und die Kinder faßten ihn bei der Hand, und sie waren von dem Schauplatze des Jammers entfernt, sie wußten nicht wie. Und für Luise . . . für sie lag in Hackert's Art doch ein Trost. Er wiederholte ihren Schmerz nicht, er unterstützte ihre Verzweiflung nicht durch gleiches Entflammen. Und gerade dadurch bot er eine wirkliche Anlehnung. Luise mochte nicht nach seiner Lage fragen. Sie konnte es auch nicht, da ihr die Sammlung fehlte. Der Wagen war an eine entgegengesetzte Thür des weitläufigen Gebäudes gefahren, wo sie jetzt das Gebäude verlassen mußten, die Menschen hatten sich verlaufen. . . .

Seht, ihr Kinder, sagte Hackert ruhig mit gewagter Wirkung, als Luise einstieg, euch tröstet schon die Gelegenheit, einmal fahren zu können! Das muß euch erst geschehen, wenn euer Karl todt ist! Brandgasse Nr. 9!

Hackert bezahlte den Kutscher, die fünf waren untergebracht,

der Wagen fuhr fort. Luise sah nicht mehr zu dem Polizeiagenten auf. Die Kinder schluchzten noch, aber schon nur noch deshalb, weil die Schwester weinte. Das Fahren war ihnen in der That . . . ein Trost!

Hackert, der die schwache Menschennatur so traurig gut kannte, kehrte in die Halle zurück, die inzwischen leer geworden. Der Thorweg blieb geschlossen. Es sah düster, fast furchterregend in der Halle aus. Er trat an die Tragbahre, auf die blutige Strohmatte. Unwillkürlich war's ihm, als sollte er zu dem blassen, wachsgelben Antlitz sagen: Karl, stehen Sie auf! Es schlägt fünf Uhr! Großvater hustet schon, wie er immer thut, wenn der Hahn kräht und die Uhren aufgezogen werden sollen. . . . Er kannte den grauen Rock mit weißen Knöpfen, die schwarze losgeknöpfte Halsbinde, die Mütze mit der kleinen Cocarde. . . . Die Kugel war durch die Gegend der obern Rippen gefahren....

Stumm und nachdenkend sah Hackert auf das arme Opfer politischer Aufregungen, die seinem Sinne fremd waren. Es war eine andere Welt, in der Karl Eisold gelebt hatte, eine andere, in der sich Hackert tummelte. Wie die Sonntagsglocken draußen so dumpf läuteten, war's ihm, als flüsterte ihm eine Stimme zu: Fehlt dir Elenden nicht die Liebe? Du bist nicht einmal werth, so wie der zu sterben! Es gibt ein Jenseits, wo die Rollen sich umtauschen und dieser Jüngling im weißen Gewande mit der Märtyrerpalme in die Hallen der Seligen tritt! Was ist diese Welt? Was sind diese Anmaßungen? Was sind diese Häuser, diese Bajonnete dort, diese Eisenstäbe vor den Fenstern? Höre die Glocken! Sie mahnen dich an eine andere Welt!

Es überkam Hackerten wirklich ein geistiger Zustand wie der seiner physischen Krankheit. Er wandelte wie im Traum. Er fühlte, daß er wachte, aber er war seiner nicht mächtig. Er verließ die blutige Strohdecke, die einsame Halle, das Profoshaus. Er dachte nicht mehr an den Assessor, nicht an sein

Anliegen, endlich Murray zu sprechen. Er irrte so über die Straßen hin. Erst im Gewühle der lebhaftesten Stadttheile kam er zu sich und mußte sich's vor den Augen wegwischen, so stand's ihm wie ein Bild vor ihnen. Der graue Novemberhimmel tröpfelte. Es fror ihn. Er sah sich um, wo er war. Er stand gerade vor des Justizraths Wohnung. Die Glocken läuteten in nahen und fernen Stadttheilen. Die hinter dem alten Tempelhause gelegene Johanniskirche war schon lebendig vom brausenden Orgelstrom. . . .

Da gedachte er der neulichen Aufforderung seines Pflegevaters, ihn zu besuchen, wenn Sonntags in der Kirche gepredigt würde. Er schellte also an dem Hause seiner Jugend. Es öffnete sich. Er trat ein. Niemand da. Er klopfte an die Geschäftsthüren. Sie waren verschlossen. Er ging an die hintere Thür, wo Schlurck arbeitete. Auch sie verschlossen. . . .

O, sagte er sich, wenn du nur irgendeinem begegnetest, der dich aus deinem Traume risse! Nur Bartusch, nur Jeannetten nicht! Nur nicht Menschen! Nicht solchen! Nur nicht Erinnerungen von sonst! Wär's Melanie! . . . Ganz wohl that ihm, daß alles so öde und einsam in dem Hause war. Die Treppen zu ersteigen wagte er nicht. Er sah die alten bekannten Bilder, die auf den Wänden der Treppen hingen. Er hörte niemanden. Daß die Hausthür aufgegangen war auf sein Schellen, war wie von Geisterhand geschehen.

Aber zuletzt war es doch Jeannette, die die Treppe herunterrief: Wer ist da?

Hackert stand zur Hälfte oben und fragte nach dem Justizrath.

Staunen, Verwundern, Zögern —

Er hat mich bestellt — Wie geht's? Was sagte der Stallmeister?

Neumann ist bei Lasally — ich zieh' auch zu ihm, Fritz! Hier wird's still — öde — die Justizräthin ist in der Kirche —

Melanie liest den ganzen Tag Bücher und spielt Harfe wieder und Klavier — Hören Sie — da — da spielt sie. . . .

Melanie, die im Klavierspielen sonst so Träge, spielte ein träumerisches Adagio. Auch sie schien die Predigt in der Kirche durch die Wahl des Musikstücks zu ehren. . . .

Er hat Sie bestellt? sagte Jeannette staunend.

Hackert, ist's auch wahr? Haben Sie doch nichts Schlimmes im Sinn —?

Hackert lauschte den Tönen und blinzelte nur mit den grauen Augen —

Bartusch ist auch in der Kirche und die Justizräthin — Hackert, soll ich Sie wirklich melden?

Hackert nickte.

Man hörte einen Schlafrock rauschen. Er kam von oben her. Es war der Justizrath, der rasch, scheinbar in großer Aufregung, mit Papieren in der Hand, von einer Corridorthür oben in die von Jeannetten geöffnete eintreten wollte.

Herr Justizrath —

Was ist? rief Schlurck auffahrend, fast wild. . . .

Hackert ist da. . . .

Wer? Was? rief Schlurck und blickte um sich wie irrsinnig und sah den auf der Treppe stehenden Pflegesohn. . . .

Was wollen Sie? fuhr er mit plötzlich leichenblasser Miene den ihn auf seine eigene Aufforderung Besuchenden an, und doch erstarb ihm das Wort auf der Zunge. Er war von Hackert's Begegnung an dieser Stelle, um diese Stunde so betroffen, wie damals, als er ihn auf dem Heidekrug um Mitternacht hatte schlafwandeln sehen. . . .

Hackert, befremdet über diese Aufnahme, mit dem ihm immer gegenwärtigen Zorn auflodernd, ließ die tonlosen Worte fallen: Es ist ja Sonntag Vormittag, Herr Justizrath! Die Glocken läuten ja! Aus der Johanniskirche hört man die Orgel. . . .

Schlurck besann sich auf seine eigene Aufforderung und suchte sich zu fassen. Er schien zu bereuen, daß er sich auf einem so heftigen Erschrecken über Hackert's Anwesenheit hatte ertappen lassen. . . .

Ich störe Sie! Ein andermal! sagte Hackert und wollte gehen. . . .

Nun aber schien über den Justizrath eine neue Gedankenreihe zu kommen. Er rückte die goldene Brille in die Höhe, strich sich die spärlichen grauen Haare und sagte: Nein, nein, ich besinne mich ja! Ja wohl, ja wohl! Jeannette, geh' Sie! Was lauert Sie! Fort! Aber daß Sie Melanie nichts sagt! Hört Sie?

Jeannette hielt diese Aufregung des Justizraths für völlig in der Ordnung. Sie wußte, wie gewagt es von Hackert war, in diesem Hause zu erscheinen. Sie wandte sich nach den Zimmern, die zum Hofe hinauslagen. . . .

Daß du auch gerade heute — begann Schlurck und schien wiederum zu überlegen, ob er Hackert in die Zimmer lassen sollte oder nicht. Melanie spielte am Klavier. Das beruhigte ihn wenigstens . . . es klang so wehmüthig, so schmelzend, so sanft aus den vordern Zimmern her. . . .

Ich wollte nur wegen des Rings, von dem Sie neulich sprachen, sagte Hackert, als der Justizrath ihm zuwinkte, leise aufzutreten, und ihn auf die Thürschwelle nöthigte.

Welcher Ring? Ah so! Ja! ja! Das kann ja geschehen. Komm, mein Sohn! Leise! Leise! Sie spielt. . . .

Alle diese Worte sprach Schlurck durcheinander wie jemand, der seiner selbst nicht bewußt war. . . .

Was ist ihm nur? dachte Hackert und trat in die ihn so traulich begrüßenden Räume . . . hier auf gebohnte Fußböden, dort auf bunte Teppiche. Er sah die überwinternden Blumenstöcke, die Porzellananhäufungen hinter Glasschränken, die Gemälde, die Vasen in den kleinen, niedrigen, aber kostbar aus-

tapezierten Zimmern. Ein Papagai in einem großen Messingbauer kreischte auf, als wenn er Hackerten erkannte. . . .

Schlurck ging voran. Sein Auftreten war schwankend. Er hielt sich zuweilen und blieb wieder stehen, sah Hackerten an und rückte die Brille hin und her. . . .

Sind Sie krank, Herr Justizrath?

Schlurck hörte nicht, sondern brummte nur vor sich hin: Der Ring! Warum auch gerade heute . . . was sagst du, Hackert? Nein, nein, rede nicht! Sei still! Sie könnte hören. . . .

Damit waren sie an jenes Zimmer gekommen, von wo aus eine Wendeltreppe in die untere Arbeitsstube des Justizraths führte. Beide Gemächer gehörten ihm selbst an. Er schien in der Meinung zu sein, den Ring in dem obern Zimmer zu finden. . . .

Er schloß einen Schrank auf und suchte überall, indem seine Hände zitterten. . . .

Hackert kannte seinen Pflegevater hinlänglich, um sich zu sagen, daß eine solche Aufregung nur mit einem seltsamen, ganz unerhörten Vorgange in Verbindung stehen konnte. Noch vor wenig Tagen war ihm Schlurck nicht so entstellt, so todtenbleich, so abgefallen erschienen. Er erklärte auch, sich entfernen zu wollen und ein andermal wiederzukommen. . . .

Nein, nein, Hackertchen, sagte der Justizrath, es liegt so viel auf mir. Deine Stelle ist noch immer nicht würdig besetzt. Der Ring! Ich entsinne mich doch . . . ein rothes Etui war's, worin ich ihn aufbewahrte . . . ich gratulire, wenn du deinen Stammbaum entdeckst. Ich habe mir Mühe genug gegeben, dir einen bessern Vater zu verschaffen, als ich bin, Fritz. . . .

Und während der Justizrath noch so plaudernd und seine Erregung bergend suchte und suchte, hielt er plötzlich inne, sah Hackerten mit einer Miene fast des Mitleids an, schlug sich an die Stirn und ließ die Worte fallen: Nein aber, daß gerade du . . .

Ich? Was ist?

Ebenso rasch wollte Schlurck den Eindruck seiner Worte verwischen.

Warum ich?

Nichts! Nichts!

Sie finden den Ring nicht! Er liegt unten. . . .

Unten? Nein!

In dem Depositenschrank. . . .

Was weißt du? fuhr Schlurck auf.

Ein rothes Etui! Im Fache Nr. 13 links liegt ein rothes Etui!

Du irrst, du irrst! lenkte ungeduldig, fast zitternd der Justizrath ein, wühlte noch einige Augenblicke in dem Secretär, erklärte das Etui nicht finden zu können und wollte eben zuschließen und Hackerten wieder zurücklassen nach vorn, als er hörte, daß Melanie mit dem Klavierspiel aufgehört hatte. Thüren gingen. Schlurck's Unruhe verrieth, daß er annahm, seine Tochter suchte ihn vielleicht und könnte den ihr so tödlich verhaßten Hackert hier finden. . . . Er winkte fast mechanisch dem Besuch, näher an die Wendeltreppe zu treten, hielt ihn dort aber zurück und bedeutete ihn zu schweigen. Er flüsterte, er wolle selbst hinuntergehen, um unten nach dem Etui zu suchen....

Sonntags pflegte dies untere Cabinet durch die vorgelegten und geschlossenen Fensterläden dunkel zu sein. Heut war es hell. Um so auffallender mußt' es Hackerten erscheinen, daß der Justizrath ein weiteres Nachfolgen auf der Wendeltreppe entschieden verbot. . . . Bleibst da! Bleibst da! sagte er fast schnarrend und heftig.

Ich kann ja unten gehen, wenn ich doch . . .

Bleibst da! Bleibst da!

Hackert begriff nicht, was hier vorging. Unten hörte er den Justizrath rumoren. Er selbst blieb erst oben, dann auf der Viertel-, zuletzt auf der halben Treppe. Schon entdeckte er eine sonderbare Unordnung in dem Cabinet, eine Verwirrung, die

sonst nie in ihm herrschte. Papiere mit Siegeln lagen auf der Erde. Die Schubläden sonst verschlossener eichener Schränke waren aufgezogen, ein Sessel umgestürzt, die Fensterläden nur leise angelehnt, Geld klimperte, wie wenn es auf der Erde läge und der nach dem rothen Etui Suchende darüber stolperte. Endlich schien Schlurck das Kästchen gefunden zu haben, sah sich um und bemerkte, daß Hackert gefolgt war. Er erstarrte darüber.

Bleibst oben! rief er tonlos. Verdammter . . .

Und wie Schlurck ebenso fluchend hinaufstieg, hörte man ganz in der Nähe Thüren gehen und Kleider rauschen. Jemand schien den Justizrath zu suchen. Vielleicht Melanie. Unwillkürlich trat Hackert trotz des Verbots niedriger und war mit seinem Kopfe schon in ebener Linie mit der ersten Stufe der Treppe, so hurtig, so behend, daß ihn die etwa eintretende Melanie nicht sehen konnte. Und im selben Augenblick erscholl ihre Stimme: Papa!

Schlurck konnte nicht hindern, daß Hackert nun mit zwei Sprüngen unten war.

Papa! rief es wieder von oben.

Ich kann ja hier unten gehen, sagte Hackert und wollte durch jene Thür sich entfernen, durch welche damals der Justizrath dem draußen lärmenden Bello des Fuhrmanns Peters Ruhe gebot. Er wußte, daß der Schlüssel von innen stak.

Doch fehlte dieser Schlüssel, und Schlurck stand da, rathlos, wie vom Donner gerührt, wol lächelnd, aber wie in wahnsinniger Verlegenheit.

Zum Glück hörte man Melanie nicht wieder, aber die Unordnung, die hier unten herrschte, war nicht mehr zu verbergen. Durch die nichtgeschlossenen Fensterläden brach ein Lichtschimmer, hell genug, um den ohnehin an das Dunkel inzwischen schon gewöhnten Augen Dinge zu zeigen, die befremdlich genug waren. . . .

Aber, zum Teufel, Justizrath, brach Hackert aus. Hier möchte man ja meinen, hier ist einer eingebrochen!

Was? stotterte Schlurck und versuchte, aufathmend, daß wenigstens Melanie fern blieb, einige Scherze in seiner alten Art. . . . Hier ist der Ring, sagte er zu dem dämonisch aufblickenden Hackert und stieß zu gleicher Zeit, während er diesem ein Etui reichte, einige Schlüssel und eine eiserne Stange hinterrücks von sich. Siehst du? Dieses zerbrochene Stück. . . . Komm jetzt hinauf!

Lassen Sie doch noch! Ihr Fensterladen ist ja offen. . . .

Hackert trat ans Fenster und hatte durch eine zerbrochene Scheibe nur nöthig, den Laden zurückzustoßen. Da sah man denn den Zustand des Zimmers. Nur eines einzigen Ueberblicks bedurfte es für den gewandten jungen Spürkopf, die Situation zu übersehen. Der furchtbarste Verdacht wurde ihm zur augenblicklichen Gewißheit. Schlurck wollte die Miene annehmen, als wär' er an diesem stillen Sonntagsmorgen durch Einbruch beraubt worden. Das stand ihm im Nu fest. Und ebenso rasch schoß ihm wie mit einem Tigersprunge der Gedanke durch den Kopf: Wärst du nicht hier unten, dem Justizrath gegenüber, nun selbst gewesen, so hättest du in die Lage kommen können, für den Dieb zu gelten! Und darum hergelockt an einem Sonntag Vormittag? Darum die Versuchung mit dem Ringe? Darum . . . Er riß das Etui an sich mit krampfhafter Wuth, sprang auf Schlurck zu, daß dieser zurücktaumelte, und rief: Schlurck!

Was ist?

Ein durchbohrender, tief in alle Falten der Seele wie mit tausend Pfeilen zugleich zielender Blick aus Hackert's starren Augen auf den Justizrath. . . . Aber zu sagen wagte er doch nicht, was er dachte. . . .

Schlurck aber verstand ihn sogleich, bebte und meinte nur: Welche Unordnung! Hilf mir aufräumen, Fritz! So, so! Wie

müde bin ich! Schon früh morgens! Hilf doch! Aber denke nur nicht, ich wäre gewissenlos. Ich habe viele Clienten verloren! Da lagen sonst Tausende, jetzt sind's Papierschnitzel. Hast den Ring! Sieh nach! v. R. v. R. Weiter nichts, aber viel gesagt! Prinzessin von Rudolstadt, von Rußland .... ho! ho! Junge! Siehst du, hier hast du oft genug gesessen und die Feder gekaut. Die Welt, mein Sohn, ist ein Dudelsack, bei dem der Wind die Hauptsache ist. Nur Luft, nur Wind, dann pfeift sich's und tanzt sich's! Hast den Ring? Adieu, mein Sohn! Adieu! Mußt oben gehen! Leise! Leise! Hier fehlt der Schlüssel! Leise! Leise!

Und dies „Leise!“ war's, was Hackert nicht ertragen konnte. Er hätte sich in alles gefunden, jeden Verdacht niedergeschlagen, er hätte mit Schlurck Mitleid haben können, sich selbst überwunden, aber jetzt: leise? Immer leise? Ewig leise? Und doch sagte er noch nichts, sondern hielt an sich und lugte nur zu den Schränken und sprach: Justizrath, ich weiß noch alles! Da lagen die Mündelgelder der minorennen Grafen Werdenbach; da lag eine Erbschaft, die so viel Processe kostete, ist sie nun entschieden? Da weiß ich, in Nr. 9, die angesammelten Zinsen und Kapitalien der polnischen Aebtissin Sibylle im Kloster zum Herzen Jesu, die für die Nachkommen eines gewissen Kaminski ausgesetzt waren, der nach Frankreich floh. . . .

Recht! Recht, mein Junge! Warst ein Genie! Kennst alles! Jetzt aber leise! Leise!

Leise! Zum Teufel! wandte sich Hackert. Vor wem hab' ich mich denn zu fürchten?

Fritz, misbrauche meine Gutmüthigkeit nicht!

Gutmüthigkeit, daß ich hierher gelockt wurde, während hier alles vorbereitet wird, zum Schein, als wär' ich's, der hier gestohlen. . . .

Hackert! stieß Schlurck halb ohnmächtig heraus. Seine Lippen bebten, sein Auge blickte starr. Er mußte das Geländer der

Wendeltreppe fassen, um sich zu halten. Er begriff jetzt erst ganz, was in Hackert's Seele vorging. Von dem Gedanken: der Unglückliche glaubt, ich wollte ihn zum Verdächtigen eines Verbrechens machen, das vielleicht in seiner eigenen Brust noch schlummerte und vielleicht eben erst halb ausgeführt war, war er bis zur Ohnmacht überrascht und überwältigt. . . .

In dem Augenblick ging oben eine Thür. Gewänder rauschten. Melanie rief: Väterchen! Sie war an der Treppe. Sie kam. Hackert springt in eine Ecke des Zimmers, wo jener Schirm stand, hinter welchem einst Dankmar's Schrein mit dem Kreuze gestanden.

Melanie beugte den Kopf über das Geländer der Treppe... ein paar Sprünge . . . sie war unten. . . .

Schlurck wie todt taumelte in einen Sessel.

Dreizehntes Kapitel.

Auferstehung.

Wie dumpf und stickig das hier ist! sagte Melanie, als sie beim Vater unten war und sich staunend umblickte. Und eine Scheibe zerbrochen! Ei welche Nachlässigkeit! Du arbeitest, Vater?

Schlurck hatte sich in der Vernichtung, die ihn auf den Sessel geworfen, wenigstens das Ansehen gegeben, als läse er in den durcheinandergeworfenen Acten.

Hackert blieb in seinem Versteck unbeweglich.

Die Kirche dauert lang, sagte Melanie etwas aufräumend, und ich glaube fast, die Mutter wird noch Besuche machen.

Schlurck nickte. Er hatte sich noch immer nicht sammeln können.

Väterchen, es ist recht lange her, daß wir uns nicht im stillen gesprochen haben!

Schlurck seufzte und schauderte gerade über die Todtenstille im Zimmer.

Warum sind wir nur seit geraumer Zeit so unglücklich! Mit diesem letzten Sommer sind alle unsere Freuden abgeblüht!

Schlurck sammelte sich, griff mechanisch nach der goldenen Dose und stotterte, sich zu künstlichem Humor zwingend, den Vers:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder —

Hackert hätte dazwischenspringen und rufen mögen, daß dies Wort auf Melanie nicht passe. Ihr schien ein ewiger Mai zu blühen. Wohl ruhte auf der edeln Stirn eine Wolke von Melancholie, wohl schienen die Formen des Antlitzes etwas herabgezogen, etwas in jenes Oval gesenkt, das den Kummer der Seele verräth; aber ein geminderter Schönheitsglanz war darum doch nicht sichtbar. Es war die alte sylphidische Gestalt, es waren die gewölbten Schultern, der stolze Nacken, das reiche, kunstvoll verschlungene dunkle Haar, die vollen Arme, die unter einem leichten Hauspelzüberwurfe in schöner Rundung hervorschimmerten und sich über den Sessel des Vaters lehnten. . . . Hackert hielt den Athem an.

Darf ich dir eine Neugier verrathen, Väterchen? begann Melanie. Was hast du kürzlich mit dem Fürsten bei der Geheimräthin in dem türkischen Zelt verhandelt?

Schlurck's erster Gedanke war nun, zu erwidern, sie wollten hinaufgehen. Doch hinderte ihn die Angst vor Hackert. Er kannte ihn genug, um sich zu sagen, daß seine tückische Natur zu schonen war. Aber nicht nur Furcht vor dem versteckten Lauscher, sondern auch Mitleid bestimmte ihn, nicht vom Hinaufgehen zu reden. Er malte sich alles aus, was in Hackert's In-

nerm vorgehen mußte, und gleichviel, welches der Grund seiner vorherigen Aufregung gewesen war, gleichviel welches Verbrechen der zerstörten, jetzt leidlich wiederhergestellten Ordnung des Zimmers zum Grunde lag, die Vorstellung war ihm fremd gewesen, Hackert zu sich zu locken und ihn in der Art, wie der Mistrauische es andeutete, verdächtig zu machen! Er litt ernstlich ebenso unter dieser Vorstellung, wie er ohnehin halb verzweifelnd sich schon vor Scham fühlen mußte. Und so sagte er nur: Ah! Bah! Laß diese Sachen! Erzähl' mir heitere Geschichten! Was hat dich denn plötzlich so musikalisch gemacht? Ich habe dich abonnirt auf die Symphoniesoiréen. Siehst du! Wo sind nur die Billete? Hier, hier. . . .

Er suchte. . . .

Das ist sehr schön von dir, sagte Melanie. Aber jetzt weiche mir nicht aus, Väterchen, sondern sprich: Was hattest du so lange mit dem Fürsten?

Frag' ihn das selbst! sagte Schlurck und faßte das Kinn seiner Tochter, es noch zitternd emporhebend.

Nein, Vater, antwortete Melanie ernst und unter dem Pelz die Arme zusammenschlagend; nein, ich frage den Fürsten nie nach solchen Dingen, die er mir nicht selbst erzählt. Ich habe gefunden, daß dies ein Mann ist, der seine eigene und höchst wunderliche Behandlung erfordert.

Unter andern Umständen hätte Schlurck zu dem Lächeln seiner Tochter selbst mitgelächelt. Diesmal standen ihm seine Mienen, die er zu einer feinen Anerkennung der Philosophie seines Kindes verzog, mehr schmerzlich als erfreulich.

Melanie wiederholte ihre Bitte, und Schlurck, fast die Gelegenheit ergreifend, vor der anwesenden so gefährlichen, so tief ihn durchschauenden dritten Person eine Rechtfertigung zu versuchen, antwortete: Mein gutes Kind! Ich war kürzlich unten in meinem Keller, dem einzigen Orte, wo wir Männer uns sorglos der Gefahr aussetzen, den Schnupfen zu bekommen. Wie

ich auf den Gestellen die umgelegten Sorgenbrecher sah, schlanke, lange, kleine, kurze, die geschmacklosen Bocksbeutel aus Würzburg und was sonst dort zur Ansprache an Herz und Gemüth ausgelegt ist, überfiel mich recht der Kummer, daß der alte Rapport zwischen mir und meinen Zöglingen da unten hin ist. Wie behaglich wählt' ich sonst aus, was die Tafel schmücken, die Gäste erfreuen sollte! Wie schwelgte ich in den langen spanischen und portugiesischen Etiquetten, die unsere Leute beim Serviren meiner Kostbarkeiten den Gästen gravitätisch zuflüstern mußten! Jetzt sagen alle diese Herrlichkeiten: Don Ranudo de Colibrados! Zu meiner Zeit war das ein beliebtes Theaterstück, Kind, in dem ein pauvrer Edelmann vorkam, der auf seine Würde hielt und sich die Löcher seiner Kleider mit Tinte verschmierte. Liebes Kind, auf meine Würde, fühl' ich leider, werd' ich in unserer jetzigen Lage nicht viel halten können. Die Emporkömmlinge haben nichts von der Grandezza des geborenen Adels. Ich nun vollends, meine gute Melanie, bin zum Komödianten in einem Grade untauglich, daß ich im Stande wäre, aus der einfachsten und leichtesten Rolle zu fallen. Deine Mutter hätte wol allerdings das Talent, alle Welt glauben zu machen, daß wir nur infolge unserer veredelten Grundsätze, infolge unserer geistlichen Umkehr und Einkehr uns einzuschränken anfingen. Sie könnte die Rolle einer aus himmlischen Rücksichten sich beschränkenden irdischen Glückseligkeit vortrefflich durchführen. Ich kann das nicht. Ich war früher in meinen guten Zeiten wahr, prahlte nie, sondern gab und freute mich des blauen Sonnenscheins; jetzt, wo mir so viel verloren gegangen ist, wo die Papiere im Werthe sanken, meine Administrationen neu geordnet werden und wol ganz eingehen dürften . . .

Vergiß dein letztes Opfer nicht, warf Melanie trübe den Kopf aufstützend dazwischen, Lasally!

Es kam eins ums andere, Kind! Genug . . .

Nein, gerade diese Summe in jetziger Zeit so baar auf den

Tisch gelegt, ohne deshalb Anleihen machen zu dürfen, die du deines Credits wegen vermeiden mußtest . . .

Zehntausend Thaler sollten eine Bagatelle für mich sein. . . .

Und sind es nicht, wenn sie plötzlich da sein mußten. . . .

Da sein mußten! Ah! Ja, ja! Ich fand es in der Ordnung, daß sich dies Verhältniß so löste. Es ist ja erbärmlich, einen Bewerber seiner Tochter dulden, der von der Voraussetzung großen Vermögens ausgeht und ihm hernach sagen: Da hast du nun mein Kind! Das ist das Kapital! Im übrigen findest du reinen Tisch! Ich verurtheilte Lasally nicht, daß er die Summe forderte. Er ist Philosoph wie ich. Er gehört einer andern Sekte an als ich; aber System war immer in seinen Demonstrationen. Sie waren ruhig, kalt bis zum Prügelnswerthen, aber in seiner Voraussetzung, daß ich reich wäre, hatte er recht, sich nur mit jener Anleihe, wie er es nennt, und ein Paar von deinen getragenen langen Handschuhen abfinden zu lassen. . . .

Hackert empfand eben ein Gelüst, als hätte er in der Ottokarstraße mögen Feuer anlegen. . . .

Genug, lenkte Schlurck, der sich vor seinem Pflegesohn in diesen Dingen um so weniger Zwang auferlegte, als er sich rechtfertigen mußte, wieder seufzend ein, genug, ich besitze das Talent nicht, mit dem Gefühl der Beengung Komödie zu spielen. Nur aus der Fülle heraus kann ich fröhlich sein. Wohl gibt es einen Ausweg, den große Geister in solchen Fällen oft mit Geschick eingeschlagen haben. Es gibt bewunderungswürdige Genies des Schuldenmachens. Auch zu diesen gehör' ich nicht. Die Elasticität, die zum Lügen gehört, kann ich mir nicht geben. Ich kann nicht bei Juden und Wucherern herumfahren, große Manieren, augenblickliche Verlegenheiten affectiren, ich kann das nicht. Ich habe zeitlebens auf meine guten Eigenschaften gehalten und meine schlechten nie verdeckt. Ging' es nach mir,

Herzlieb, ich spielte jetzt die Rolle des Parasiten, dem seine Gönner gekündigt haben, ich ginge in Lumpen über die Gasse....

Vater! unterbrach Melanie den schmerzlichen, von Thränen untermischten Humor des leichtsinnigen, so schlaff und doch wehmüthig haltlosen Justizraths.

Gut, gut, gut! sagte er beschwichtigend. Ich thu' es nicht, ich weiß, daß die Rücksicht auf euch mir den Uebergang von der Schule Epikur's zur cynischen verbietet. Da ich also consequent sein soll, was that ich neulich bei der Geheimräthin? Geh weg, der Fürst wird dir nicht davon gesprochen haben!

Nein, nein, Vater!

Aber Kind, du willst geheimnißvoll gegen deinen Vater sein! ... In Schlurck's Blicken — die Brille lag vor ihm oder wurde in gewaltiger Aufregung mechanisch mit seinem ostindischen Taschentuche geputzt — spielten die kleinen Schlangen der Frivolität mit den Merkmalen der Trauer durcheinander. Er zupfte Melanie flüchtig am Ohr, und da sie schwieg, sagte er, trotz Hackert, der athemlos lauschte: Wirst doch mit deinem Vater nicht schäkern?

Schlurck wußte, wie Hackert zu Melanie stand. Tief durchschaut von einem jungen leichtsinnigen Manne, den er im Grunde liebte wie seinen Sohn, wollt' er ihn wieder, wie sonst, in die ganze Lage seines Hauses einblicken lassen. Er wußte, wie Menschen nie so verwildert und gewissenlos sind, daß sie nicht dem Gefühle der Großmuth noch zugänglich bleiben. Er ahnte, daß Hackert von ihm in Güte scheiden, sich mit ihm aussöhnen, ihn, komme was da wolle, nimmer verderben würde, wenn er ihn Zeuge dieser Geständnisse bleiben ließ. Jetzt hinaufgehen — das hätte den Lauscher gefährlich gemacht.

Melanie begann mit schmerzlichem Ausdruck: Papa, dies Verhältniß ist ein närrisches Buch, in dem vielerlei zu lesen ist, und doch weiß man nicht, was der Verfasser eigentlich will.

Schlurck ergriff die Dose und horchte auf. Seine Blicke waren auf den dunkeln Winkel gerichtet, wo Hackert mit einer Zurückhaltung, die den Justizrath ermuthigte, lauschte. . . .

Ich sah diesen Egon zum ersten male auf einem Ritt nach Solitude. Neben ihm saßen die beiden Wildungen . . . Dankmar Wildungen . . .

Der Vater seufzte. Melanie schlug die Augen nieder.

Es hätte Dankmar'n herabdrücken sollen, ein Geringerer neben einem Vornehmen zu sitzen. Und ich hatte den Abend doch nur Augen für ihn!

Für den Abscheulichen, sagte Schlurck, der in diesem Raume, dort auf deinem Sessel einst saß und . . .

Er brach ab, um Melanie nicht zu verwunden und nicht zu viel zu verrathen. Die Liebe für Dankmar war bei Melanie das heilige Kleinod, die wunderbare Reliquie, die im Schreine ihres Herzens, wenn auch mit hundert Gehäusen umschlossen, unentweiht ruhen geblieben. Die Sommertage von Hohenberg und Plessen konnte ihr kein Glanz überblenden. Keine Fürstenhuldigung, keine Anbetung des wirklichen Egon konnte jenem magischen Zauber gleichkommen, der diesen Erinnerungen geblieben war. Mit Dankmar hätte Melanie ihres eigensten Wesens sich entkleiden können, wie es der so heiß Geliebte nur von ihr fordern mochte! Der Vater kannte diesen Schmerz, kannte diese Anbetung, diese feste, unausrottbare Wurzel eines einmal empfangenen Eindrucks. Er sagte einmal: Mit diesem Dankmar bricht die Poesie meiner Tochter zusammen! Er wußte nicht recht, was er damit bezeichnete. Die Schönheit, die Anmuth, die Wirkung, auch der Leichtsinn, auch die Tändelei, jede flüchtigste Neigung blieb ihr; aber das eine, das letzte allein mächtige Wort des Lebens lag doch nur in jener ihr erst den innern Halt gebenden Liebe, der wie auf verborgenem Meeresgrunde gebettet war und die für diese Erde nun nicht mehr sein sollte! Damals nach den poetischen Tagen von

Hohenberg hatte Schlurck Nächte darangesetzt, Dankmar'n für seinen spröden Uebermuth in jener Frühstunde zu züchtigen. Er hatte mit einem Fleißaufwande, der ihn alle seine andern Angelegenheiten vernachlässigen ließ, daran gearbeitet, daß Dankmar den Proceß mit der Stadt in beiden Instanzen fast so gut wie verloren hatte. Und dennoch, ihm gegenüber Sieger zu bleiben, schmerzte ihn fast um Melanie, die Dankmar'n ihre stille, geheimnißvolle Liebe bewahrte und um einen Augenblick wie jenen, als sie in der Mondnacht an der Marmorvase im Hohenberg'schen Garten von Dankmar's Arm ergriffen eine Weile an seinem Herzen ruhte, mit Freuden all die Huldigungen hingegeben hätte, die ihr jetzt von einem wirklichen Fürsten so überraschend zutheil wurden.

Sie erzählte: Bei der Geheimräthin sah ich den Fürsten einige Tage nach dieser Begegnung auf dem solituder Wege. Ich erkannte ihn kaum wieder. Er war sehr artig, sehr zuvorkommend. Als ich ihm dann aufs neue begegnete, schien er sich über mich orientirt zu haben. Er beklagte die Misverhältnisse, die ihn von dir getrennt hätten. Er erwähnte Dankmar Wildungen, Hohenberg und lachte über meine Täuschungen mehr, als mein Stolz ertragen mochte. Sein Selbstvertrauen, mich um meiner Eitelkeit willen schneller erobern zu können, reizte mich. Ich war ablehnend, spröde sogar bis zur ungnädigen Rüge der Geheimräthin, die mich fast zu benutzen scheint als ein Mittel, ihre Häuslichkeit dem plötzlich so ergebenen Prinzen behaglicher zu machen. . . .

Die Verbindung des Fürsten mit Pauline von Harder war genugsam schon im Schlurck'schen Hause ihrer Seltsamkeit wegen besprochen worden. Schlurck ermunterte durch sein Schweigen zum weitern Bericht. . . . Er prüfte dabei still für sich, wie das alles auf den nicht zu entfernenden Lauscher wirken mußte.

Als ich Egon sah, seinen Bruch mit jener Gräfin Helene aus Paris erfuhr, sein Bedürfniß, wie die Geheimräthin es

nannte, mich jeden Abend bei ihr zu finden, beobachtete, entstanden bei mir Reflexionen, deren Ernst mich mag recht langweilig gemacht haben, Väterchen! . . . Sie legte den Arm über den Nacken des Justizraths. . . . Lasally wurde entfernt und ich begann mit Egon von Hohenberg zu philosophiren. Ich wollte ihn nie anders sehen, als in Gegenwart der Geheimräthin. Ich duldete von ihm nie eine Wildheit. Mag es nun sein, daß die meisten Frauen in der Ablehnung von Zärtlichkeiten es versehen oder . . .

Melanie stockte fast erröthend. Der Vater ergriff ihre Hand und half nach. O, sagte er, kein Oder! Das nur allein ist's! Die gewöhnliche Sprödigkeit der Frauen ist ja gleich abkühlend wie Eis. Ich glaube, daß mein Kind tugendhaft ohne Pedanterie war. . . .

Das Lachen, in das Melanie ausbrach, dauerte nur kurz und war listig. . . . Hackert spitzte die Ohren. . . . Drei frivole Menschen, die sich hier so bald verstanden!

Melanie fuhr ernster fort: Dieser Egon ist ein wunderlicher Heiliger und nach meinem Gefühl durch und durch unliebenswürdig. Die wahnsinnige Liebe einer Grisette und die noch tollere einer Gräfin haben ihn so verhätschelt, so verzärtelt, daß in ihm jede Fähigkeit eines leidenschaftlichen Aufflammens fast erstorben ist. Das ist ein Pedant, Vater, ein langweiliger, phrasenhafter, durch und durch von sich eingenommener Mensch, dem ich versucht bin, jeden Abend eine Douche zu geben aus allen Fontainen des Witzes, wenn ich ihn besäße, oder sogar aus allen Wasser-Caraffen der Geheimräthin, die man ihm in einer Stunde dreimal füllen muß. Aber ich halte an mich, ich schone Se. Durchlaucht und langweile mich an den quälenden Gesprächen über Politik und Parteiwesen, die dort bis in die Nacht geführt werden. . . .

Schlurck lächelte ein wenig. . . . Wenn Ritter Rochus vom Westen, sagte er, auf die Dose klopfend, uns eine Summe

zahlte, daß du Egon's langweilige Gespräche ihm mittheiltest, ich glaube, wir würden sie durch dich nicht einmal verdienen können. . . .

Nein! Ich behielte nichts. Ironie, Schalkheit, Scherz sind dem Fürsten gänzlich fremd. Er faßt alles im Ernste auf, geht an jedes mit einer umständlichen, systematischen Vorbereitung und ist dabei von einer Grausamkeit auch gegen sich selbst, daß er sich um alle Freuden des Lebens bringt und billigerweise in einem Kloster und zwar in einem von der strengsten Regel endigen müßte.

Schlurck warf nur dazwischen: Die Ehe wird doch nicht ein solches Kloster sein? Da würden seine Geiselhiebe immer gleich zwei Menschen treffen.

Melanie seufzte . . . und lachte doch auch. Sie lachte so schalkhaft, so aus ihrer innersten schadenfrohen Schlauheit heraus, so sich auf den Vater mit übermüthigem Triumphe lehnend, daß sie in diesem Augenblicke eine hinreißende Liebeuswürdigkeit entfaltete.

Was hast du nur? fragte der Justizrath, der sich in diesem Augenblicke sagte: Hackert hat hundert solcher Scenen beigewohnt! Er war mein Sohn, Melanie's Bruder, sah, hörte alles, er kann diese Geständnisse nicht misbrauchen!

Warum lachst du? wiederholte Schlurck. . . .

Papa! sagte Melanie. Ich habe dir oft meine künftigen Männer geschildert. Lasally war eigentlich das Modell. Männer ohne Vorurtheile, die mich lieben um meiner selbst willen! Fürst Egon von Hohenberg ist keiner von denen, die auf dies Modell passen.

Er wird dich . . . Schlurck unterbrach sich selbst. Er wollte sagen: Er wird dich zu seiner Geliebten machen wollen! . . . Er besaß bei aller Leichtigkeit seiner Denkungsart die Kraft nicht, diese vernichtenden Worte auszusprechen.

Melanie verstand aber schon vollkommen, was er sagen

wollte. Sie schwieg. Nach einer Weile schüttelte sie das Haupt und flüsterte: So nicht!

Wie nicht?

Träumerisch wiederholte Melanie: So nicht!

Und als Schlurck ungläubig über die Idee, der Fürst könnte Melanie zur legitimen Gemahlin erheben, aufschaute, die Brille, die er sich wieder aufgesetzt hatte, auf die Stirn zog und sein Kind mit den wasserglänzenden Augen fixirte, brach Melanie in eine Wehmuth aus, die ihn zum Tod erschreckte. . . .

Was hast du? rief er und hielt das plötzlich umgewandelte Mädchen, das sich auf die Kante des Schreibtisches beugte und ihr Antlitz unter den gekreuzten Armen verbarg. . . . Noch verstand er nicht recht, was sie bewegte. Unmöglich! sagte er hastig. Wie kann dieser Kalte, Feindselige eine solche Aussicht im Ernste bieten! Ich war an jenem Abend mit ihm allein. Ich bat ihn um einige vertrauliche Worte. Er war die Sprödigkeit, die Feindseligkeit selbst. Voll Mistrauen begrüßte er mich. Wie so gern hätt' ich das Gespräch sogleich auf dich gelenkt, seine Gesinnungen über dich erforscht! Vergebens, er wich mir aus und blieb bei dem Schlurck, der seinem Vater diente, den er im Heidekrug hatte in einer Nacht Champagner trinken, Trüffeln essen sehen. Ich sagte ihm: Durchlaucht, Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich in der Verwaltung Ihrer Güter leichtsinnig verfuhr. Schreiben Sie die heillose Verschleuderung nur Ihrem Vater zu! Mein Vater war brav! fuhr er auf. Durchlaucht, ich denke nicht daran, ihn herabzusetzen. Mein Vater war der edelste der Menschen, er wurde betrogen, getäuscht, hintergangen von aller Welt und von keinem mehr als denen, die ihm am nächsten standen! Einen solchen Zornausbruch zu bestreiten, war unmöglich. Ich mußte mildere Saiten aufziehen. Ich mußte ihm sagen: Durchlaucht, die Administration Ihrer Güter war die Hauptaufgabe meiner geschäftlichen Thätigkeit! Ich habe um ihretwillen meine Praxis ver-

nachläſſigt. Die Gläubiger ſchenkten mir ihr ganzes Vertrauen. Ich war faſt der Miniſter dieſer kleinen Beſitzungen, deren ſchwierige finanzielle Verwickelung ich in einer Reihe von Jahren zu löſen hoffte. Nun iſt das hin! Abgeſchnitten mit einem Scherenſchnitt! Ein Fremdling erntet die Vorbereitungen meines Fleißes! Geben Sie mir dieſe Adminiſtration zurück! — Der Fürſt überlegt ſich den Antrag eine Weile, eine düſtere Wolke lagert ſich auf ſeiner Stirn, er ſchüttelt das ſtrenge, kalte, blaſſe Haupt. Nein, ſagt' er. Nun dann, ſagt' ich, Durchlaucht, dann ein anderes! Sie ſind Miniſter. Laſſen Sie den Proceß des Staats wegen der Johannitererbſchaft fallen! Ich komme an den Rand des Abgrundes, geſtand ich ihm, wenn mir auch dieſe Hülfsquellen verſiegen. Melanie, daſſelbe Wort braucht' ich! Einem Menſchen zum erſten male dieſes Wort! Dieſes Geſtändniß der elendeſten Situation, in der ſich meine Angelegenheiten befinden, ihm!

Und? warf Melanie geſpannt ein, um den in ſtiere Abweſenheit und träumeriſches Brüten verſinkenden Vater aufzurichten. Schlurck erſchrak faſt über dieſes Und?

Er ſchlug mir auch dieſe Bitte ab. Kalt wünſchte er mir einen Guten Abend! Kalt entließ er mich! O, Melanie, wie es da in mir gärte! Ach, verdammt! Nicht zu einer großen und edeln Handlung gärte es. Wo hätt' ich die Kraft dazu! Aber das Aeußerſte . . . an den Tod dacht' ich —

Vater! Vater! . . . Melanie war aufgeſprungen. Sie warf ſich, erſchüttert von der Andeutung . . . vielleicht eines Selbſtmordes . . . über den Unglücklichen, der nicht arm ſein konnte. Sie ſtreichelte ſeine Wange, liebkoſte ſie, lachte unter Thränen. . . . Nein, nein, ſo nicht! ſprach ſie zärtlich. So nicht, Vater! Ich ergründe dieſen Egon nicht. Die Grauſamkeit gegen dich und ſeine Liebe zu mir! Nach jener Scene im türkiſchen Zelt kam er blaß und kalt in den Saal zurück und würdigte mich eines Blickes. Am folgenden Tage ließ er die Worte fallen:

Ihr habt so recht euere Fäden um mich gesponnen und wißt euch alle im Preise zu halten! Daraus entnahm ich, daß ihn euer Gespräch verstimmt hatte. Und nun bitt' ich, Vater, um Eins! Es ist hier ein Ziel zu erreichen, das uns wenigstens vor der Welt nicht gering erscheinen darf. Aber es gehört Weisheit und Selbstbeherrschung dazu! Jede Andeutung eines persönlichen Vortheils, den wir etwa suchten, jede Gier der Eroberung, jedes marktende und schachernde Selbstgefühl wäre hier ein heißer Stein, auf dem alle Möglichkeiten in Dampf aufzischten. . . .

Welche Möglichkeiten?

Daß ich den Mann, der mich einst tyrannisiren, quälen, morden würde, wirklich fände; aber ich müßte ihn doch wol nehmen, weil er — ein Fürst ist.

Schlurck erhob sich. Er begriff nicht ganz den Zusammenhang dieser verwirrenden Combination. Wie ist das? fragte er, sich an seinen Sessel lehnend. Dich morden?

Egon von Hohenberg liebt mich, Vater! sagte Melanie ruhig. Ich verrathe ihm, daß ich meinen Werth zu hoch halte, um ihn ohne Bedingung zu erhören. Er sinnt über die Möglichkeit einer Ehe. Zu werben um ebenbürtige Geschlechter ist er zu träge, zu lebensdüster geworden. Er haßt die Frauen sogar, vollends, da sich ihm jetzt alle, alle aufdrängen. Auch Pauline von Harder hat Angst vor der Anknüpfung neuer Verbindungen, die ihr den angebeteten Mann entführen. Als er dir so rundweg alle deine Bitten abschlug, war es erst der Zorn über eine Conspiration, die ihn so reden ließ; dann aber auch, ich ahn' es, ein edleres Gefühl. Er denkt, an mir gutzumachen, was er gegen dich seinem sonderbaren Pflichtgefühl, seiner staatsmännischen Würde schuldig zu sein glaubte.

Eine solche Idee würde Schlurck unter andern Verhältnissen nach seiner, etwas Großes und Stoisches nicht begreifenden Philosophie für Narrheit erklärt haben. Jetzt war er zu zer-

knirscht glücklich dafür. Er athmete auf, wie wenn tausend Lasten von seiner gequälten Brust fielen. Und nur das Eine noch preßte ihm die unendliche Wonne zurück: Aber warum sollte dich Egon denn tyrannisiren, dich so mit Füßen von sich stoßen, daß dir nichts bliebe, als der in solchem Falle erbärmliche Titel einer Fürstin?

Es war todtenstill im düstern Gemach. . . . Hackert wußte, was Melanie sagen wollte. . . . Als Melanie eine Weile schwieg und dann in heiße Thränen ausbrach . . . ahnte es Schlurck. Vaterzorn gegen Hackert brach so furchtbar jetzt in Schlurck hervor, wie damals, als er den aufgenommenen, wie einen Sohn behandelten und so früh verwilderten Findling fast mit Füßen trat und aus dem Hause warf. Es wallte in ihm auf wie siedende Glut. Er fühlte die Kraft, in den Winkel zu springen und den Lauscher, der so früh die Ehre seines geliebten Kindes zerstört hatte, zu erwürgen; aber ein Blick auf die zerbrochene Scheibe, auf die unter den Schrank gestoßene Brechstange, die Besinnung über die That, die er an diesem Sonntagvormittage wollte zu einem scheinbaren Ausbruch kommen lassen — Simulation eines Einbruchs in sein Comptoir — lähmte seine Kraft. Er konnte nichts, als sich über Melanie beugen, ihr Haupt erheben, ihre Stirn küssen, mit ihr weinen. . . . Da schellte es am Hause. Melanie erhob sich. Rasch gefaßt sagte sie zum Vater: Papa, nur noch einige Wochen Muth und Selbstbeherrschung!

So war sie geschwind wie eine Gazelle auf die Wendeltreppe gesprungen und hinauf zum obern Zimmer verschwand sie. . . .

Noch vergeblich nach Fassung ringend wandte sich Schlurck, als er Hackerten schon vor sich stehen sah. Er erwartete von dem Elenden, der den Werth seines Kindes tief herabgesetzt, ein Verbrechen an ihr begangen hatte, ein höhnisches, boshaftes, teuflisches Grinsen. Er fand dies aber nicht. Ruhig schlug Hackert die Arme unter und eher furchtsam, nicht drohend war

sein Blick. Dieser Blick ermuthigte den von den innersten Qualen zerrissenen Mann und stachelte ihn zu der Anrede: Bube! Hast du nun alles gehört, was ich dir danke?

Hackert fuhr nicht auf. Er sah sich nur ruhig im Zimmer um. . . . Einen Fürsten als Schwiegersohn, sagte er dann mit der ihm eigenen heisern, kalten Tonlosigkeit. Ist das so wenig? Aber es ist wahr. Sie hätten mich lieber im Waisenhause lassen sollen, Justizrath! Ich will gehen. Durch diese Thür kann ich's nicht. Das Schloß ist zu prächtig verdorben. Na! ich will mich oben durchschleichen. Ich denke, Sie schicken heute noch nicht auf die Polizei, um den Einbruch anzuzeigen. Sonst, Schlurck, legen Sie sich keinen Zwang an! Ich glaube, daß Sie nur sich, nicht mich ins Unglück bringen wollten. Vom nächsten Sonntag an will ich jeden Morgen daran denken, daß ich für mein Alibi Zeugen habe. Sonst können Sie thun, was Sie wollen! Es ist wahr, ich habe nichts in Ihrer Schule getaugt, Justizrath! In Ihrer! Ihrer! Aber eins kennt auch Melanie an mir, ich bin discret. Ja, Schlurck! Ihre verdammte Dose da, aus der Sie bei jedem Besuche eine Prise nahmen und Witze niesten. Ich naschte aus derselben Dose und war zu jung mit meiner Nase, ich mußte nur Dummheiten niesen. Ihr gabt mir Wein statt Milch. Juchhei am Morgen! Juchhei am Abend! Des Nachts lief ich sogar im Schlafe um und konnte aus dem Jubel nicht mehr herauskommen. Melanie kam einst mit mir von einem Kinderball. Sie war gerade vierzehn Jahre! Ich hatte getanzt, daß ich trotz meiner Haare der Abgott der — Kinder war! Das vierzehnjährige Kind! . . . Genug! Justizrath, weinen Sie nur nicht! Sonst thaten Sie's ja nur, wenn Ihr Geburtstag war und Melanie Ihnen ein Paar Hauspantoffeln gestickt hatte! Oder bei Ihren Jugenderinnerungen weinten Sie . . . Jetzt . . . sammeln Sie sich! Versuchen Sie's noch zuguterletzt, ein Herz von Stahl zu haben! Adieu, Justizrath! Alibi oder nicht . . . Lassen Sie

unterwegs, was Gefahr bringt. Ich möchte nicht, daß Sie auf Ihre alten Tage . . . Justizrath, lieber keine Seide mehr spinnen, als . . . Wolle! Wir sehen uns wieder, wo's der Teufel beschert; nur nicht in . . . Bielau!

Schlurck blickte nieder, wollte Hackert's dargereichte Hand nicht mehr nehmen und sagte nur: Hast den Ring?

Ich hab' ihn! antwortete Hackert fast hohnlächelnd und triumphirend. Dann schlich er wie eine Katze über die Wendeltreppe und durch die Zimmer, die er wie seine Tasche kannte, zum Hause hinaus.

Schlurck folgte vernichtet. Er sann darüber nach, wie er bis zu einer Entscheidung über Melanie's seltsame Andeutung den Zustand seiner Angelegenheiten verdecken sollte. Zum zweiten mal verdankte er seinem geliebten Kinde einen großen moralischen Sieg über sich selbst! Vor Hackert hatte er niemals Furcht gehabt. . . .

Hackert schwankte seiner kaum selbst bewußt durch die Straßen.

Er war nicht im Stande, zum Profoshause zurückzukehren.

Es war ihm, als sprächen Stimmen mit ihm aus der Luft. Was ihn sonst von ähnlichen bewegten Regungen auf frivole Stimmungen gebracht hatte, verfehlte heute seine Wirkung. Wie malte er sich aus, was er erlebt hatte! Erst den blutigen Tod, die Trauer, dann ein Verbrechen, erstickt wol nur im ersten Keime, dann Melanie und ihre Geständnisse! Wie einsam, wie jammervoll sah es in allen diesen Herzen aus!

Zum ersten mal kam es ihm, daß er sich selbst fast ohne Schuld, ohne Reue erschien. Ein junger Lebensmuth konnte sich über das, was Melanie beklagte, keine Vorwürfe machen. Es rührte ihn, aber es peinigte ihn nicht.

So bracht' er den Tag bis zum Abend hin, wo in den Straßen die Zeitungen ausgeboten wurden, die die Geschichte vom gestern gesprengten Maschinenarbeiterverein erzählten. Am

Schloß des Königs standen die kleinen „fliegenden Buchhändler", unter ihnen trotz der Trauer, trotz ihres häuslichen Leids, Wilhelm und Karoline, die eigenen Geschwister des Getödteten. Sie riefen ihres eigenen Bruders Tod aus. . . . Und Hackert kaufte ihnen ihre Blätter ab und hörte, daß sie — eigentlich deshalb weinten, weil sie heute zum letzten mal die Zeitungen auf der Straße verkaufen durften.

Und euer guter armer Bruder Karl?

Darauf sagten sie nichts, als weinend die Worte: In der heutigen Zeitung steht alles. . . . Es ist aber die letzte. . . . Und indem verkauften sie ihr Leid. Daß die Regierung den Straßenverkauf der Zeitungen heute zum letzten mal gestattete, war ihnen größerer Kummer. . . .

Hackert wollte bitter werden. Er fand im Menschen etwas, was vom Uranfange an zum Schlimmen zieht. Er sagte sich, daß die Lage, in der wir uns der Materie gegenüber befinden, unsere Tugenden und unsere Laster bedinge. Der Mann mit dem rothen Barte! spottete er. O! O, Luise! . . . So leicht bizarre Aeußerungen bei Hackert den Uebergang zu seinem genußsüchtigen, gedankenlosen Leichtsinn bezeichneten, heute verlockten sie ihn nicht recht. Er ergab sich nur der Verachtung aller Lebensverhältnisse und beschloß, am Montag zu Assessor Müller zu gehen und ihn zum letzten mal, da Madame Ludmer ihm wiederholt geschrieben hatte, um Einlaß bei Murray zu bitten.

Wie er am Montage in der Frühe an das Profoshaus kam, ging eben eine Gruppe von Menschen aus dem Hause tretend an ihm vorüber. Die Menschen schienen ihm bekannt. Der, welcher ihm am meisten auffiel, war Murray selbst; er erkannte ihn an der schwarzen Binde. Die übrigen waren Dankmar Wildungen, der von Melanie so heiß Geliebte; jener wunderliche verwachsene Fremde, den er in die Stadt hatte einfahren sehen, und ein ihm Unbekannter, wir kennen ihn, Louis Armand.

Louis hatte den gebückten, lächelnden Gefangenen unterm Arm gefaßt und führte ihn wie im Triumph. Auch Otto von Dystra schien den Befreiten wie einen längst Bekannten zu begrüßen, und Dankmar betrachtete ihn so forschend, daß er Hackerten übersah, obgleich dieser dicht an ihm stehen blieb und verwundert den vieren nachsah. Am Portal des Profoshauses erfuhr er, daß man auf eine persönliche Bürgschaft jenes Herrn im Schnurrock und die Niederlegung einer großen Summe eingewilligt hätte, Murray während seiner Untersuchung, die sich ohnehin schon zu seinen Gunsten gewandt hätte, auf freien Fuß zu stellen. . . .

Zu spät gekommen! sagte er und gedachte des übeln Eindrucks, den er mit diesem so gescheiterten Auftrage bei der Verwandten seines Vorgesetzten Pax machen würde.

Diese Entdeckung war ihm nicht gleichgültig; ja, als er lauernd jenen vieren folgte und Murray's Ruhe, die Freundschaft und Zuvorkommenheit jener Ehrenmänner für den Verdächtigen beobachtete, witterte er schnuppernd die Fährte — neuer Lügen und Laster. Doch zu nahe wagte er sich den ruhig Dahinschreitenden nicht. Es war ihm, als könnte sich Dankmar wenden und ihm ein Wort zurufen wie einst auf dem Hohenberg. Wenn er dich einen elenden Spion hieße, was könntest du erwidern?

Die Möglichkeit mehrte doch seine Pein. Luisens Jammer an der Leiche ihres Bruders, die sittliche Gefahr des Justizraths, Melanie's Thränen hatten sein Inneres nicht erweicht, aber ein wenig erhellt. Er wurde andern ein Licht, wie sollte es in ihm selber dunkel bleiben! Er sah sich wenigstens wie im Spiegel und war aus der brütenden Ruhe seiner Unmittelbarkeit aufgeschreckt. Da überfiel ihn eine solche Angst, daß er jener Frau, die ihm so viel Vertrauen geschenkt hatte und beunruhigt einmal über das andere in seine Wohnung schickte, ob Herr Hackert nicht sogleich zur Geheimräthin von Harder kommen wollte,

keine Anzeige von Murray's Freiheit zu machen wagte, ihm aber nachschlich und außerhalb des Gefängnisses, in das ihn die Richter nicht hatten einlassen wollen, sich ihm irgendwie zu nähern suchte. . . .

Am Mittwoch früh fand das Begräbniß des Karl Eisold statt unter Umständen, die die ganze Bevölkerung in Bewegung setzten und Veranlassung wurden, daß Hackert den Privatauftrag erhielt, die am Grabe gehaltenen Reden zu überwachen.

Die Sicherheitsbehörde hatte keinen feierlichen Leichenzug dulden wollen, und deshalb sogleich den Todten auf den neuen Kirchhof schaffen lassen, wo er bis zum Begräbniß im Leichenhause beigesetzt blieb. Die Arbeiter der Willing'schen Fabrik aber hatten den Todten bei Nacht aus jenem Hause mit Gewalt entfernt und ordneten ein Begräbniß an, das durch die ganze Stadt gehen sollte. Es war eine eigenmächtige Handlung, die später einer strengen Untersuchung verfiel. Ein wegen dieser Angelegenheit abgehaltener Ministerrath verbot das öffentliche Begräbniß, bis bei Hofe jene religiöse Scheu vor allem, was Leben und Sterben berührte, entschied und man von dorther wünschte, es sollte dem Drange jener Menschen, diesen Todesfall in ihrer Weise aufzufassen, kein Hinderniß gesetzt werden. So fand denn jenes Begräbniß unter Vortragung von Insignien aller Art und mit Begleitung einer Trauermusik unter dem Zustrom von Tausenden statt. Alle Maschinenarbeiter folgten. Sogar einige elegante Trauerkutschen schlossen sich an. Am Grabe wurden Reden gehalten, Choräle gesungen. Man bemerkte überall die Zeichen einer an diesem Trauergepränge sich aussprechenden Demonstration der erzürnten Gemüther.

O, rief ein junger Redner, der auf die feuchte gelbe Erde der Grube trat, das Haupt entblößte und die zuckenden Mienen seines blassen Antlitzes kaum vor innerer krampfhafter Erregung bemeistern konnte. O, so kommen sie denn immer näher

die Boten des Sturmes, der bald uns alle wie Staub aufwirbeln und durcheinandertreiben wird! Noch eine kurze Ruhe und die Zornschalen der Prophezeiung werden ausgegossen werden! Bis dahin, Brüder, wankt und verzagt nicht! Der Tod hält seine Ernte. Wie ein Schnitter fährt er dahin und mäht mit seiner Sichel schonungslos und grausam! An das Leben muß sich nun schon niemand mehr klammern. Die Zeiten sind vorüber, wo ein jeder sich hütete, unter den Dächern der Häuser zu gehen, um nicht von einem fallenden Ziegel erschlagen zu werden. Die Zeiten sind vorüber, wo man seines Leibes und Lebens schonte und pflegte und sich vornahm, gebessert, reich an Tugenden und gesammelt vor den Thron des ewigen Richters zu treten. Jetzt geht es im Fluge. Das Leben ist nichts. Die Kugeln werden niemanden schonen. Eine Leiche? Hunderte werden wir begraben sehen, Tausende! Die Wuth der Menschen, die es ahnen, daß ihre Stunde schlug, ist grenzenlos. Nicht mehr Könige und Könige bekämpfen sich, nein, alle Monarchen, alle Reichen, alle Großen werden Frieden untereinander schließen und die Armeen sind nur noch da, um Schlachten den Brüdern zu liefern. Unsere Plätze und Straßen, unsere Stuben und Kammern werden die Schlachtfelder werden, wo künftig die großen Frldherren ihre Lorbern sammeln. Tod ist nichts mehr, Brüder! Wo wir hinblicken, krachen die Flinten der Executionen. Die Diplomaten schreiben die Bluturtheile auf ihren seidenen Polstern, ihre Chocolade schlürfend. Die Maschinen dieser Menschen vollführen es, und jeder Soldat sieht auf seine Büchse, sein Pulverhorn, drückt los; was geht ihn die Kugel und ihr Ziel an! O Brüder, verzagt nicht! Zittert nicht, daß ihr euch erscheint wie zusammengetriebenes Wild in einem Walde. Alle Wege sind umstellt. Unser Denken, unser Fühlen, unser Reden ist ein Verbrechen! Wir stören den Staat, wenn wir uns versammeln. Wir sollen nur arbeiten. Hört ihr, nur arbeiten! Arbeite und iß dein Brot im Schweiße

deines Angesichts, das ist der Fluch, mit dem du in die Welt getreten bist! Aber die Stunde wird schlagen mit ehernem Glockenschlag, furchtbar dröhnen wird sie durch alle Lande die Sonntagsfrühe der Erlösung. . . .

Weiter konnte der Redner nicht sprechen. Denn eine Anzahl der Polizeidiener, die in der Nähe stand, trat auf den Hügel und zog mit lärmender Unterbrechung den jungen Mann von ihm herunter. Dies wurde das Signal eines allgemeinen Tumults, der mit der Ruhe des Friedhofs und mit dem Schmerz der auf dem Sande knieenden Luise und ihrer Geschwister in schreiendem Widerspruche stand. Man entriß den Häschern ihre Waffen, man tobte, schrie, stieß Verwünschungen aus. Die Häscher ließen ihre Nothpfeifen ertönen, um von der Wache eines nahe gelegenen Thores Hülfe zu bekommen. Die Wächter der öffentlichen Ordnung waren so bedrängt, daß ihnen fast nichts übrigblieb, als sich an den durch diese Scenen entweihten Sarg zu flüchten, der auf den Brettern über der Grube stand und eben hinabgelassen werden sollte.

In diesem Tumult rief eine donnernde Stimme: Ruhe! Friede am Grabe! Achtung vor den Todten! Es war Leidenfrost, dessen Autorität unter diesen Menschen Wunder wirkte. Seine gewöhnlich nur polternde Art hatte ihn ganz verlassen. Der Augenblick begeisterte ihn. Er war nur bei der Sache und ganz von ihr durchglüht.

Wenn mein Wort unter euch etwas gilt, rief er, so steht vom Aufruhr und Empörung ab! Ehret den Schmerz der Leidtragenden, die dort auf dem kalten Boden verhindert sind, ihre Andacht zu verrichten! Schreckt den Schlummer des gebrochenen Auges nicht auf! Wir kommen so nicht fort, wie ihr meint, wir nützen uns nichts und denen nicht, die nach uns kommen werden! Glaubt doch nicht, daß ihr allein dasteht mit euerm Kummer um diese Zeit! Gebt dies weichliche Jammern um euere Lage auf und erschließt euern Geist einer höhern Be-

trachtung. Es arbeiten mehr, als ihr denkt, wenn auch nicht mit Schwielen in der Hand. Aber es denken auch mehr und hoffen auch mehr. Ihr seid nicht die einzigen und seid nicht verlassen! Ihr fahrt nicht wie dieser Jüngling in die Grube und düngt nur die Erde! Haltet Schritt mit dem Allgemeinen! Folgt nicht dem nächsten Gelüst euers Zornes, sondern glaubt an den im stillen arbeitenden Weltgeist, der uns mit Schöpfungen überraschen wird, von denen ihr keine Ahnung habt. Eine Ordnung in diesem Leben muß sein! Sie beruht nicht auf der Vertheilung der Güter, die nur Mord und Brand erzeugen würde, sie beruht auf dem geänderten Begriffe vom Staat! Dahin arbeitet! Nicht zur Auflösung, sondern zur neuen Bildung hin! Gehorchen wollen wir, dienen, uns beherrschen, das ist das Ziel, das wir nur im Siege des Geistes, nicht im Siege der Materie finden können. Die rechte Freiheit und die rechte Begrenzung! Darin liegt Glück, darin die Bürgschaft neuen Friedens. Die Römer wußten, was sie wollten; die ersten Christen wußten, was sie wollten; wir wissen noch nicht, was wir wollen. Deshalb entwaffnet die materielle Kraft, die euern Forderungen gegenübersteht, entwaffnet sie nicht durch die schwache, sogleich besiegte Faust, sondern durch den milden Sonnenschein des Geistes und der Verständigung. Der Sonnenschein blies dem Wanderer den Mantel ab, den der Sturm nicht abblasen konnte. Gebt Ruhe, Friede den Todten! Scheidet von diesem Grabe mit der Hoffnung auf einen neuen Frühling und werfe jeder eine Hand voll Erde dem edeln Jünglinge nach, als Zeichen, daß wir Erde werden wie er, und uns versöhnen wollen mit unserm Lose, das uns diese Welt gab als einen Schauplatz der Entsagung und eine dunkle Kammer räthselvoller Hoffnung!

Diese wie ein Strom hervorquellenden Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Einer nach dem andern trat an die Grube und warf eine Hand voll Erde über den Sarg. Luise und die

Kinder schütteten Blumen. Die Frauen vieler Arbeiter umringten die Weinenden und führten sie an das Thor des Friedhofs zurück, wo einer der schönsten Wagen, dem ein zweiter, in welchem Mangold saß, folgte, sie aufnahm. Die verstärkte Thorwache machte Spalier. Die Arbeiter gingen ruhig auseinander. Leidenfrost erhielt den Handschlag Dankmar's und jenes kleinen mit dem Offizier der Wache sich unterhaltenden Fremden, in dem Hackert wieder den vornehmen Reisenden erkannte, den er in die Stadt Rom gewiesen hatte.

Als der Kirchhof von dem Menschengewühl sich entleerte und nur noch die Todtengräber thätig waren und das Grab zuschütteten, bemerkte Hackert in einiger Entfernung einen einsamen, zurückgebliebenen Wanderer.

Es war Murray, der Alte mit der schwarzen Binde.

Er sah, daß er die Hände über den Rücken zusammenschlug und von Grab zu Grab trat trotz der Kälte, trotz der schon schneidenden trockenen Winterluft. Er hatte ihn schon vorher im Auge gehabt und nur im Tumult nach der ersten Grabredverloren. Jetzt schlich er sich ihm nach. Jetzt spornte ihn Neugier und die Eitelkeit, sich das Haus einer Geheimräthin vere bindlich zu machen. . . . Doch immer stand der Alte, wenn er dicht an ihn herankam, an einer Grabschrift und las sie, was ihm schwer zu werden schien, da er sich nur eines Auges bedienen konnte.

Hackert fühlte, daß er über den Tod, über diese Grabschriften mit ihm reden mußte, wenn er ihn ansprechen wollte. Dazu konnte er sich trotz der auch in ihm durch die Grabesscene hervorgerufenen Erschütterung nicht entschließen. Religiöse Empfindungen waren ihm fremd.

Murray las unter dem feuchten, modernden Blätterabfall hinschreitend zuweilen die Grabschriften halblaut.

Derselbe Mann, den er als zweideutigen Gauner im Gefängniß besuchen sollte, der ihm als hochfahrend, anmaßend,

frech bezeichnet war, sprach, indem er bei einer entblätterten Trauerweide stand, während er ihm von ferne zuhörte: „Sanfter Schlaf h alte dich umfangen bis zum Tage des Wiedersehens.“ Es war ein e Grabschrift auf ein junges Mädchen. . . .

Hackert blickte zu Murray hinüber, der weiter ging, und sprach vor sich hin: Es ist kein Engländer! Das hör' ich doch wol schon. . . .

Murray stand vor einem Kreuze und las wieder halblaut: „Seit ich entbehre, glaub' ich.“ Murray stand nachdenklich, überlegte offenbar diese Worte und ging wieder weiter.

Hackert vergegenwärtigte sich die Kennzeichen, die ihm die Ludmer genannt hatte. Das Haar ist nicht echt, sagte er sich und las nun selbst die Inschrift, die Murray vor ihm gelesen hatte. . . .

Murray war inzwischen weiter gegangen und flüsterte vor einem andern Denkstein die Inschrift lesend.

Hackert bemerkte, daß sich das Haar verschob und unter ihm ein helleres sichtbar wurde. Er ist's, sagte er sich. Indem murmelte Murray vor einem Kreuze von Gußeisen die Klopstock'schen Worte:

Anbetung ihm, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehren hebt, der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wandrer labt,
Anbetung Ihm!

Finden Sie nicht, sagte nun Murray, sich selbst zu dem nahe getretenen jungen Manne wendend, der wie er an den Gräbern Interesse zu nehmen schien, finden Sie nicht, daß alle diese Denksteine sich recht an den Tod anklammern wie an den einzigen Enthüller des großen Lebensräthsels? Es ist doch schlimm damit. Man glaubt erst, wenn man an die Schwelle

unsers Daseins tritt und in der Stille, die um einen Sterbenden waltet, es doch so gar sonderbar rascheln und flüstern hört, gerade wie Sie immer so hinter mir her raschelten, ohne daß ich Sie sah.

Hackert konnte nicht recht antworten. Er bemerkte, während Murray sprach, die Ohrlöcher, von denen ihm die Ludmer gesagt hatte. Sie waren verwachsen, aber unverkennbar.

Murray ging ohne die Antwort abzuwarten weiter und sprach, halb lesend, an einem kleinen sehr geschmackvollen Denkmal von Marmor: Ein Kind von drei Jahren? Der kurze Traum eines Schmetterlings! Sehen Sie die Idee des Künstlers! Ein Kind mit einem Schmetterling! Wie es fürchtet, daß eben der Schmetterling von der erhobenen linken Hand fliegen will! Es will ihn haschen! Knabe, die Seele entfliegt dir nicht! Tröste dich! Aber nach mußt du ihm!

Hackert bemerkte, daß Murray fast keine Augenbrauen hatte. Und damit er doch nicht zu lange schwieg, äußerte er kalt: Ganz hübsch!

Haben Sie die Reden an dem Grabe gehört? fragte Murray den ihm sonderbar nun sich anschließenden jungen Mann mit den magern Gliedern, dem durchglasten Auge, dem blassen Gesicht, dem rothen Haar, in einfacher Tracht mit schäbigem Paletot. . . .

In zu großer Entfernung! sagte Hackert.

Die Scene war ein Bild unserer Zeit, fuhr Murray fort. Noch Kampf am offenen Grabe! Der besänftigende Redner fand gute Wendungen, aber die Wechsel, die er ausstellte, haben zu lange Sicht. Da werden die Zinsen so groß wie das Kapital.

Hackert, in der sichern Ueberzeugung, daß die Vermuthung jener Frau über diesen Mann vollkommen zuträfe, konnte natürlich solche Art, sich zu äußern, solche stille Ergebung und philosophirende Ruhe nicht begreifen. Von einer Verstellung, ihm

gegenüber, konnte doch wol kaum die Rede sein. Er mußte sich gestehen, daß er hier ja ein ganz kindlichgestimmtes, frommes, ergebenes Gemüth vor sich hatte, von dem Schlimmes zu denken er sich schämen mußte. . . .

Murray wanderte immer so fort. Hackert folgte ihm und hörte forschend zu, wenn er sprach oder Grabschriften las. Manche schrieb sich Murray auf. Er zog sein Portefeuille und merkte sich manchen Gedanken, manches tröstende Bild. Hackert wurde davon fast ergriffen. Er hörte keinen Frömmler sprechen, keinen phrasenhaft Gläubigen, sondern einen Mann, der das Leben und die Welt als ein Geheimniß nahm und deshalb, weil er mit zu diesem Geheimniß der Welt gehörte, ein höheres Walten, eine Harmonie des uns nur unharmonisch klingenden Lebensspiels voraussetzte.

Und doch verließ ihn noch immer nicht die schlimme Vorstellung, die ihm die Ludmer eingeflößt hatte. Er sah, daß Murray schön schrieb und bemerkte dies, ihm über die Schulter schielend. . . .

Ich bin ein Kupferstecher, antwortete Murray in aller Ruhe und steckte den Bleistift durch die Löcher, die sein Portefeuille zusammenhielten.

Auch diese freiwillig eingestandene Beschäftigung paßte. . . .

Murray schien von dem heftig brausenden Novemberwind, der die Blätter aufwirbelte, nichts zu fühlen. Hier und da hatte sich noch ein Blumenstock von den vielen, die hier auf den Rasenhügeln welkten, frischer erhalten. Er verweilte dann bei ihm und lobte seinen Widerstand gegen den Sturm. Halt aus! Halt aus! sagte er. Aber noch zwei Tage, so mußt du dich auch ergeben! Dann wandte er sich an Hackert mit den freundlichen Worten: Glauben Sie denn an ein Wiedersehen nach dem Tode, junger Mann?

Hackert faßte sich rasch und schüttelte entschieden den Kopf.

Ich kann Sie nicht widerlegen, mein Lieber, nahm Murray

sein Bekenntniß entgegen; allein denken Sie sich doch einmal, als wäre die Menschheit vielleicht ein Baum oder ein großes Wachsthum, will ich sagen, das immer steigt, immer neu ansetzt, immer drängt und drängt und irgendetwas werden will — was, weiß ich nicht. Aber es ist ein Geheimniß damit. Ich glaube, unser physisches Leben ist der Durchgang eines großen räthselhaften Naturtriebes, eines Dranges zur Unsterblichkeit. Sehen Sie, es ist mir fast, als wenn diese Erde, deren beste Producte wir doch sind, etwas aufhat, ein Thema, nämlich das, uns so vollkommen hinzustellen als nur möglich, möglicherweise unsterblich. Die Erde kann das nicht vollbringen. Da sinkt einer hin, da und dort. Meinen Sie wirklich, daß der unglückliche Knabe, der so mit sechzehn Jahren sterben mußte, nun rein ausgeblasen ist? Hier ist er's. Das, was in ihm irdisch war, ist hin. Aber wenn einer so stirbt an einem ererbten Uebel, an der Schwindsucht, an unverschuldeten Fehlern der Organisation, bei einem Eisenbahnunglück — kommt da der schwachen Erde, die uns so gibt, wie sie eben kann, nicht vielleicht doch ein höherer Geist zu Hülfe und nimmt die in seine rettenden Arme, die die Erde nicht fertig bringen konnte, und führt uns in andern Verhältnissen, andern Bedingungen fort und hinüber in andere Substanzen?

Hackert hörte ruhig zu und lächelte.

Ich philosophire stümperhaft, sagte Murray. Was kann man auch anders, als sich hier der Natur gefangen geben und sagen: Da hast du mich mit gefesselter Vernunft! Liefere mich dem Tode aus auf Gnade oder Ungnade! Wenn man aber doch ein Bild für diese Hoffnungen haben möchte, so mein' ich immer, man nimmt getrost die christlichen Bilder und überantwortet sich einem liebenden Vater, einer allwaltenden Fürsorge, und sagt: Durch Christus, durch seine Lehre ist dafür gesorgt, daß wir nicht zu Staub verwehen! Es sammelt uns schon jemand irgendwie in dem Schoße Gottes.

Alsdann sprach Murray ein altes Lied, von dem er sagte, daß man es zu seiner Zeit gesungen hätte. Es war Salis' Lied: „Das Grab ist tief und stille.“ Murray sprach alle Verse ohne Pathos, ohne Uebertreibung, melodisch und weich. Als er mit dem Verse geschlossen hatte:

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wenn es nicht mehr schlägt —

war es Hackerten, als wühlte eine Geisterhand sonderbar sein Inneres um. Thränen, die, wie er oft gesagt hatte, nicht in sein Herz wären gesäet worden, meldeten sich freilich nicht leise quillend und unwillkürlich, aber er mußte doch zu Murray sagen: Sie sind ein Priester von der Art, wie wir keine haben! So wär's mir schon recht. Jeder müßte eigentlich seinen eigenen . . .

Hackert stockte; aber Murray verstand und fuhr rasch fort: Seinen eigenen Erlöser finden . . .

So etwas! sagte Hackert; wenigstens einen, der ihn hinausführte in die Natur und ihn durch Milde bekehrte!

Junger Mann, sagte Murray . . . Suchen Sie nur die Einsamkeit, dann ist der Priester immer bei Ihnen.

Hackert dachte an den schönen Julitag, wo er zu Tempelheide im Korne unter den blauen Blumen lag und sich an Siegbert anschließen wollte, aber nicht konnte, da es noch viel zu wild in ihm damals tobte. . . .

Indem fesselte Murray eine neue Inschrift. Er zog sein Portefeuille, um sie aufzuschreiben. Indem er es aufschlug, klang etwas auf dem Grabstein, vor dem er stand. Etwas Metallenes war ihm entfallen.

Hackert hob es auf.

Es war ein halber goldener Ring. . . .

Wie Murray diesen halben goldenen Ring, den ihm Louis

Armand nach dem Wiedersehen und dem Erörtern des im Schranke der Jägerwohnung Gefundenen gegeben hatte, von Hackert empfing und wieder in das Portefeuille legen wollte, sah er in dem jungen Manne eine seltsame Bewegung.

Was ist Ihnen? fragte Murray.

Unwillkürlich griff Hackert in seine eigene Rocktasche und zeigte mehr wie zu spielendem Zufall die andere von Schlurck empfangene Hälfte eines Ringes.

Murray erst scherzend, hielt seine Hälfte an diese, sagte aber nun plötzlich erschreckend, während seine Hand zitterte: Gott! Sie passen ja!

Hackert, wirklich nicht minder bewegt, blickte in den innern Rand. Wie er die Buchstaben P. v. R. deutlich zusammengefügt erblickte, mußte er sich an einem Kreuze halten, so erschütterte seine ohnehin schwachen Nerven dies Zusammentreffen. . . .

Und Murray rief mit schon ersterbender Stimme: Was ist das? Woher haben Sie die Hälfte dieses Ringes?

Dabei streifte er mit der Hand die Binde zurück, sein Hut entfiel, die Binde entfiel, die Gestalt hob sich. . . .

Ich bin ein Findelkind, sagte Hackert. Wie man mich an der Thür des Waisenhauses dieser Stadt aussetzte, fand sich in dem Korbe, in dem ich schlief, die Hälfte dieses Ringes. . . .

Sie?

Murray sank schon halb auf einen Leichenstein, halb hielt er Hackert's Arm, bohrte seine Augen in die des jungen Mannes, hob die Lippen, als wollte er sprechen, wischte die Augen, als wollten sie weinen, lachte, griff nach seiner Stirn, betrachtete den Ring —

Paul? rief er endlich.

Nicht Paul . . . sagte Hackert. . . .

Gütiger Heiland, nicht Paul Zeck . . . stammelte Murray erblassend.

Paul Zeck? Paul Zeck . . . rief Hackert sich besinnend. Und schon wühlte er in den Papieren seines Portefeuille. Der Schein, den Hackert in jener Nacht Bartuschen abgenommen, zitterte in Murray's Händen. . . .

Dann sammelte sich der und sprach, indem er krampfhaft Hackert's Hand ergriff: Diesen Ring gab ich einst meiner Schwester Ursula Zeck. Paul Zeck ist nicht ihr Kind; es ist mein Sohn und der Sohn dieser Frau, deren Name P. v. R. lautete. Es sind jetzt drei Fälle! Entweder: Paul Zeck ist durch Naturgesetze todt, oder Ursula Zeck hat ihn ermordet, oder sie setzte Paul Zeck am Waisenhause dieser Stadt aus und machte den Ursprung des Kindes kenntlich durch die Hälfte dieses Ringes, die andere wurde bei ihr gefunden. . . .

Hackert blickte bald auf die Ringtheile, bald auf Murray und sagte dann leise:

Das Letzte! Ich bin dieser ausgesetzte, erst im Waisenhause erzogene Findling. . . .

Es war das erste reine Gefühl der gebrochenen Eiseskälte des Herzens, das erste Herzensbeben dieses jungen Mannes, indem er diese Worte sprechen mußte.

Murray betrachtete den Sprecher, die Gestalt, die Züge des Antlitzes. . . . Auch das Haar ging ihm plötzlich wie in Flammen auf. . . . Ha! sagte er. Daher! Daher! Von jener Nacht! Lichterlohes Haar! Du bist's! Bist — mein Sohn!

. . . Die Todtengräber überraschten eine Gruppe. Sie wollten das Thor schließen, das auf zwei Schritte in der Nähe war. Unwissentlich hatten der Vater und der Sohn diesen Weg genommen. . . . Sie halfen Hackerten, der sich bald sammelte, den ohnmächtigen Mann, der seinen Sohn gefunden und seine Freude nicht auszujubeln wagte, an das Thor führen, wo noch Miethwagen hielten. . . .

Die beiden verspäteten Theilnehmer des Leichenzugs fuhren,

wie Hackert dem Fiaker zugerufen, nach der Brandgasse Nr. 9, wo Murray noch wohnte. . . .

Die Todtengräber fanden die Scene, die Ausrufungen, die Umarmungen seltsam. An der Stelle, wo sie vorfielen, fand sich nichts zur Aufklärung, kein Leichenstein, kein Denkmal, nur ein Blättchen Papier, auf dem mit Bleistift eine der Grabschriften ihres Friedhofs in der Nähe aufgeschrieben stand. Sie lautete:

Den Lebenden ist Nacht. Den Todten bricht,
Den Schlummernden ein neuer Morgen an.

Vierzehntes Kapitel.

Wolken.

Der umsichtige, thätige Obercommissar Pax saß eines Morgens bald nach dem Begräbniß des Karl Eisold noch im Schlafrock und blätterte in gemischten Papieren.

Sieht es bei alten von Frauen verwöhnten Junggesellen ohnehin schon in ihrer Behausung behaglich und mit pedantischer Ordnungsliebe gepflegt aus, so hat ein hochgestellter Diener der öffentlichen Sicherheit vollends Gelegenheit, sich eine comfortable Existenz zu begründen. Herr Pax schlüpfte über Teppiche, lehnte die Arme auf Stickereien, den Rücken an schwellende Kissen, die ihm von seinen Verehrern, den reichen Bürgern der Stadt, Sollicitanten und selbst dann und wann Contravenienten zum Geschenke gemacht wurden. Da waren die Glasschränke voll Porzellan, voll Gold und Silber. Kostbare Blumentöpfe

beschatteten die Fenster, die mit Ampeln und hängenden Rankengewächsen geziert waren. Selbst ein Papagai, vor allen aber Schoshunde und Katzen fehlten nicht, wie bei einer alten Jungfrau, die ihren reichen Schatz an Liebe zuletzt doch mit irgendjemand in der Welt theilen muß. . . . Charlotte Ludmer hatte den ehemaligen derbauftretenden Wachtmeister zum verweichlichten Junggesellen erzogen, und die halbe Stadt wußte, wann Herr Pax seinen Geburtstag feierte. Die guten Bürger erdrückten ihn dann mit Ueberraschungen, von denen ihn die Naturalgeschenke trotz seines guten Appetits oft in Verlegenheit setzten, da sie zur Verköstigung für Monate ausreichen konnten. Eben trug ihm eine junge Haushälterin in silbernem Service den Kaffee herein, als ihn Hackert freundlich begrüßte und ihm Glück wünschte zu den wahrscheinlich sehr reichen Fängen, die er auf seiner Rundreise gemacht hätte.

Pax lächelte mit dem Bewußtsein eines Mannes, der das Wohl des Staats an seinen Fingern hat und, wenn er nicht Acht gäbe, das ganze Gewebe der öffentlichen Ordnung fallen lassen könnte. . . . Er rückte einen kostbaren Fauteuil seinem Protégé zu und fragte ihn, ob er schon gefrühstückt hätte. Die Sahne war schäumend. Das Weißbrot war das zarteste. Der Mokka vom schönsten Rothschwarz. Die Haushälterin allerliebst. Doch lehnte Hackert ab.

Schmelzing hat mir schon gestern Abend mancherlei erzählt, sagte der Obercommissar. Was haben denn inzwischen Sie erlebt?

Hackert zog seine Liste verdächtiger Personen und die Notizen noch verdächtigerer Zustände hervor und bat den Obercommissar, ihm nur auf den Zahn zu fühlen. Er würde ihm dann eine reiche Ernte mittheilen können.

Das ist ja charmant. Die Zeiten sind schlimm! Die Umtriebe wachsen immer gefährlicher. Setzen Sie sich, Hackert. Wirklich? Haben Sie schon gefrühstückt?

Damit wollte der freundliche Herr, der wie mancher erst im Schlafrock Gemüth hatte, an einem kostbar gestickten Schellenzuge klingeln und hatte schon den krystallenen Ring in der Hand. . . .

Hackert lehnte ab. . . .

Wie Sie wollen! sagte der freundliche Wirth und lenkte zu den Geschäften ein. Schmelzing erzählte mir ja Wunderdinge von dem Karl Eisold'schen Begräbniß. Er hat alle Namen aufgeschrieben, die er erkannte —

Ich sah Schmelzing nicht —

Er war zugegen. Es ist erstaunlich, was sich für Menschen compromittirt haben. Der Staatsanwalt wird zu thun bekommen.

Es ist viel gesprochen worden, sagte Hackert ruhig, aber Aufregendes?

Hackert! entgegnete Pax herablassend, aber doch drohend. Sie haben keine Neigung für politische Fragen. Sie sind Schmelzing überlegen in der Auffassung, aber Schmelzing beobachtet schärfer. . . .

Ohne hören und sehen zu können?

Pax lächelte und schlürfte seinen Mokka, den er stark trank, da es ihm an Bewegung nicht fehlte. . . . Sie wissen doch, sagte er, daß es in der Gaunersprache der Revolutionäre ein Auf- und Abwiegeln gibt. Nichts ist gefährlicher als das Abwiegeln. Da werden die Leidenschaften zurückgedrängt und brechen nur um so gefährlicher in unbewachten Augenblicken hervor. . . .

Aha! sagte Hackert ruhig.

Leidenfrost soll in dieser Art am Grabe abgewiegelt haben.

Er ist, berichtete Hackert, mit einer Sendung von Maschinen auf die Güter unsers Premierministers, um sie dem dortigen Generalpächter Ackermann zuzuführen. Zwei Arbeiter, Heusrück und Alberti, begleiten ihn. . . .

Der dritte im Bunde, Danebrand, soll sitzen. . . .

Man beschuldigt ihn, den Karl Eisold durch eine Heldenthat haben rächen zu wollen, die an die bekannte Geschichte von Arnold von Winkelried erinnert. Kennen Sie diese Geschichte, Herr Obercommissar?

Der ehemalige Wachtmeister schien die Geschichte der Schweiz nicht studirt zu haben, ob er gleich mit ihr in naher Verbindung stand und einen lebhaften Briefwechsel über das „Treiben" der Flüchtlinge daselbst unterhielt. . . .

Die Geliebte Danebrand's hat einen andern Verehrer gefunden, fuhr Hackert fort; einen Inspector auf dem königlichen Schlosse Buchau. Es ist derselbe Mann, der jene Auguste Ludmer heirathen wollte. . . .

Apropos, Hackert, unterbrach Pax die unangenehme Erinnerung an seine Pseudo-Schwester, ich habe ein Briefchen von der Familie des Geheimraths von Harder vorgefunden. Man dankt mir sehr für Ihre Empfehlung; aber Sie haben sich einem Auftrage nicht unterzogen, den man Ihnen daselbst ertheilte —

In Betreff jenes zweideutigen, falschen Engländers —

Ganz recht! Das Briefchen ist schon einige Tage alt. Dieser Mensch . . .

Den man auf Caution freigelassen hat . . .

Etwas voreilig — Assessor Müller ließ sich einmal auch von hohen Personen imponiren —

Die Identität des Individuums, das jene charmante Dame, Madame Ludmer, zu erkennen wünscht, paßt nicht auf diesen Murray — es sind völlig verschiedene Personen . . . auch wollte mich Müller in keiner Beziehung zur Justiz anerkennen.

Hm! Ich meine denn doch, der Fall war wichtig. Ich habe in Hohenberg diesen Mann mit großem Aufwand beobachten lassen und seine Gefangennehmung ist mit einem Verbrechen verbunden gewesen.

Gegen alles das hat ein ehemaliger Diplomat, Baron von

Dystra, durch sein Zeugniß und eine enorme Caution den Beweis bessern Sachverhalts geführt.

Hab' ich gehört und beauftrage Sie auch, diesen Dystra ins Auge zu fassen. Alles, nachgerade alles wird verdächtig!

Einstweilen weiß ich, daß dieser Sonderling sich beim königlichen Schlosse Buchau ankaufen will und eine gewünschte Parcelle dazu erhalten hat. Er interessirt sich für das Unglück der Eisold'schen Familie und hat Luisen vorgeschlagen, sie möchte in seinem Auftrage mit ihren Geschwistern nach Buchau gehen und ihm dort Vorbereitungen treffen, dem Bau, den er auf der Ruine Tempelstein für den Sommer vorbereitet, mit Bequemlichkeit anwohnen zu können.

Sie sind gut unterrichtet — sagte Pax. Doch find' ich darin nichts Staatsgefährliches — wenn nicht diese Nähe von Demokraten bei einem königlichen Schlosse . . .

Ich meine, sagte Hackert mit bitterer Ironie, es ist sehr nützlich, daß eine neue Tochter Jephtha's, eine Jeanne d'Arc der Arbeiter, von hier entfernt wird —

Pax schwieg bedeutungsvoll. Er stellte sich, als verstünde er die geschichtlichen Anspielungen seines Volontärs, der eigentlich mit ihm wie die Katze mit der Maus spielte. Das Mädchen wird schon dieser Tage gehen, erzählte Hackert. Mangold ist voraus und Baron von Dystra hat den Tempelstein gekauft. Er wird ihn im Frühjahr ausbauen lassen. Einstweilen sammelt er Handschriften, was bedenklich ist. . . .

Wie so?

Er sammelt Handschriften! wiederholte Hackert trocken. Ich fürchte, er wird einmal einen gewissen Brief des Majors Werdeck finden und dann einen Brief von Schmelzing's Hand mit ihm zusammenlegen und einen Kenner fragen, ob beide Hände Aehnlichkeit miteinander haben oder nicht.

Hackert hatte diese Worte ruhig hingeworfen.

Pax aber blickte groß auf und schien überrascht. . . .

Was ist das? Schmelzing, Werdeck?

Ich wollte nur bemerken, sagte Hackert ruhig und sehr einfach, daß Schmelzing zwar ein durchtriebener Spitzbube ist und die Kunst, falsche Handschriften nachzuahmen, aus dem Grunde versteht, aber er soll sein Geschäft vorsichtiger betreiben und nicht Aldenhoven, Lieutenant Flottwitz, Major Türk und ähnliche Mitglieder des Neubundes zu oft besuchen —

Hackert! Hackert! sagte Pax erstaunt. Sie haben Katzenaugen! Ist gegen den Major von Werdeck — Was ist denn?

Hackert schwieg. . . .

Werdeck ist ein eid- und pflichtvergessener Offizier, fuhr Pax heraus. Er hat einen Umgang, den ein Mann in seiner Stellung nicht haben darf — Dankmar Wildungen, Louis Armand, Leidenfrost — diese Menschen! Was ist das für ein Brief?

Es circulirt, erzählte Hackert, seit einigen Tagen unter den Offizieren ein aufgefangener Brief, den man zuerst bei einer Parade, als die Parole ausgetheilt wurde, mit Erstaunen herumreichte. Diesen Brief soll der Major Werdeck an einen im Auslande lebenden Flüchtling geschrieben haben. Er bietet ihm darin die Ergebenheit einer großen Partei in der Armee an und wünscht die genauere Angabe der Zeit, wann man hoffen könne, loszuschlagen. Eine Untersuchung wird später folgen. Vorläufig ist dem Major von Werdeck der Degen abgefordert worden. . . .

Ist es möglich! Aber Schmelzing?

Einige Neubündler leiden an dem Wahne, sich periodisch für Dichter zu halten. Schmelzing schrieb ihnen holperige Verse ab, aber gestern fand ich bei Schmelzing ein Billet des Majors, das unverfänglich und echt und irgendjemandem, der es von dem Major empfangen hat, entwendet war. Schmelzing entriß mir den Fetzen, dem ich ansah, daß er ihn durch Fließpapier durchgezeichnet hatte, um sich — in des Majors Handschrift einzuüben. . . .

Hackert! Sie sind ein Hauptfänger! rief Pax und stand aus seinem schwellenden Kissen auf. Aber auf diesem Gebiete lassen Sie weiteres Forschen! Die Armee wird schon Grund haben, Werdeck zu überwachen. Les' ich doch in diesen Papieren, daß der Communist Louis Armand, den der Fürst Hohenberg jetzt gänzlich von sich entfernt hält, sogar mit Werdeck's Familie verkehrt, Zutritt in seinem Hause hat —

Er ist verwandt mit der Frau des Majors.

Und mit einem Pfarrvicar in Plessen bei Hohenberg, Namens Oleander. . . . Das schwarze Cabinet in der Post überwacht die Correspondenz, die an Louis Armand eintrifft. Diese Verfügung soll von hoher Stelle ausgehen. Man traut selbst Egon, dem gegenwärtigen Premierminister, nicht und kann der Besorgniß noch immer nicht entledigt werden, daß Fürst Hohenberg auf ein doppeltes Spiel setzt! Da ist an Louis Armand ein Brief aus Plessen gekommen, worin jener Pfarrvicar ihm sozusagen politische Aufsätze schreibt. Selbst von einem Bunde ist darin die Rede. . . .

Hackert gedachte des Bundes der Ritter vom Geiste, brach rasch ab und bemerkte auf Veranlassung des Pfarrvicars: Guido Stromer steht auch auf meiner Liste. Streichen wir ihn nicht? Er soll den Titel eines Hofraths von einem kleinen Fürsten an der Donau erhalten haben. Der Minister dieses Fürsten ist von Frau von Harder darum angegangen worden. Auf der Straße sieht man den Hofrath Stromer in seinem neuen kostbaren Biberpelz nun wie einen Narren. Jedes Mädchen macht ihn stutzig. Die Augen verdreht er wie ein Kalb, und über die einfachsten Dinge soll er einen Schwall von Worten gießen wie ein Ueberspannter. . . .

In der Provinz wird Guido Stromer bewundert, sagte Pax. Seine Aufsätze im „Jahrhundert" liest alle Welt. Jedermann will wissen, ob man ihm nichts von Guido Stromer erzählen könne — besonders die Damen —

O erzählen Sie ihnen doch, sagte Hackert, der in der That über alles unterrichtet schien, daß dieser Hochfliegende die Seinen daheim in einem armseligen Dorfe sitzen hat, sein Amt von Oleander verwalten läßt und hier eine prächtige Wohnung bezog, die für ihn zwei Damen Wandstablers gemiethet haben — Sie kennen sie —

Die Wandstablers . . . vom Fürsten?

Die Dore ist im Palais geblieben — die Lore aber und Flore haben ein Stockwerk für sich allein gemiethet. Köstlich möblirt vermiethen sie es nun scheinbar an Hofrath Stromer, dem seine Ideen mit Gold aufgewogen werden. Er hat drei mit Sammettapeten geschmückte Zimmer der beiden Damen gemiethet und wohnt bei ihnen, man sagt, mit unverschlossener Verbindungsthür. Sie müssen ihm jeden Morgen den Kaffee in idealischer Tracht bringen, bald griechisch, bald orientalisch. Das Gefäß ist von Silber, und es ist schon vorgekommen, daß er sich des Morgens an der Wellenlinie einer neuen Milchkanne gestoßen und aus beleidigtem Schönheitsgefühl lieber kein Frühstück genossen hat. Die beiden Wandstablers müssen dann vor ihm knieen und mit einem eigenen Tonfall bitten: Trink, Guido! Dann hält er seinen rothen Pantoffel über den Nacken der Flora, legt sie in eine Attitude, wünscht sich Bildhauer herbei und möchte die Gruppe ausgehauen haben —

O, rief Pax, der sich vor Lachen kaum halten konnte und etwas Sardanapalisches in sich selber aufgeregt fühlte, das ist ja auch wirklich prügelnswerth — woher wissen Sie denn diese Tollheiten?

Die Leute sind sehr unvorsichtig, sagte Hackert. Sie wechseln alle acht Tage mit ihren Dienstboten. Der schwärmerische Ex-Geistliche will nur Ideale zur Umgebung haben, und doch sind die Wandstablers eifersüchtig. So gibt es ewig Zank, unaufhörlich Abschied, folglich Geschichten. Wenn dieser große Mann sich nicht bei zeiten besinnt, kann es noch dahin kommen,

daß ihn die beiden Demoiselles jeden Abend gemeinschaftlich durchwalken, während Hunderttausende bewundernd seine Artikel lesen.

Pax hatte an diesen Schilderungen, die Hackert mit aller Anschaulichkeit fortsetzte, seinen Spaß. Er mußte nun aber in seinen Dienst und sich ankleiden. Er lobte Hackerten für seine ebenso reichhaltigen wie amusanten Mittheilungen. Er hatte Stoff, nun wieder seinen Vorgesetzten zu unterhalten. Dieser unterhielt dann wieder seinen Vorgesetzten. Dieser wieder den seinen, und so fehlt es in einem geordneten Staatswesen nicht an harmonischem Zusammenhang und prächtig schließenden Kettengliedern. Geld lehnte Hackert heute wieder ab. Er sagte, er hätte dessen noch hinlänglich. . . .

Hackert's heitere Laune, die acht Tage lang von dem wundärztlich Zipfel'schen Ehepaar bewundert wurde, schien nur einigermaßen getrübt, als er nach Hause zurückkehrte und die Frau Wirthin etwas schmollend von — durchnäßten Fußböden anfing. Durchnäßt waren die Fußböden in Hackert's Zimmer durch nasse Tücher, die er sich abends wieder um sein Bett legen mußte.... Sein Vater hatte ihn nach den Eisenstäben der früher von ihm bewohnten Zimmer gefragt und mit Schaudern und Wehmuth von seiner Mondsucht gehört. . . . O, hatte er ihm seufzend gesagt, mein Sohn, auch darüber sollst du Aufschluß haben, wenn es Zeit ist, dir die zu nennen, die dir das Leben gab! Ich bin schuld auch an diesem grauenvollen Uebel! Und als der Sohn darüber erstaunte, hatte Zeck erklärt: Dunkel und tief ist das Reich der Natur. Wie ich dich so wiederfinde, mein Sohn, bist du wie unmittelbar erst aus der Hand der Schöpfung hervorgegangen. Ein Zauberer würde dich erziehen müssen mit Hülfe eines reinen Lichtwesens, das unter Musik aus den Wolken steigen und dich sänftigen müßte. Ach, deine Aeltern sind dein Schicksal! Wo anders her kann es kommen, daß dich ein schlimmer Geist der Unruhe mitten im Schlafe befällt und dich dir

selber unbewußt von deiner Schlummerstätte treibt, woher anders, als daß deine Mutter in jener Nacht, als sie dich unter dem Herzen trug, von einem Entsetzen ergriffen war — einem Entsetzen — doch genug —! . . . Hackert hatte auch nicht forschen mögen. Er ehrte den Wunsch seines Vaters, ihm mit allen seinen Enthüllungen Zeit zu lassen. Und einstweilen hatte der wunderliche Alte mit dem Sohne fast einen ähnlichen Pact eingegangen wie mit Auguste Ludmer, die er nach seinem festen Glauben zu einem Engel umgewandelt hätte, wenn ihm nicht Mangold und die Intrigue seiner Feinde den Rettungsplan zerstört hätten. Auch so, sagte er sich oft zum Troste, auch in diesem Irrsinn, der sie dahinraffte, war sie reiner denn vordem. Was ist Irrsinn? Wer deutet dies Dunkel? Auguste kam ihm immer nur wie im weißen, reinen Gewande vor die Seele, nicht als die verworfene Sünderin. Gerade daß ihr der Himmel den irdischen Verstand nahm, machte ihm in der Erinnerung den Eindruck, als hätte sie eben die Sprache des Urgeistes schon reiner verstanden als die vernunftklaren Menschen.

An Paul, seinem Sohne, entdeckte Zeck freilich bald alle moralischen Fehler und schauderte vor seinem geistigen Tode. Er hatte gefürchtet, in seinem Kinde, wenn es noch lebte, vielleicht einen gemeinen Verbrecher zu finden. Das war Hackert nicht. Er hatte aber, wie Zeck sagte, an seiner Seele tiefen Schaden gelitten und bewies ihm dies, als Hackert ihm gestand, in welchem Incognito, vor aller Welt verborgen, er lebte. Ein Spion, hatte er ihm gesagt, allmächtiger Gott! Ein Spion ist nach meinem Begriff eins der elendesten Geschöpfe der Welt! Du bist in diese Bahn gerathen aus sittlichem tiefstem Verfall. Du liebtest nur sinnlich. Dieser Schlurck hat durch seinen Leichtsinn und seine Schwäche, die er Herzensgüte nannte und die es wol auch ist — denn, ewiger Gott, schaltete Zeck ein — die Geheimnisse der Seele sind unergründlich! — durch diese Mischung von Gut und Böse hat er dich um dein wahres geistiges Wachsthum ge-

bracht. Deine Seele, mein Sohn, kommt mir vor wie jenes Tuch, das einst dem Apostel Petrus in der Stadt Joppe vor den Augen vom Himmel niedergelassen wurde. Darin sah er allerlei Gethier der Erde, schlimmes Gewürm, aber auch Vögel des Himmels. Und er hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Stehe auf, Petre, schlachte und iß! Petrus aber sprach: O nein, Herr; denn es ist nie Gemeines noch Unreines in meinen Mund gegangen. Aber die Stimme antwortete Petro zum andern mal vom Himmel: Was Gott gereinigt hat, das soll dir nicht gemein sein! Das geschah aber dreimal, und als Petrus vom Geiste getrieben war, eben der Stimme zu folgen, da ward alles in dem Tuche wieder hinauf gen Himmel gezogen.

Hackert hatte diese und ähnliche Reden seines Vaters, die er von einem andern nicht ohne Lachen würde haben vernehmen können, ruhig und befremdet hingenommen. Er fühlte, daß gerade sein Herz ein solches Tuch voll unheimlicher, wimmelnder Unruhe und ängstlichen, unreinen Lebens war. Murray aber nahm ihn noch, wie er war, und ohne daß er einzuräumen brauchte, er sollte sich verachten oder hassen. Der Vater beschloß, ihn gewähren zu lassen, solange er wollte und wie er wollte.

Fahre in deinem Leben so fort, sagte er. Verlange Geld von mir! Ich bin nicht reich und würde die große Bürgschaft des edeln Otto von Dystra nicht sogleich haben leisten können, aber ich habe so viel, um leidlich auszukommen. Und versprich mir, jeden Morgen aufrichtig zu erzählen, was du am Tage vorher gethan, wofür du Geld ausgegeben, was du mit Pax verhandelt hast! Ich werde dich über nichts tadeln, ich versichere dich, mein Sohn, über nichts. Ich werde auch nichts verrathen. Aber die Nothwendigkeit, dich auszusprechen, wird dir lehrreich sein. Du wirst dadurch, daß du nicht alles in dir ersterben, ersticken lässest, dein Herz zum Gegenstande deiner längern Be-

trachtung wählen und dir selbst ins Auge sehen. Wo ein Geist der Spiegel des andern ist, findet sich der Eingang zur Wahrheit. . . .

Und für seinen ängstlichen Zustand des träumenden Wandelns und Aufstehens gab ihm der Vater den einfachen und praktischen Rath, sein Lager mit jenen Tüchern zu umlegen, die Frau Zipfel so ärgerten. Lächelnd und mild sagte der Vater: Sieh, Fritz — ich nenne dich so lieber als Paul — sieh, Fritz, da erschrickt sogleich der nackte Fuß, und es bedarf der eisernen Riegel und Stangen nicht, die ja an ein Gefängniß erinnern.

Unmuthig über die Neugier seiner Wirthsleute ging Hackert eben in die Brandgasse zu seinem Vater. Er hatte, ihm gegenüber, ein Beichtbedürfniß bekommen, das seine ganze Seele erweiterte und leichter athmend machte. Er reflectirte zuweilen schon ohne Spott. Er urtheilte objectiv nach üblichen Voraussetzungen. Murray konnte erwarten, daß er sich bald von selbst von seiner gegenwärtigen Bahn abwenden und ganz an seinem warmen Vaterherzen vielleicht aufthauen würde.

In der That war Luise Eisold im Begriff, in den dem Schlosse Buchau nahe gelegenen Ort gleiches Namens zu reisen und ihre Geschwister mitzunehmen. Es drängte sie fort von hier, und selbst der rauhe Winter schreckte sie nicht. Sie hatte Hackert wiedergesehen, ihn weicher, sanfter gefunden — von seinem Verhältniß zu Murray erfuhr sie nicht die volle Wahrheit — ihre Neigung für den dämonischen Jüngling war trotz seiner Beziehung zu Pax gestiegen. Da sie aber sah, daß nur Mitleid, nicht Liebe für sie in seinem Herzen schlug, nahm sie den Vorschlag Otto von Dystra's an, der sie besuchte, die Kinder kleiden, reichlich ausstatten ließ, ihr Mittel, so viel sie nur wünschte, zu Gebote stellte. Auch Dankmar Wildungen gehörte zu denen, die ihr zusprachen, nach Buchau zu reisen. An eine

Erfüllung der Wünsche des innigst betrübten Mangold dachte sie nicht. Auch saß ja noch der gute Danebrand. . . .

Dankmar und Hackert trafen nicht zusammen. Jenen machte die zweite verlorene Instanz seines Processes menschenfeindlich und düster. Er bedurfte recht der endlichen Ankunft seines Bruders Siegbert, um von seiner eisigen Verstimmung aufzuthauen. War auch die erste Stunde ihres endlichen Wiedersehens durch das Andenken an die verstorbene Mutter getrübt, so heiterte sich doch Dankmar's Stirn auf, als Siegbert von Plessen, von Randhartingen und vor allem vom Ullagrunde erzählte. Seine Angst, der Bruder möchte von Selma liebend befangen sein, hatte sich gemildert, seit ihm Dystra den Brief zeigte, den Siegbert ihm über Olga und die Fürstin schrieb. Es leuchtete aus ihm unverkennbar das Interesse für Olga, den naiven, leider in eine gefährliche Schule gerathenen schönen Flüchtling hervor. Dankmar fragte nach Selma und hörte das Erfreulichste; der Zusatz, daß Selma ihm, dem Erzähler, abgeneigt wäre, machte ihn lachen, und er gestand dem Bruder, daß in all seine innere Finsterniß der Gedanke an diese Begegnung mit Ackermann und dem Knaben Selmar ihm doch wie ein mildes Sternenlicht flösse. Erstaunen erregte ihm freilich anfangs die Mittheilung, daß Ackermann und Selma nie lange von ihm gesprochen hätten, ihn vielleicht gar nicht gründlicher kannten. Dann aber besann er sich und sagte lachend: Himmel, das ist ja natürlich! Sie halten mich für den Fürsten Egon!

Es versteht sich von selbst, daß Dankmar kein Recht zu haben glaubte, irgendwie Selma, die ihm als Ackermann's Tochter völlig Fremde, an sich zu erinnern. Auch Siegbert schrieb wol nach Hohenberg, aber nur an Oleander, mit dem sich ein inniger und gedankenreicher, wie wir sahen, leider schon bewachter Briefwechsel entspann. Louis Armand, der fast nur in seiner Werkstatt zu treffen war, tauschte mit Oleander nicht nur Gedichte und ästhetische Ansichten, sondern auch die Freude, ihn

in den Kreis der Ideen eintreten zu sehen, der die Freunde verband. Je länger Oleander die Geistesleere und eitle Gesinnung der Vornehmen beobachtete, mit denen ihn die Winterzeit zusammenführte, je mehr er sich an Ackermann's klarer und ruhiger Objectivität stärkte und erhob, desto bekehrter fühlte er sich zu jenen Ansichten, die er früher mehr mit Gründen des Gemüths, ja wie er sich gestand, auch mit dem Vorurtheil eines gewissen Gelehrtenstolzes bekämpft hatte.

Während Dankmar ungetheilt strebsam arbeitete, wollte Siegbert auch wieder bei Professor Berg seinen alten Platz im Atelier einnehmen, wurde aber freilich durch die Beziehung zu Otto von Dystra, zu Rudhard und vor allem zur Fürstin Wäsämskoi in seinem Schaffen oft gestört. . . .

Die Fürstin Adèle Wäsämskoi hatte in der That mehr durch den Gegendruck ihres Kindes, das ihr plötzlich unter der Hand so jungfräulich sich entwickelte, als durch eigene bewußte Gefühlswärme für Siegbert Wildungen eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Im ersten Augenblick der Abreise Siegbert's gerieth sie in Verzweiflung. Sie glaubte, die Abreise stünde im Zusammenhange mit Olga's Flucht. Als sie aber gewiß war, daß Olga bei ihrer Schwester, Siegbert auf dem Lande war, kämpfte sie mit dem Plane, ihn zu überraschen. Ihre Briefe, in denen freilich ihr Stolz und ihr Schicklichkeitsgefühl sich nichts vergaben, waren voll Neckereien, sie werde ihm folgen, sein Treiben untersuchen, seine neuen Bekanntschaften prüfen. Dann aber zerstreute sie Otto von Dystra's Ankunft und das Studium dieses sonderbaren Charakters. Das innerste Wesen dieses Mannes war, schien es, die Universalität. Ein echter Sohn des neunzehnten Jahrhunderts begrüßte er jede nur irgendwie über das Gewöhnliche hervorragende Lebensäußerung wie ein Phänomen, das sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Mit Leidenfrost, den er einst aus Polen als Bedienten entführt hatte und den er als so vielseitig gebildeten Geist wiederfand', konnte

er die bizarrsten Ideensprünge versuchen, mit Rudhard philosophiren, mit Dankmar über Rechtsfragen, mit Louis Armand über die Gewerbe reden, er war die verkörperte geistige Gourmandise dieser Zeit. Er schlürfte alles ein, was die Zeit an seltsamen Gestaltungen bot. Er sammelte Kupferstiche mit Gelbsattel, Autographen mit Voland, Münzen, phrenologische Abgüsse, Alterthümer mit einer Menge von alten und neuen Bekanntschaften, die ihm alle selbst wieder von psychologischem Werthe waren. Sein Ideal waren Congresse, große Industrieausstellungen, gemeinschaftliche Reisen, Vereinswirksamkeiten aller Art, wobei ihm selbst der Socialismus Bedeutung gewann und überhaupt die Ideen der Neuerung nichts Schreckhaftes boten. Sein Tisch war von Prospecten, Actien, Circularen zu Unterschriften nie leer. Jede angekündigte Schaustellung mußte er sehen, jede berühmte Persönlichkeit sprechen, und sollte er sie mit seinem verwachsenen, aber behenden Körper erst unter einem Dache aufsuchen. Dystra war ein liebenswürdiger Mensch, voll Gemüth und Verstand, duldsam, theilnehmend an jedem Schmerz, hülfreich, wo er konnte. Für jeden Angriff hatte er eine Vertheidigung, für jeden Irrthum eine Entschuldigung. Die Frauen stritten sich um ihn, weil er witzig, voll treffender und doch niemanden verwundender Einfälle war. Man machte ihm Geschenke, neidete sich um seine kleinen Billets, die immer einen witzigen Einfall brachten, und dennoch versank er nicht in Egoismus, sondern gehörte dem Allgemeinen. Auch gegen die Fürstin war der Freund ihres verstorbenen Gatten voller Aufmerksamkeit und ließ sie nicht im mindesten fühlen, daß Rudhard im Drange der Aufrichtigkeit ihn als einen edeln Menschen, den man nicht täuschen durfte, über den Stand der ganzen Familie au fait gesetzt hatte. Auch Anna von Harder, die den Winter in der Stadt wohnte, lernte Dystra kennen, obgleich die Musik das einzige war, dessen Organ ihm zu fehlen schien.

Dennoch trug er viel dazu bei, daß die Fürstin sich Anna

immer inniger anschloß. Anna weckte wieder die musikalischen Talente der jungen Frau, die eingeschlummert waren. Sie gab ihr Anknüpfungen für das Bedürfniß, aus einer gewissen geistigen Ohnmacht herauszukommen und sich in klaren Empfindungen zu stärken. . . . Anna von Harder hatte nichts, was im mindesten an das Bestreben erinnerte, für ihre allerdings mehr religiöse als poetische Weltauffassung Proselyten zu machen, aber diese Proselyten kamen von selbst. Ihre Ruhe, ihre erprobte Kraft im Dulden, ihre heitere Gottergebenheit und das emsige Walten um den weltscheuen, nur seinem Beruf und seinen Liebhabereien lebenden uralten Greis, ihren Schwiegervater, den wir nun näher kennen lernen werden, gaben ihr das Wesen eines so festen Mittelpunkts, daß sie unwillkürlich magnetisch anzog und sich eine Menge kleinerer, schwächerer Naturen an sie ansetzten. Die Fürstin Wäsämskoi gefiel sich allemal darin, von ihr wie ein Kind behandelt und wie neu erzogen zu werden, und Rudhard, so sehr er der Geistesrichtung Anna von Harder's abgeneigt war, ließ dies gehen. Er störte sie nicht. Sah er doch, wie beruhigend dieser Umgang wirkte, wie der aufgeregte Vulkan ihrer Gefühle nachließ zu kochen und zu drohen. Er sah, wenn er an die Verirrung von diesem Herbst dachte, schon nur noch die Asche davon.

Nun kam freilich Siegbert zurück! Er war durch den Trauerfall, durch den Aufenthalt unter bedeutenden Menschen und die Abwechselungen der Reise männlicher, gereifter geworden. Er hatte immer etwas von jenen sanften, bestrickenden Männernaturen gehabt, die man mit den Christusköpfen vergleicht, und sah dem Heiland, wo er mit blondem Haar dargestellt wird, in der That so ähnlich, daß ihn jede am Manne Gemüth und Nachgiebigkeit, nicht Witz und Thatkraft allein schätzende Frau hoch verehren und lieben mußte. Aber nun war er männlicher denn je. Otto von Dystra erkannte seine siegende Wirkung auch so-

gleich und machte sich ihrer in Siegbert's Gegenwart kein Hehl. . . .

O mein Himmel, sagte er ihm mit der größten Aufrichtigkeit, als er neben ihm im Hôtel-de-Rome um einen Kopf niedriger auf dem Sofa saß (Dankmar'n, der ihn einführte, gegenüber), o mein Himmel, was ist das für ein ungleicher Wettkampf! Es gab Zeiten, wo ich den ansprechendern Erscheinungen meines Jahrhunderts beigezählt wurde. Sie sind noch nicht gar zu lange vorüber; aber ich habe in dem Sand Arabiens und in Nubiens Wüsten zu schlechte Haar- und Hautpflege gehabt. Ich bin eine etwas lederne Mumie geworden und coquettire eigentlich schon mit meiner Glatze à la père Enfantin. Ich verdenk' es Olga nicht, daß sie Geschmack hat, und jedenfalls ist die jetzige Chance, daß sie sich in Sie, Wildungen, verliebt hat, doch noch viel vortheilhafter für die Familie, als wenn wir in Odessa erlebt hätten, sie hätte sich liebend für irgendeinen jungen tscherkessischen Häuptling erklärt und ihrem Kaiser die Schmach angethan, mit irgendeinem Schamyl in den Kaukasus durchzugehen.

Siegbert sprach sich auf diese Selbstpersiflage offen dahin aus, daß er kaum annehmen dürfte, Olga würde in den Zerstreuungen Italiens und bei den eigenthümlichen Auffassungsweisen ihrer Tante lange ihm die Gesinnung erhalten, deren sie ihn hier gewürdigt hätte. Und Dankmar meinte geradezu, es ginge das Gerücht, der Maler Heinrichson wäre der Freund und Begleiter der Frau Gräfin d'Azimont, und noch stünde es dahin, ob nicht sein gewählter Geschmack dabei eigentlich Olga im Auge hätte.

Doch wurde diese vorschnelle Aeußerung Veranlassung, daß Dystra sagte: Nein, nein! Man irrt in allen diesen Voraussetzungen. Lesen Sie, was Olga hierüber an Rudhard geschrieben hat. Es ist ihr zweiter Brief, originell wie der erste und in der festgerannten eigenthümlichen romantischen Auffassung

wiederum komisch genug. Ich gestehe dabei freilich, daß das Burleske in dem Gegensatze zu dem prosaischen, nüchternen und aller Schwärmerei baren und abholden Erzieher liegen mag.

Lieber Papa Rudhard, schreibt sie, — lesen Sie! . . .

„Lieber Papa Rudhard, Dein Brief wurde uns nach Rom gesandt, in diese große und allmächtige Stadt, die Gott der Herr mit allen seinen himmlischen Heerscharen selbst erbaut zu haben scheint. Hier ist nichts Gemeines! Hier ist alles groß und unsterblich! Ach, Papa, ich las Deine Warnungen und guten Lehren mit der Geduld, die man fühlt, wenn man Menschen reden hört, die Italien nicht gesehen haben. Es ist gerade, als wenn Du mir vom Nutzen eines transportabeln Ofens sprächest und mir Vorwürfe machtest, daß ich nach Rom, trotzdem daß wir eine Espèce von Winter auch hier haben, keine nordische Feuerung mitgenommen hätte. Ich bin, seit ich Italien sehe und alle diese herrlichen Kirchen, diese Villen, diese Paläste und den Baldachin des blauen Himmels und die dunkle Azurfläche des großen Meeres, mit euch allen eigentlich versöhnt und fühle nur noch Mitleid, keinen Haß mit euch. Mein Tagebuch wird euch vielleicht einst die Empfindungen sagen, die ich an jeder berühmten Statue, an jedem bewunderten Bilde, das ich sehe, in meinem Herzen belauschte. Ich ergreife alle Gelegenheiten, etwas zu lernen, und antworte den dummen Stutzern, die uns besuchen und den Hof machen — es drängen sich in allen Städten besonders die Engländer und Russen an uns —, immer mit antiquarischen Gegenständen, wodurch sie sich sogleich entfernen, wie Ungeziefer vor scharfen Gerüchen. Ich finde, daß ich dadurch vielen Vortheil vor andern Mädchen voraushabe, die sich nur darin gefallen, von hundert Männern immer dieselben faden Schmeicheleien zu hören. Diese Frauen sprechen immer nur von Musik, von schönen Gegenden, von guten Gasthöfen, ich aber lese Homer und Virgil und spreche dann auch darüber, was die Elegants nicht gut vertragen können. Natürlich wollen

sie dann nicht ganz dumm erscheinen, aber sie wissen nur über England und seine Staatsverfassung, über Rußland, den Kaiser und das Militär zu sprechen, was ich ruhig, aber kalt anhöre. Baron Krutusoff führt mich jetzt durch die Museen und muß mir alles sagen, was er über die Museen von Paris und Wien gelernt hat. Ich erstaune oft, wie unterrichtete Menschen, und ein solcher ist Krutusoff doch schon, dennoch so fade sein können und einer jungen Frau gegenüber immer sogleich ihren Verstand verlieren. Die Tante hört, weil sie schon sehr viel weiß, diese Schmeicheleien ruhig mit an.“

Weil sie schon sehr viel weiß! unterbrach Dystra lachend die Naivetät auch dieses Briefs. Dankmar und der Baron mußten Siegbert um Verzeihung bitten, der lächelnd erwiderte: Wie könnt' ich über diesen Spott empfindlich sein! Ich habe Olga nie anders betrachtet als wie ein gutgeartetes Kind, dem man nur Zeit lassen muß, seinen Weg zu gehen.

Darauf hin, sagte Dystra Beifall nickend, ist Ihr Bruder so gütig und fährt fort.

Dankmar las: „Die Tante wird, weil sie schön und gut ist, von den eiteln Männern sehr belästigt, aber sie lebt nur ihren Erinnerungen und ihrem Schmerz. Oft beobacht' ich sie im Traume und höre, daß sie still für sich hinseufzt und ruft: Mein Egon! Mein Egon! Dann weint sie, und ich weine mit ihr, weil ich sie ganz verstehe und ihr Schicksal in dem Leben selbst, in der Natur und in der Kunst wiederfinde. Denn alles Schöne ist traurig, ihr Menschen! Immer, wenn ich sehe, daß andere bewundern, möcht' ich weinen. Die schönsten Madonnen und die edelsten Physiognomieen unsers Heilandes sagen alle: Unser Erbtheil ist der Schmerz, und auf den weiten Ebenen, wo Kirchen, Kapellen, Ströme, Felder und Wälder sichtbar sind, iegt eine Melancholie ausgebreitet, die mich an meine früheste Kindheit erinnert, wo mir innerlich etwas wehe that, ich wußte nicht was, wo ich weinen mußte, ich wußte nicht wie, und wo

ich nur etwas klar verstand: Deinen Tadel, Papa Rudhard, Deine schneidenden Proteste gegen meinen stillen Hang zur Einsamkeit!"

Drei Männer, so die Entwickelung eines jungen Mädchens kritisirend, boten Siegbert den Stoff eines Gemäldes. Er selbst blickte innenwärts und gedachte des Augenblicks, wo dies träumerische Kind einst an seine Brust sank und mit den großen braunen Augen ihn wie in eine unergründliche Tiefe blicken ließ. Dann horchte er dem Folgenden:

„Viel Belehrendes über das Schöne erfuhr ich auch von Heinrichson, der ein berühmter Maler ist und uns in Mailand begegnete, weil er auch nach Rom reist. Dieser Mann ist sehr schön, und ich höre ihn gern reden, weil er Kenntnisse und Witz besitzt. Auch lieb' ich an ihm, daß er . . ."

Lesen Sie's nur! rief Dystra dem stockenden Dankmar zu, der Siegbert sich entfärben sah. . . .

„Ich liebe an ihm, daß er der Freund meines Freundes ist." . . .

Das geht doch noch! sagte Dystra und nickte Siegbert zu.

Siegbert fand, um auszuweichen, es vollkommen im Charakter Heinrichson's, sich bei Olga unter dem Schutz einer Lüge einzuführen. Mein Freund! sagte er staunend.

„Die Tante", fuhr Dankmar zu lesen fort, „ist gegen Herrn Heinrichson kühl und gleichgültig. Er muß uns jetzt in Rom, wo wir ihn wiedergefunden haben, oft den Shawl und die Operngläser tragen. Ich glaube, daß er dies, so lächerlich es ist, gern thut, weil er die Tante liebt. Aber die gute Helene wird nie mehr lieben. Ihr Andenken ist dem unvergeßlichen Egon geweiht, den ich doppelt und dreifach hasse, weil er so viel Zärtlichkeit mit Geringschätzung erwidern konnte. Oft weint meine gute Helene, nimmt mich dann auf den Schos und erzählt mir, worin alles Egon so liebenswürdig gewesen ist. Seine Seele war kindlich und rein, spricht sie dann, er tändelte durchs

Leben, und alles, was er wie im Spiel ergriff, hatte hohe Bedeutung. Ich weiß es auch, wenn ihn jetzt der Beifall eines ganzen Volks begrüßt und sein König ihm gestattet, alle Orden der Welt zu tragen, und ihm den besten, den er selbst besitzt, umhängen mag, sein Herz wird nicht Ruhe haben. Ich weiß es, selbst im Besitz der schönen Melanie wird ihm oft weh um sein Inneres werden, und in stillem Schmerz wird er ausrufen: Helene! Helene! Und dann tröst' ich sie, so gut ich es kann, indem ich ihr von den Schicksalen Valentinens, Indianens, Faustinens erzähle. Auf alle diese edeln Frauen, deren Leiden Georges Sand und die deutsche Gräfin beschrieben haben, senkte sich das himmlische Manna der Ergebung und Erlösung herab. Ach, Papa Rudhard, warum zürnst Du so den Mönchen und Nonnen! Klöster hab' ich gesehen, Klöster . . . mit Gärten, mit kleinen Zellen, mit heiligen Kirchen, in denen die Lichter brennen und Weihrauchdüfte die Seele emporziehen! Ach! so einen stillen Platz, wie in Florenz und Genua oft die frommen Schwestern haben, Weinranken um das kleine Fenster, jeder Schwester ein Blumenbeet gehörend, und das alles jetzt, wo bei euch der Winter schon tobt, noch so frühlingsfrisch, so maiblühend . . . ich bin gewiß, die Tante bliebe in einem solchen Kloster, wenn sie nicht in Paris noch gebunden wäre." . . .

Aha! sagte Dystra, das ist das bekannte Ende! Das arme Kind wird methodisch ruinirt!

Aber bitte! sagte Siegbert. Das noch einmal! „Gebunden in Paris?"

Dankmar und Dystra mußten gestehen, daß der Ausdruck: „Wenn sie nicht in Paris noch gebunden wäre", für eine eheliche Verpflichtung ein Triumph der modernen gesellschaftlichen Freigeisterei war. Siegbert aber im stillen war über die Klosterschwärmerei seiner Olga tief ergriffen; er fühlte, daß diesem Triebe alles das zum Grunde lag, was ihn selber beseligte,

mochte er auch mit Klöstern nur in ästhetischer und kunstidealer Verbindung stehen.

Wir sind sogleich zu Ende, sagte Dankmar und schloß die Vorlesung: „Ich wünsche Rurik und Paulowna die besten Weihnachtsgeschenke und bitte Dich, Papa Rudhard, aus meiner Sparbüchse etwas für sie zu kaufen. Herr von Dystra hat sie, wie ich höre, sehr reich beschenkt. Es ist die Art der Menschen, die“ . . .

Lesen Sie nur! sagte Dystra, als Dankmar stockte. . . .

„Es ist die Art der Menschen, die nicht durch sich selber Interesse einflößen können“ . . .

Dystra trat vor den Spiegel, seine Toilette musternd und auf den Fußspitzen sich erhebend. . . .

„Sich auf die Wirkung ihrer Geschenke zu verlassen. Wenn dieser Herr glaubt, dadurch auf mich vortheilhaft zu wirken, so bedaur' ich die Verblendung. Nach allem, was ich von dem Baron höre, glaubte er in mir ein Kind zu finden, das ihm für seine Liebe die Hand küssen würde. So habt ihr mich ihm dargestellt . . . nein, ich will diese Zeilen mit keinem Mistone schließen. Sie kommen aus dem Lande der Harmonieen! Grüßt die, die mich verstehen! Und wo meine Seele weilt, weißt Du, Vater Rudhard! Ein Gott und Eine Liebe! Das ist der Wahlspruch euerer Olga Wäsämskoi.“

Als Dankmar geendigt hatte, bemerkte Dystra zu Siegbert gewandt, der nachdenklich das Haupt stützte: Sie werden gestehen, daß mich diese kleine Emancipirte sehr falsch beurtheilt, wenn sie glaubt, daß ich nur gemeiner Empfindungen fähig bin! Gibt es etwas Heroischeres, als den Reiz, den mir dieser allerliebste Flüchtling verursacht, unterdrücken und dem Manne, dem sie ihr Herz so offen und frei anträgt, den ganzen Einblick in ihr Inneres zu gönnen, ja dasselbe ihm darzubieten? Ich bitte mir aus, daß Sie einen Dichter für diesen Gegenstand interessiren!

Herr Baron, sagte Siegbert und drückte dem wirklich trotz der Ironie bewegten Dystra die Hand, ich selbst werde volle Kraft besitzen, diese Neigung in mir zu ersticken. Wenn Olga unter allen Schmeicheleien, denen sie sich durch ihren gewagten Schritt ausgesetzt hat, die Aegide einer ihr heiligen Neigung durch mich sich schmiedete, so ist das auf dem gefährlichen Boden, Heinrichson gegenüber und in der Umgebung der excentrischen Helene, vorläufig vortheilhaft. Ich bin der Stab, an dem das Pflänzchen aufwachsen mag. Ist es erstarkt, so wird es Ihnen ohne mich blühen. Warum sollten Sie nicht der Gatte Olga's werden? Es wird so kommen, nicht anders, und seien Sie versichert, Ihre Güte, Ihr Vertrauen ist an keinen Unwürdigen verschwendet. . . .

Dystra schien nicht ohne Trauer. Offenbar waren seine Scherze über dies Verhältniß nur Deckmäntel seiner wahren Gesinnung, die in der That in alledem, was der dem Sonderbaren geneigte Mann von Olga erfuhr, einen lebhaften Stachel seines Interesses fühlte. Er hörte aber darum nicht auf, den Brüdern Wildungen mit voller Seele anzugehören, und wurde nicht nur ihr „Freund", wie der oberflächliche Ausdruck der großen Welt wol lautet, sondern ihr geheimster Vertrauter und ihnen auch der Gesinnung nach wenigstens gleichgestimmt, wenn auch sein Skepticismus keine politische Schwärmerei aufkommen ließ.

Schwieriger war Siegbert's Begegnung mit der Fürstin. Die mußte doch endlich auch stattfinden. Die mußte doch irgendwie eingeleitet werden. Rudhard fühlte dies selbst, obgleich er inständigst bat, das Wiedersehen nicht zu übereilen und Siegbert's Rückkehr so lange geheimzuhalten als nur möglich. Der rationalistische Kopf, der in seinem Priesteramte nur im Grunde einen Beruf sah, die Menschen aus unklaren religiösen Stimmungen aufzustören und das für Religion gelten zu lassen, was Begriff, logische Thatsache war . . . ihm geschah die wun-

derliche Nothwendigkeit, Siegberten zu rathen, am zweiten Adventssonntage in die Stadtkirche zu gehen und dort nicht weit von dem Stuhle, der Anna von Harder gehörte, die Fürstin zuerst flüchtig und vorläufig zu begrüßen. So vertraute er schon dem mildernden Gegendruck der religiösen Stimmung. Siegbert war nicht abgeneigt, die Fürstin auf diese Art zuerst zu sehen. Propst Gelbsattel predigte, und diesem hatte er ohnehin der schönauschen Empfehlung wegen zu danken. Anna von Harder und die Fürstin, in Pelze gehüllt, waren unter dem immer gefüllten Auditorium, das der gefeierte Kanzelredner trotz seiner Opposition gegen die Zeit und ihre Strebungen nach allen Richtungen hin versammelte.

Siegbert grüßte sie, als die wie immer geistreiche, aber innerlichst unwahre Predigt vorüber war. Die Fürstin erblaßte und wartete den Segen nicht ab, ohne den Anna von Harder nicht gehen wollte. Auch Anna erkannte Siegbert und grüßte mit der ganzen Huld, die ihr immer in jeder Lage eigen war....

Nun sah Rudhard freilich mit Schrecken, daß die Fürstin, kaum nach Hause gefahren — die Livree Grün mit Gold trug noch immer Peters — in einen heftigen Weinkrampf ausbrach, nicht zu Tische kam, die Kinder von sich wies, sich einschloß und mit allen Leidenschaften ihrer aufgeregten Brust kämpfte; allein es war doch, als Siegbert dann einige Tage später wirklich kam und nun vor ihr saß, der erste Sturm glücklich vorüber, und gefaßter und würdiger konnte ihm Adèle Wäsämskoi die Hand reichen und mit ihm über ihr Leben, ihren mannichfach veränderten Umgang, über seine inzwischen erfahrenen Schicksale sprechen. . . .

Dann kam Weihnachten heran. . . . Die Kinder schmiegten sich wieder dem alten Freunde an. . . . Rudhard zwar zuckte die Achseln, und die Fürstin nahm Siegberten wie früher als ein Element, das zu ihrem Leben gehörte, wenn auch ohne Leidenschaft, ohne irgendeine Zumuthung ihrer schlummernden Ge-

fühle. Doch von Olga durfte nicht gesprochen werden, auch von Dystra nicht viel, der ihr, wie sie sich ausdrückte, nicht „sympathisch“ war. Rudhard blinkte Siegberten bei diesem Worte zu und sagte ihm später im Vertrauen, daß dies eins jener Wörter wäre, die Adèle hier nun auch schon aufgriffe und gegen die er vergebens den Don Quixote, den Gil Blas, Tausendundeine Nacht und ähnliche, wenn auch altbackene, doch bewährte Lektüre empföhle, deren Wirkung sich bei Peters noch immer sichtbar zeige, denn der ließe seine Frau ruhig schalten und walten in dem Etablissement der Herren Hitzreuter, und niemand ertappe ihn mehr auf melancholischen Scheidungsgedanken, im Gegentheil speculire er, wenn seine Katharine einige tausend Thaler zusammenscharmuzirt hätte, sich irgendwo mit ihr auf eine solide Oekonomie zurückzuziehen. . . .

Von Dankmar berichten wir noch, daß er gegen Weihnachten mit Siegbert eine jener Ausstellungen, die um diese Zeit die vornehme Welt zur Unterstützung wohlthätiger Zwecke veranstaltete, besuchte und dort auch Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz wiedersah.

In einem großen Saale, wo Gräfinnen und Baronessen vor zierlichen kleinen Boutiquen die eingelieferten Gegenstände verkauften, behauptete sie einen Stand, der dicht an einer großen Blumendecoration errichtet war, die dem Gipsbrustbilde des Königs galt.

Dankmar, der sich dieser Begegnung nicht versah, grüßte lächelnd. Das Fräulein erwiderte hocherröthend. Der Saal war nicht übermäßig gefüllt, doch auch nicht leer. Die Mode dieser Verkäufe war schon etwas im Absterben, sie erschien als ein zu weltlicher Ausläufer der „innern Mission“. Es fand sich Gelegenheit, daß Dankmar an den Verkaufstisch des Fräuleins treten konnte, wie dieser gerade leer war — seinen Bruder Siegbert fesselte Frau von Trompetta an einem andern Stande —, zum Schrecken für seine Börse, die nicht ausreichte für die Fülle

von jolis riens, die Frau von Trompetta schmetternd anzupreisen wußte. Die Trompetta wollte um jeden Preis das reichste Ergebniß der Ausstellung erzielen. Ihre Kasse mußte die einträglichst gewesene sein, und dadurch verfiel die gute Frau förmlich in ein Locken, Zwitschern und Verführen jedes Vorübergehenden, sodaß man in ihr wirklich ein Talent für den Handelsstand entdeckte und es von den andern verletzten vornehmen Damen vielfach rühmen hörte, wie gut sie „schachern" könne. Den armen Siegbert ließ die Trompetta unter fünf Thalern wenigstens nicht von dannen. Das war ein Preisen, ein Schäkern, ein Kichern und dabei ein Predigen über Liebe und Wohlthätigkeit, das war ein Forschen, ein Fragen nach den Schicksalen des so lange nicht Gesehenen! Und als sie ihm nun gar noch mit Gewalt einen bunten Lappen zum Tinteausspritzen um einen Thaler empfehlen wollte, kam ihm glücklicherweise die Fürstin Wäsämskoi, mit der er sich hier ein Rendezvous gegeben hatte, zu Hülfe und kaufte so stark, so guten Humors, daß die Trompetta alle Chronique scandaleuse über ihre guten Geschäfte vergaß und im Jubel über die gefüllte Kasse alle sittlichen Irrthümer der Welt mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckte. . . .

Dankmar'n aber ging es nicht so gut. Fräulein Wilhelmine, hocherröthend über diese ihr trotz der entgegengesetzten Meinung so theuere Begegnung, hätte von den Offizieren, die bei ihr hatten kaufen wollen, vielleicht nicht einmal viel eingenommen. Sie hielt sie aber auch nicht fest, selbst wenn sie gefülltere Börsen hätte voraussetzen dürfen. Dankmar'n aber ließ sie nicht — was ihm Geld kostete. In ihrem fesselnden Gespräch mußte er Falzbeine, Briefbeschwerer, Börsen, Federputzer, eins nach dem andern, erstehen.

Das politische Thema war dabei sogleich im Gange, sogleich mußte sie den kleinen Scherzen Dankmar's über die Gipsbüste des Königs in ihrer Nähe Rede stehen und ihm die Lehre ge-

ben: Sie Unverbesserlicher! Spotten Sie schon wieder? In diesem Bilde liegt der allmächtig ausströmende Zauber einer Persönlichkeit, die der Träger unserer theuersten Begriffe ist! Für mich knüpft sich an diesen edeln Jünglingskopf, der so traurig auf seine ernste Lebensaufgabe herniederzublicken scheint, doch die ganze Geschichte unsers Vaterlandes, die Vergangenheit und die Zukunft und der regelmäßige Gang unsers frühern Staatslebens und der Schmerz um die gestörte Ordnung dieses Ganges und die Verzweiflung über die neuen Bahnen, die er jetzt wandeln soll und die, wir ahnen es, zu seinem Verderben führen werden. Ja! Ja! Sie Böser! In den wogenden Schwankungen des öffentlichen Lebens, was bleibt sicherer als die geheiligte Person des Monarchen, der da sagen kann: Ich, der Fürst und der Herr? Wo ist denn auch ein Wesen, das öffentlich wirkt und von uns mit ganzer Liebe erfaßt werden kann? Sie sprechen vielleicht von Ihrem Freunde Egon von Hohenberg, wenn er noch Ihr Freund ist? Er ist lobenswerth, seit er seinem König und Herrn dient, aber wer kann sich an ihm wie an einem Anker halten? An diesem Bilde halten wir uns. Wo der Herr und König steht, da stehen unsere theuersten Güter, da steht das Vaterland, die Ehre der Monarchie, der Ruhm des Kriegsheers, Güter, die Sie geringachten mögen, die aber in den Zeiten der Gefahr die einzige sittlich berechtigte Entscheidung geben!

Dankmar zog die Börse und zahlte schon den dritten Thaler für einen kleinen Wandhaken, um eine Uhr daranzuhängen. Seine Finanzen waren seit geraumer Zeit so schwierig, daß ihm diese Uhr selbst in Gefahr scheinen durfte, nun trotz des Wandhakens.

Sie sind eine Schwärmerin, mein Fräulein, mußte er sagen, als sie ihm den Haken in eine reactionäre Zeitschrift wickelte Sie huldigen Ihren Göttern wie eine geweihte Priesterin. Ich ehre Ihre Weihe, fliehe aber Ihre Altäre. Diese Altäre ver

langen Menschen- und Begriffsopfer. Dieser Cultus gibt verbrecherisch alles hin, was seit Jahrhunderten von der Menschheit für die Menschheit erstrebt wurde. Ihre Freunde sind mir grauenvoll; ich hasse sie. Verrathen Sie mich da dem Rath, dort jenem Obersten, dem Kammerherrn . . . ich mache Platz; ich hindere Sie am Verkaufen.

Nein, bleiben Sie! . . . Also keine Abhängigkeit, keinen Gehorsam, keine Liebe mehr?

Abhängigkeit, Gehorsam, Liebe! Auch diese Empfindungen sollen ins öffentliche Leben zurückkehren, ja sogar seine Stütze werden. Aber da — diese Neubündler, sie wollen ja nur vom Fürsten und seinem Glanze abhängig sein, um in der Sonne der Majestät mit zu glänzen! Diese abscheuliche royalistische Eitelkeit! Zu tief in das feudale Europa hat sie sich eingenistet! Sie sind auf dem Wege, daß der Glanz der Dynastieen zu einer allgemeinen Landes- und Volkssache erhoben werden soll und in gräßlicher Ueberspannung ein Staatsleben geschaffen wird, das eine Sünde gegen Gott ist!

So gereizt war Dankmar seit einiger Zeit, daß er selbst bei solcher Gelegenheit nicht mehr spielen und tändeln konnte. Die Gruppe der Blumen und des Monarchen war von vornehmen Damen und Herren umstanden, und mit Entzücken betrachtete man den Einfall, auch das Landeswappen aus einigen Kränzen darzustellen. Sie sehen, sagte Fräulein von Flottwitz, Sie kommen mit Ihrer destructiven Kälte hier nicht durch. Ein Ewiges, das in die Herzen der Menschen gepflanzt wird, widerlegt Sie.

O, ich kenne dies Ewige und ehr' es, antwortete Dankmar, der sich gereizt entschloß, noch einen halben Thaler an einen bunten Kalender fürs neue Jahr zu wagen. Ich will die Bescheidenheit, das Abhängigkeitsgefühl, die Hingebung nicht ausrotten; aber es soll hinübergelenkt werden in Gebiete, die unserer würdig sind. Da! Dies ist ein reicher Leinenhändler, der

dem Hofe das Tischzeug liefert. Er kauft eine Cocarde bei Gräfin Mäuseburg! Er zahlt einen Louisdor. Guter Hoflieferant! Du widerlegst den Rousseau nicht mit deinem Louisdor! Das da ist der Meister von Tisch und Stuhl im Reubund; er ist Seifenlieferant der Prinzen und muß sich gut stehen mit dem Tischzeughändler. Einer verräth des andern schlechte Waare nicht. Sie geben sich den brüderlichen Handschlag! Kennen Sie jenen Regierungsrath? Er ist von Adel, hat aber kein Vermögen. Dem ist alles gleichgültig, Geschichte, Philosophie, Politik, alles ist ihm dummes Zeug, nur am ersten jedes Quartals sein Gehalt vom Kanzleidiener gebracht, das übrige kümmert ihn nichts. Denken Sie, wenn diese Menschen fürchten sollten, fürchten zu müssen! Sie kämpfen für den Herd, das Leben ihrer Familien! Sehen Sie jetzt die Sicherheit jener Frauen! Wenn solche Ober- und Vice- und wirkliche Geheime je etwas entbehren sollten, wenn einst der Mann sagen sollte: Kind, von Neujahr an müssen wir uns einschränken! Die Demokratie setzt die Gehalte herab, besteuert sie, wie jedes Einkommen besteuert wird! Ich sehe da Furien, nicht Weiber mehr. O mein Fräulein, nicht alle schwärmen wie Sie! Blicken Sie auf jenen Professor! Er trägt einen berühmten Namen, ist aber auf die Orden, die seine Brust schmücken, eitler als auf die Werke, mit denen er die Wissenschaft bereicherte. Jener Geistliche! O, diesen veracht' ich vollends. Die Polizei schickt ihn in die Volksversammlungen und Clubs, um sich der Debatte zu bemächtigen. Hören Sie dies Organ, diese Lunge, diese Stentorstimme und diese Grobheit bei aller scheinbaren Artigkeit, mit der er eben eine Streusandbüchse von Frau von Trompetta erhandelt. Lesen Sie doch ein wenig in den Mienen jener geschmeichelten Pfahlbürger und Rentiers, die jetzt eintreten, um hier so nahe bei Excellenzen und Beamten weilen zu dürfen! Dort jene Gruppe! Hohe Offiziere, dicht nebeneinander. Ich wünsche ihnen den Ruhm der besten Schlachtfelder, aber ich bestreite, daß diese

alten Herren berechtigt sind, Meinungen über den Staat auszusprechen. Sie haben Söhne, sie haben Enkel zu versorgen! Der Staat, wie er jetzt einmal ist, gibt ihnen die Bürgschaft leidlicher Erfüllung ihrer Hoffnungen, warum sollten sie das dumme ideale Zeug denn nicht hassen, das jetzt in den Menschen sich einzunisten droht? Kennen Sie jenen Mann mit dem Schnurrbart? Er vertritt mir jene jungen Beamten, die Carrière machen wollen und den auf den Universitäten eingesogenen Corpsgeist auf das gemeine Leben übertragen und grob und malitiös fortpflanzen. Ach, mein Fräulein! Soll jener Speculant da die Zeit nicht hassen, die ihn zwang, seinen Wagen und seine Pferde abzuschaffen? Und jene Offiziere, die dort Wühlhuber's und Robert Blum's Bildnisse aus Dragée kaufen! Ich gönne ihnen allen Humor und alle Genüsse der Jugend; aber welcher Uebermuth spricht aus ihren schlechten Witzen! Wie rasseln sie mit ihren Friedenssäbeln! Wie ersetzen sie das bescheidene Nachdenken, das ihnen schön stehen würde, mit der Prahlerei einer ultraconservativen Gesinnung! Es sind Offiziere von der Garde, alle sind sie adelig, ihre Väter und Onkel sind Offiziere, Beamte, Landräthe. . . . Mein Fräulein, wenn ich mir sagen muß, daß die Zeit noch mit diesen Elementen fertig werden soll, so gerath' ich in Verzweiflung. Ich sehe hier nur einen Kampf auf Leben und Tod. Ich begreife, wie es in Frankreich bis zur Guillotine kommen konnte. Sagen Sie mir, welche Aussöhnung soll es noch geben, wenn die Monarchie diese Idolatrie duldet, die Ministerien sie gestatten, hervorrufen, sich auf ihre Demonstrationen stützen? Oder wo wird der Begriff herkommen, der sich einst vom hohen Himmelsthron herabsenken müßte, um hier eine friedliche Ausgleichung zweier Extreme in einem höhern Dritten möglich zu machen? Es wird keiner kommen, oder es ist der Begriff der Barbarei, die Invasion der orientalischen Horden oder die entfesselte Wuth der socialen Gleichmacher. Wir stehen hier unter Blumen, Glaskronen, umrauscht von einer ver-

steckten sanften Musik, aber ich sage Ihnen, in zwanzig Jahren wehen hier Trauerfahnen, und wir alle sind weggemäht vom Schnitter, dessen Sichel ich schon in furchtbarster Arbeit sehe, ohne zu wissen, wo sie alles einst hinfahren wird und von wannen sie einst kommt!

Dankmar ergriff, um seine Aufregung zu verdecken, einige der ausgestellten Gegenstände. . . .

Wilhelmine schwieg. Sie war erschüttert. Sie war es so sehr, daß sie das Auffallende dieses langen Verweilens eines jungen Käufers an ihrem Stande nicht merkte und die über den ganzen Saal hinübergeschossenen Blicke der im Verkauf glücklichen Trompetta nicht verstand. . . . Alle seine heftigen Aeußerungen verband Dankmar dann wieder mit scheinbar gleichgültigen Fragen und Erwiderungen, die er über den Tisch hinweg wegen entfernter oder näherer Spielereien that. Niemand im Saale außer Friederike Wilhelmine konnte ahnen, wie bewegt er war. . . .

Sie können sich so mäßigen, Herr Wildungen! sagte sie. Sie können so den Ton treffen, der immer der gute ist! Wie oft hab' ich Sie beobachtet! Alle Welt kennt Ihre Gesinnung, und sonderbar, niemanden verletzt sie. Und ich nenne das an Ihnen aristokratisch. O, Sie wissen gar nicht, wie aristokratisch Sie sind!

Dankmar mußte lachen. . . .

Lachen Sie nicht! Ich wünschte wohl, jeder wüßte sich zu beherrschen. . . . Sie haben Takt — Takt ist eine der schönsten Tugenden des Menschen! Ich wiederhole ein Wort der edeln Anna von Harder: Takt ist der Verstand des Herzens. Den Verstand des Verstandes kennen wir, den haben Tausende! Den Verstand des Herzens haben wenige; wenige dies sichere Gefühl, was andern wohlthun, was sie verletzen könnte. Der echte, wahre Takt ist keine kalte Welttugend, keine bloße Formenglätte des Benehmens. Der Taktvolle kann im Grunde nur ein guter

Mensch sein und ein bescheidener. Wie hab' ich bei der Fürstin Wäsämskoi Ihren Takt geachtet! Sehen Sie! Sie kommt da her. . . .

Dankmar zahlte eben den vollen vierten Thaler für einen Scherz, den er Armand verehren wollte, und wollte nun gehen, da er die Fürstin zu vermeiden wünschte. Doch fesselte noch eine andere „Boutique" die Fürstin. . . .

Noch eins! sagte Fräulein von Flottwitz. Beruhigen Sie mich, daß Sie sich nicht in Gefahren begeben. Vermeiden Sie diesen Louis Armand, diesen Leidenfrost, den verrätherischen Major von Werdeck — ich beschwöre Sie — es ziehen sich Ungewitter über Ihnen allen zusammen — Wildungen! Lassen Sie von dieser entsetzlichen Verblendung Ihrer Gesinnungen! Werdeck hat sich nicht vertheidigen können. Er behält den Hausarrest, seine Papiere sind in Beschlag genommen. . . .

Dankmar wollte erwidern. Sie wurden von Offizieren gestört, die ihre Freischärler und Wühlhubers von Chocolade und Dragée durch den Saal wie Siegstrophäen trugen und die Bärte dieser wilden Kerle analysirten. . . .

Sie blieben bei Fräulein von Flottwitz stehen.

Dankmar ging. Mit flüchtigem Gruß huschte er an der Trompetta, die ihn doch auch noch ausbeuten, wenigstens nach seinem Proceß fragen wollte, vorüber. Wehmuth ergriff ihn über die Welt, die Zeit, auch über dies vielbewunderte und vielverspottete Mädchen. Ob seine Einwände auf Friederike Wilhelmine von Flottwitz Eindruck gemacht und ihre Ansichten berichtigt hätten, mußte er bezweifeln. Solchem Fanatismus gegenüber war keine Verständigung möglich, selbst durch die Liebe nicht, und wahrhaft schmerzlich ergriff es ihn, daß ein Wesen so reiner, lichtreiner Natur, so liebenswürdig, so aufopferungsfähig, so heroisch und charaktervoll, ein Wesen, vielleicht ganz geschaffen, ch ihn zu verstehen, ihn selbst glücklich zu machen, doch durch Zwiespalt der Zeit ewig von ihm getrennt und für ein

Andersdenken völlig unempfänglich war. . . . Ein Weib in seinen Armen zu halten, das eine von seinem innersten Menschen getrennte Selbständigkeit beanspruchte, wäre ihm fürchterlich gewesen. Dies Mädchen, so reizend, so poetisch, so weihevoll gestimmt . . . es liebte ihn . . . er sah es . . . und ihn selbst durchzuckte es, als er einen Augenblick beim Berichtigen seiner Einkäufe leise ihre Finger berührte. Er konnte sich denken, wie treu, wie hingegeben, wie seelenvoll Wilhelmine an ihm hängen konnte; er fühlte die Kraft ihres Willens, ihrer hohen Weiblichkeit in ihn überströmen durch diese einzige Berührung, durch den wehmüthigen Abschiedsblick, und doch getrennt — doch furchtbar getrennt! Es überrieselte ihn kalt, als er solcher Geheimnisse der Zeit gedachte, und es bedurfte mehrerer Tage, bis er sich von dem schmerzlichen Eindruck dieser Begegnung erholen konnte.

Ein weibliches Bild, das ihm da dann immer lächelnd und tröstend entgegentrat, blieb Selma. Wie sehnte er sich nach dieser Gestalt, nach diesem Wiedersehen!

Doch nahm ihn der Ernst des Augenblicks zu sehr in Anspruch. . . . Ueber Werdeck's Brief las man in allen Zeitungen das Empörendste.

Und Dankmar wurde sogar von dem halbgefangenen Major ersucht, sich ihm eine Weile fern zu halten. . . .

In wenig Tagen hofften die Freunde die Berichtigung dieser gefahrdrohenden Irrungen.

Funfzehntes Kapitel.

Stürme.

Fürst Egon von Hohenberg ging auf der Bahn, die er sich einmal vorgezeichnet hatte, unerschrocken weiter.

Das sichere und feste Auftreten, das jeden seiner Schritte bezeichnete, verlieh ihnen ebenso vielen Erfolg wie die allgemeine Abspannung einer Zeit, die nach manchem Sturm und Wirbelwinde sich auf dem noch so haltlosen Platze, wo sie sich gerade befand, doch erst zurechtfinden und mit dem nächsten Bedürfnisse wieder vermitteln wollte. Major von Werdeck bezeichnete das in seiner Weise einst unter den Freunden, die voll Kummer die über ihn verbreiteten falschen und lügnerischen Berichte vernahmen, mit den Worten: Es muß doch nun jeder erst wieder sehen, was inzwischen aus seinem Kraut- und Rübenacker geworden ist! Die gekündigten Kapitalien müssen doch erst wieder neu angelegt werden, die Staatspapiere ein wenig höher auf der Scala des Vertrauens steigen. So rasch geht das nicht alles! Wenn man marschirt, macht man immer nur so lange Tour, bis die Arrièregarde, das Bagage- und Trainwesen in Ordnung ist. So lange ruht man. Dann geht's weiter. Und . . . setzte er in seinem noch ungestörten Humor damals hinzu, die vielen Mädchen, die inzwischen mannbar geworden sind! Für die muß doch auch erst wieder ihre Zeit kommen. Es müssen doch erst wieder Hochzeiten gemacht werden. Der große Lebenszweck darf doch nicht aussterben. Das geht nicht, daß sich alles ewig und immer in precärer Unklarheit so fortwälzt und nicht mehr Bälle und Verlobungen stattfänden. Nein, da sorgen schon die Mütter für. Die stemmen sich mit Riesenkraft gegen den rollenden Wagen der Zeit und legen seinen Rädern

ihre Hauspantoffeln als Hemmschuhe unter. Die eigentliche Aufgabe des Menschengeschlechts, die Familie und ihre Versorgung, darf nicht zu kurz kommen, und die Kaufleute und Krämer und Handwerker wollen doch auch einmal erst ihre Handlungsbücher wieder revidiren und ihre Kundschaft begrüßen; hernach mag's weiter gehen!

Werdeck behielt seinen Gleichmuth trotz drohender Vorboten einer Katastrophe, die ihn gegen das Frühjahr vernichtend traf. Man hielt ihm mehrere Briefe entgegen, in denen seiner als eines Vertrauten und Eingeweihten fremder Emissare Erwähnung geschah. Ja, von einem Briefe war die Rede, den er selbst an Flüchtlinge geschrieben hätte.

Zwar bekam der Angeschuldigte namenlose Zuschriften, die ihm anzeigten, daß es sich hier um ein boshaftes Complot und eine großartige, weitverzweigte Fälschung handelte; aber ein Eclat war doch grell genug gegeben, und Werdeck mußte sich einstweilen zur Disposition stellen lassen.

Er schied mit Schmerz von seinen Kriegern, aber auch voll Bitterkeit. Die Untersuchung wurde parteiisch geführt, aber es fanden sich doch Zeichen, daß Werdeck's Verbindung mit irgendeinem Geheimwesen nicht aus der Luft gegriffen war — ein Bund war da — Werdeck war das erste Opfer des Kleeblattsymbols — er mußte seinen Degen geben und, als er ihn später wieder empfangen sollte, sich einen Hausarrest gefallen lassen.

Im Zorn zerbrach Werdeck diesen Degen und verschlimmerte dadurch seine Sache. Man nahm seine Papiere in Beschlag; man fand Aufsätze über Veränderung der Heerverfassung, Tagebücher über Dienstverhältnisse, die alle nur dazu beitragen konnten, den Triumph seiner Gegner zu erhöhen. Die ganze Schmach, die über einen aus dem Bann seiner Dienstetiquette herausgerissenen Krieger von den üblichen feudalen und kriegsrechtlichen Vorurtheilen verhängt werden konnte, lag schwer auf

dem unglücklichen Manne, der nach der Befürchtung seiner Freunde leicht damit enden konnte, sich eine Kugel vor den Kopf zu brennen. Werdeck konnte sich nicht ganz vertheidigen. Er war in der That Mitglied eines Bundes, über den er jede Auskunft verweigerte. . . .

Auch den Freunden drohte Gefahr. Ihre Verbindung mit Egon war für immer abgebrochen. Einmal noch hatte Egon, der Allmächtige, an Louis Armand im alten Tone geschrieben und ihn gebeten, zu einer bestimmten Stunde sich bei ihm einzufinden, sich mit ihm zu verständigen. Er hatte ihn gewarnt vor Verbindungen, die er nicht näher angeben wollte. Er hatte ihn nicht ohne Herzlichkeit bei der alten Freundschaft beschworen, zu ihm zurückzukehren und sich durch den Weg, den er als Staatsmann genommen, nicht beirren zu lassen.

Louis Armand hatte ihm herzlich, aber ablehnend geantwortet. Du hast, mein Egon, schrieb er ihm, den Traum Deiner Jugend ausgelebt! Er war schön . . . und heilig bleib' uns die Erinnerung! Deine Fußstapfen werd' ich einst in Frankreich wiederfinden, und Thränen sollen sie benetzen. Ich denke mir, es ist nur der irdische Stoff, der unsere Seelen auseinandertrieb. Unser Ideal ist vielleicht noch immer dasselbe, nur daß ich mit einer Hand voll Arbeiter und einigen unabhängigen Denkern philosophire, Du aber mit einem mächtigen Thron, einer stattlichen Kirche, einem gerüsteten Heere — ich glaube wohl, daß die positive Welt ihre imposanten Bedingungen hat. Du freilich besitzest einen hohen Bildnergeist. Du willst schaffen und achtest des Materials nicht viel, wenn es nur die Spuren Deiner Hand annimmt. Die find' ich reichlich in Deiner Regierung, und die Art, wie Du willst, macht Dir alle Ehre, wenn auch das, was Du willst, mich anweht wie das kalte, gräßliche Wort: Wir haben uns furchtbar aneinander getäuscht! Ein Fürst, der die Laune hatte, Arkadien zu spielen, konnte in arkadischen Zeiten ewig der Freund des armen Ziegenhirten bleiben, den er

in den Bergen liebgewann. Jetzt aber, wo die Ziegenhirten, barfuß und in Lumpen, selber aus den Bergen hervorkriechen und die Anmaßung besitzen, über die Welt, nicht blos über eine Panflöte, eine Meinung zu haben, jetzt hält sich ein solches Arkadien nicht lange, seine Oelbäume hängen trauernd ihre Zweige, und seine Gipfel sind in Schnee gehüllt. . . . .

Egon hatte auf diese theilweise in Versen geschriebene Epistel immer noch warm und bittend geantwortet. Louis verstummte. Später schrieb ihm der Fürst noch einmal, er müsse ihn wegen seines Umgangs mit Leidenfrost, Dankmar, Werdeck, besonders aber wegen seiner Besuche in der Willing'schen Fabrik und seiner Einwirkungen auf die Arbeiter warnen, er schickte sogar Agenten und Vertraute zu ihm. Louis erklärte, er wäre sich keines Misbrauchs der ihm hier bewilligten Gastfreundschaft bewußt, ja er hätte Beziehungen seines Ursprungs entdeckt, die ihm Heimatsrechte gäben. Tags darauf bekam er die Ausweisung aus der Stadt und der ganzen Monarchie.

Es war dies dieselbe Zeit, wo Werdeck schon vor dem Kriegsgericht stand. Louis war zu stolz, Einspruch zu thun. Er nahm Abschied von Dankmar, Siegbert, Dystra, der sich den Freunden theilnehmend erhielt, wollte auch zu Leidenfrost, erfuhr aber, daß dieser, der schon seit seiner Rückkehr vom Ullagrunde seiner Grabesrede wegen unaufhörlich verfolgt und natürlich auch sogleich von der Excellenz von Harder aus seiner officiellen Sphäre verbannt war, bereits gefangen säße. So blieb ihm nur Zeit, noch die uns bekannten Zeilen an Franziska Hennisch zu schreiben, Jagellona Werdeck zu trösten, die heldenmüthig jeden Trost ablehnte, von Murray Abschied zu nehmen, der absichtlich die Wohnung der Luise Eisold behielt, sich unter seinem englischen Namen als Kupferstecher behauptete und über das Vorhandensein eines Paul Zeck unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Louis überraschende Mittheilungen machte, seine geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen und eine Stadt zu verlassen, die er

unter so völlig entgegengesetzten, Gemüth und Geist so völlig anders ergreifenden Verhältnissen begrüßt hatte. Er begab sich vorläufig nach Belgien mit einer Empfindung, an die sich unsere Zeitgenossen gewöhnen müssen. Es ist dies das plötzliche Entrücktwerden aus einer im vollen Gange begriffenen Lebensthätigkeit, mitten aus dem angefangenen Worte, mitten aus dem kaum sich selbst klar gewordenen Gedanken heraus, mitten aus der liebenden Einwurzelung und Verrankung in theuerste Herzen, in häusliches Glück.

Dankmar und Siegbert waren gefaßt aufs Aeußerste. Weichen wollten sie nicht. Sie lebten in ruhiger Pflichterfüllung eine Weile hin, wirkend zwar für den großen Bundeszweck der Brüder und Ritter vom Geiste, wirkend und werbend für dessen immer größere und in der That wunderbar wachsende Verbreitung, aber besonnen, emsig beschäftigt mit Kunst, Wissenschaft und der Aufgabe, nun noch den letzten Versuch zu machen, ob nicht vor dem Obertribunal, vor jenem geheimnißvollen Oberpriester des Rechts, dem uralten Greise von Tempelheide, jener Anspruch geltend gemacht werden konnte, an den sich Dankmar jetzt schon krampfhaft klammerte, nicht als Anker für sich, sondern als Steuerruder für das Fahrzeug seines Ordens vom vierblätterigen Kleeblatt.

Wie war's damit?

Wie man auf die Wiese geht und sieht in den Millionen Kleeblättern gleichsam die eine, große, ganze Menschheit, so harmlos, oberflächlich, einig, gleichbedeutend war den Uneingeweihten der Anblick des Lebens. Dankmar aber und sein Bund sah in den Millionen Dreiblättern die heimlichen Vierblätter der Verständigung, diese verkörperten Heurekas der Liebe, diese idealen Gefundenen, denen hier und dort, ohne daß sie von ihm geworben waren, zu begegnen, ihn oft mit Bewunderungsschauern vor der Macht einer Idee erfüllte. Der Tempelstein im Westen trat in Verbindung mit dieser Erfahrung. Dankmar hatte

den Plan, den ersten großen Bundes- und Erkennungstag dorthin auszuschreiben. Siegbert, der am unangefochtensten schien, bezweckte zum Frühjahr eine Reise nach Buchau und diesem Tempelstein, um mit Dystra gemeinschaftlich die großen dort projectirten Bauten zu beginnen.

Die Wolken mehrten sich freilich. Immer düsterer drohte der Horizont. Unter dem Symbol des vierblätterigen Kleeblatts erhielt Dankmar eine ernste Warnung nach der andern. Er sollte sein Heil in der Flucht suchen. Siegbert's Rath, Egon, dem doch einst so edel erfundenen Egon sich noch einmal anzuvertrauen, verwarf Dankmar als eine unwürdige Reminiscenz. Der folge seiner Bahn! Wir gehen die unserige. Aber ich müßte doch an irgendeinem sichern Rückhalt, wie ein Luther auf der Wartburg, die Entwirrung dieses Knotens abwarten. . . . Siegbert sprach von Angerode. Dystra, der der ängstlichen Berathung beiwohnte, rieth, zu Mangold, Luise Eisold, zum Tempelstein zu fliehen. Dankmar aber, wie von einem Offenbarungsgedanken ergriffen, rief: Ich gehe gerade in die Höhle unserer Gegner selbst, mitten in die Gefahr! Ich gehe nach dem Ullagrunde! Dort wohnt ein Ehrenmann . . . und zu Selma zieht es mich wie zu meinem Schutzgeiste. Ackermann war in Amerika! Er lauscht dem Leben der Natur! Er wird sich dem Gesetz der Freiheit nicht entziehen. Dort kenn' ich Weg und Steg. Selige Erinnerung! Der Frühling ist da! Ich fliehe in den Ullagrund — Und als die Freunde Bedenklichkeiten äußerten, sagte Dankmar: Man soll mich für einen jener Arbeiter halten, die Ackermann um sich versammelt — eine Jacke her, eine Bluse, einen Wanderstab! Ich will nach Hohenberg wandern, wie Egon einst wanderte, aber reinern Herzens, treuer der Sache des Volks hingegeben, kein sich zum Volke herablassender Aristokrat, nicht haschend nach dem Scheine, nicht weglügend die eigene innere Leere — dort unter den Arbeitern, die diesem Undankbaren den Acker bestellen, will ich selbst für ihn arbeiten, und Selma, ihr

Vater werden mir Bürge sein, daß ich unter dieser Wahl eines schweren Berufs nicht zusammenbreche. . . . So entwich Dankmar nach dem Ullagrunde, kurz vor jenem wirklich in den Zeitungen hervortretenden Steckbriefe. . . .

Und Murray, den so viel Gefahren umgeben hatten, gerade der blieb unter all den Bedrängnissen, die seine Freunde und Gönner trafen, fast allein unversehrt. Er hatte, als Luise Eisold mit ihren Geschwistern nach Buchau gezogen war, deren ganze Wohnung mit all ihrem armseligen Hausrath für sich behalten und lebte nur der abwartenden Beobachtung über die Entwickelung seines Sohnes. Dem Drängen desselben nach den nähern Umständen seiner Geburt gab er zur Zeit nicht nach. Er bat ihn selbst um ein großmüthiges Aufgeben jeder weitern Forschung, der nächste Zweck seiner Rückkehr von Amerika war erreicht. Er hatte sein Kind lebend und, wie er erwartete, in der Irre gefunden; er hatte genug zu thun, Körper und Geist bei ihm auf die Bahn zu lenken, die ihm die allein gesunde schien. Die einzige Störung seiner Ruhe, die den Apostel einer eigenthümlichen, heitern und menschlich milden Religiosität noch zuweilen traf, war die fortgesetzte Untersuchung über die noch immer dunkel bleibenden Vorfälle im Forsthause, die indessen, da Murray sich so ganz in der großen Stadt verlor, ohne Mistrauen und mit Bequemlichkeit geführt wurde. Dystra, der dem wunderlichen Heiligen seine an allen Curiositäten Geschmack findende Theilnahme erhielt, forderte ihn vielfach auf, zu seiner in Amerika mit Meisterschaft geübten Kunst zurückzukehren, und gab ihm mehr zu thun, als Murray aus Furcht vor Entdeckung seines wahren Ursprungs und des noch immer nicht beruhigten, noch immer ihn umschleichenden Mistrauens der Ludmer übernehmen mochte. Murray arbeitete wie der erste Künstler seines Fachs, unterhielt sich im Verkehr bald mit Louis Armand, bald mit Dystra, und nur die Erholung erlaubte er sich, daß er manchmal weite Spaziergänge machte, am liebsten nach der zwei Mei-

len entfernten kleinen Festung Bielau, wo er mit Wehmuth den Fluß, das Zuchthaus, die von ihm durchbrochene Mauerwand in der Ferne betrachtete. In die Festung sah er dann lustig und fröhlich zuweilen Soldaten ziehen — die Garnison wurde von den in der Hauptstadt liegenden Truppen in bestimmten Zwischenräumen ergänzt — sah auch wol einmal einen verschlossenen, von Gensdarmen geleiteten Wagen über die Fallbrücke fahren; verglich fremdes Los und eigenes, verglich den Strom des Flusses und den der Welt . . . und kehrte dann spät abends heim, nicht ohne bei der Wohnung seines Sohns zu horchen und zu spähen, ob er wol schon zur Ruhe wäre oder schwärme . . . er hatte beschlossen, ihn noch mindestens ein Jahr ganz allein sich entwickeln und ihn an seiner ihm täglich bewiesenen Liebe allmählich aufthauen zu lassen.

Mitten in diese Auflösung einer Menge von bisher so traulich beisammen bestandenen Beziehungen kam eine Botschaft von Olga Wäsämskoi, die neue Sorge wecken mußte.

Als Dystra eines Abends zur Fürstin kam, hörte er, daß Rudhard trotz seiner Jahre und zunehmenden Schwäche sich eben aufgemacht hatte, um ohne Abschied in höchster Eile nach Wien zu reisen. Die Fürstin vermied, Auskunft zu geben, da Siegbert zugegen war. Sie schützte eine Veranlassung vor, die Siegbert nicht kennen konnte. Sie war aber so unruhig, so bewegt, sie wandelte in dem Garten, den sie nach langem Winterschlafe wieder zum ersten mal begrüßte, so unsicher an seiner Seite, daß er irgendeine neuerstandene Schwierigkeit fürchtete. Einige Tage darauf las er bei Dystra einen Brief, den ihm der treue Gönner und im innersten Herzen vielbedrängte Freund nicht vorenthalten zu dürfen glaubte.

Olga schrieb an Rudhard: „O Vater Rudhard, ich ergreife mit Zittern heute die Feder und möchte sie, statt in Tinte, in Blut und Thränen tauchen. Wie bin ich betrogen worden! Welchen Schmerz hat mir die Tante bereitet! Ich kann nicht

mehr in ihrer Nähe bleiben, ich hasse nun die treulose Verrätherin. Ach, Himmel und Erde! Helene ist ja nicht, was sie scheint. Gott! Gott! Daß Engelszüge lügen können! Du weißt, wie wir litten, Papa! Du weißt, wie wir den Mond und die Sterne beschworen haben und unserm Schmerz einen ewigen Cultus widmen wollten. Ach, Helene hat ihren Schwur gebrochen. Es war eine Lüge, daß sie sich nach den Zellen der Klöster umsah, Lüge, wenn wir Kirchen besahen, daß sie sich in die Beichtstühle setzte, bis ein Kirchendiener kam und ihr sagte: Die Patres hörten gerade keine Beichte, oder ob sie sie rufen sollten? Dann sprang sie unmuthig auf, und ich glaubte, sie würde die Religion unserer Väter wechseln. Es ist Täuschung gewesen, Papa! Helene liebt wieder! Sie liebt! Wie an einem erstarrten Baume, sagte sie mir, als ich ihr zornig gegenübertrat, geschieht an mir das Wunder, daß er einen neuen Keim trieb. Nein, sagt' ich, Tante, Dein Herz ist ein Polyp. Er lebt im Sterben und wächst durch den Tod; er bedarf der grausamen Zerstückelung, um zu wachsen. Aber was hilft's! Du entsinnst Dich jenes Heinrichson. Ich sprach nicht mehr von ihm, weil seine Huldigungen mir nicht gefielen und ich den Schein vermeiden wollte, als rühmte ich mich meiner Erfolge. Diesen Heinrichson liebt die Tante! Ich entdeckte eines Abends, daß ich betrogen bin. . . . Vor diesem Anblick schauderte mich's. Ich nahm meinen Hut, einen Mantel und floh von dem Landhause, das wir so schön, so reizend an einem kleinen Wasserfall unter Oliven- und Kastanienbäumen gemiethet hatten. Ich wußte nicht, wohin ich fliehen sollte. Aber das wußte ich, nicht zurück zu Helenen, die den Schmerz um Egon in den Armen eines Heinrichson zu ersticken sucht. Mein Instinct trieb mich auf unsere Gesandtschaft. Ich warf mich der Baronin von S. zu Füßen —"

Der Gesandtin in Rom, erklärte Dystra . . .

„Und flehte sie an, mich zu beschützen. Sie nahm diese Bitte gnädig auf unter der Bedingung, daß ich mit einer befreundeten

Familie nach Wien reise und dort von Dir, Papa, mich abholen lasse. Ich mußte diese Bedingung eingehen, so entsetzlich mir der Gedanke ist, ein Land wiederzusehen, wo Otto von Dystra wohnt. Ich werde kommen, aber ich schwöre euch beim ewigen Gott, eher durchbohrt mich eine Dolchnadel, die ich auf meinem Herzen trage, eh' ich in eins euerer grausamen Verlangen willige. Die Tante ist außer sich. Sie will mich nicht lassen. Sie fährt vor. Ein gewisser Herr Rafflard, den ich schon bei euch gesehen, ihr zur Seite. Sie wollen die Baronin sprechen, mich — ich höre alles — der Kurier geht ab. Ich fliehe! Ich fliehe! Ich muß schließen. Olga."

Das sind ja entsetzliche Zustände! sprach Siegbert, als er den so abgerissen endenden Brief staunend noch einmal überflog. . . .

„Ein Land wiedersehen, wo dieser Dystra wohnt", wiederholte der so schlimm Angefeindete.

Rafflard in Rom! Sie ist doch in Rom geblieben; sie ist Zeuge dieser . . .

O nein! Die Consequenzen der Freiheit bringen dies tolle Mädchen zur scrupulösesten Tugend, sagte Dystra. Kann eine Dame, die in einer Pensionsanstalt mit lauter Gefühl, Bibelsprüchen, Musik, Goldschnittlyrik, Sonntagsmoral und sogenannter edler Weiblichkeit aufgezogen ist, prüder denken als diese kleine Emancipirte, die durch die Consequenz ihrer unmoralischen Ideen über Liebe und Weltschmerz streng moralisch wird? Wenn da nicht eine Eifersucht wegen Heinrichson's im Spiele ist —

Nein, rief Siegbert mit innigster Wärme und zitternd vor Sehnsucht, Olga wiederzusehen; darin widersprech' ich Ihnen aufs feierlichste. Ich glaube in der That, daß Olga leibet bei dem Gedanken, diese Helene d'Azimont, in der sie die ewige Resignation unglücklicher Liebe zu erblicken glaubte, könnte wieder lieben, könnte einen Heinrichson für einen Egon wählen und

alle ihre Thränen Lügen strafen . . . es ist wirklich die sittlichste Entrüstung, die Olga von Rom treibt!

Wenn das wäre, Freund, schieß' ich mich mit Ihnen! Ich liebe Olga!

Dystra sagte diese Worte scherzhaft, aber mit Spuren des Ernstes. . . .

Siegbert entdeckte diese Spuren wohl und ging trotz aller Zureden des Barons mit wehmüthigem Nachdenken von ihm. Ihm war Olga ein Ideal geworden, der Sammelpunkt aller seiner zerrissenen Gefühle. Wie es den Bruder zu Selma trieb, sich ein Asyl zu suchen, da am Herzen eines edeln Mädchens auszuruhen von seinem unermüdeten Streben, da ins Auge seiner Geliebten blickend die Wunden zu heilen, die das Misgeschick ihm schlug, ebenso drängte es Siegberten nach der Gegend hin, wo Olga weilte. Wie gern wär' er in Rom gewesen! Um wie viel lieber hätt' er am Strande des Meeres mit ihr Muscheln gesucht und die Brandungen der Wogen gezählt, als hier in das Faß der Danaïden Hoffnungen und Wünsche zu füllen und sich am tiefsten Weh des Lebens zu verzehren. . . . Dystra rief ihm zwar noch nach: Siegbert, Siegbert! Bleiben Sie doch! Sie soll zwischen uns wählen! Allein gerade das Beispiel Helenens zeigte ihm, welcher Metamorphosen, welcher Gewöhnungen die Herzen fähig sind. Er mied Dystra voll Trauer, voll sicherer Erwartung dessen, was ihm schien nun kommen zu müssen.

Der unermeßlich Reiche, der durch seinen Geist seine äußere Unförmlichkeit bei längerer Bekanntschaft ganz vergessen ließ, suchte ihn zwar auf. Er beschwor ihn, kein Mistrauen zu hegen, Er bot ihm scherzend sogar an, ihm zu Liebe, um recht abschreckend zu erscheinen, eine lockige blonde Perrüke zu tragen und in dieser Olga zu begrüßen, wenn sie ankäme und nicht der Jesuit Rafflard, die verletzte Eitelkeit Helenens und hundert dunkle Räthsel sie zurückhielten. . . . Siegbert nahm diese komi-

schen Anerbietungen für Erleichterungen und Uebergänge zu dem, was nicht zu ändern wäre, und versicherte Dystra, daß er seine Träume schon würde beherrschen lernen.

Zu diesen edeln Wettstreit kam ein Brief von Dankmar aus dem Ullagrunde. Sie fanden ihn, als Siegbert Dystra eines Tages in seine Wohnung zurückbegleitete. Er war der Vorsicht wegen an Otto von Dystra adressirt und lautete:

.∵. „Diese vier Punkte sollen Blumen sein! Keine Kugeln, Bruder! Nicht Kugeln ins Herz, nicht Kugeln an den Fuß, wie sie die Züchtlinge tragen! Nicht Tod, nicht Gefängniß, nein Freiheit und Liebe! Siegbert, der Baron und wer sonst noch diesen Brief liest und wär' es ein Agent am geheimen Dechiffrir-Bureau, wo man im Angesichte Europas und der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts falsche Briefe schmiedet, die Ehrenmänner in die Gefängnisse führen . . . lest und hört es alle, ich halte mich für geborgen und glücklich! Du weißt es, Bruder, wo ich bin; du weißt, was mich glücklich macht. Ich nenne keinen Namen, bezeichne die Gegend nicht; nimm die Landkarte und schreibe «Arkadien» über den Platz, wo ich ackere und die Kühe hüte! Das goldene Zeitalter kehrt wieder, Bruder. Ich bin ein Hirt und sitz' im Haberrohr und weide Schafe. Ich schrieb dir einst von hier: Lies den Ariost, um dich auf meine Abenteuer vorzubereiten. Jetzt schreib' ich: Lies den Virgil, den Theokrit, Bruder! Nicht Geßner! Nein, Bruder, in rothseidenen Bändern tanz' ich nicht und meine Phyllis ist durchaus nicht des Reifrocks würdig und schreitet nicht in bemalten Stelzenschuhen — wir sind ein echtes, wirkliches bukolisches Paar, und alle Hecken an dem kleinen Bach, der sich durch unsern Grund zieht, wissen von uns zu plaudern, wissen von uns zu flüstern. Ich liebe, Bruder, und ich darf lieben! Man nahm mich für etwas anderes, als ich bin. Man nahm mich für den, der uns ein großer Feind geworden ist und sich selbst ein noch größerer — man liebte und haßte mich —

eine Locke meines Haares blieb der mystische Schlüssel der Versöhnung, des Glaubens, der Hoffnung auf mich und mein nicht zu tief verlorenes Herz! Da kam ich und bin der, der ich nicht bin, ein anderer und doch ich selbst — Was schwatz' ich — was plaudr' ich Dir in Räthseln! Löse sie Dir nur ganz einfach mit der Gewißheit: Dein Bruder hat Ursache, an der Welt noch nicht zu verzweifeln. Eines Mädchens treueste Liebe umfängt ihn. Er ward zum Kinde an ihrem Herzen. Verstand, Zweifel, kalte Berechnung, alles ist aus der Deichsel gegangen und grast nun unter Blumen, Kraut, Rüben, Raps, Sommer- und Wintersaat und neckt sich nur noch mit den Bienen. Wenn ich sonst ausspannte, Bruder, d. h. die Waffen, mit denen man die böse Welt bekämpft und ihren Angriffen Widerstand leistet, so kam ich mir wunderlich vor. Ich sagte dann: Dankmar, das Kindische steht dir nicht! Jetzt steht es mir prächtig, wenigstens nach meinem eigenen Geschmack; ich lache nicht mehr über mich, ich habe keine spöttischen Falten mehr um den Mund, ich glaube, ich liebe — in Liebe — liebend. Und nicht nur für Augenblicke hab' ich zu danken; nein für ein ganzes Leben, das mir neu geschenkt wird. Die Liebe, die ich sonst empfand, Alter, war so ein blitzendes Streiflicht, das einen Wonnemoment übergoldete. Jetzt ist aber mein ganzes Dasein in Verklärung getaucht; ich kann diese Liebe unterbringen bei meiner Vergangenheit und Zukunft. Ich kann sie mir denken, wie sie mir in Glück und Freude, wie sie in Noth und Elend mir folgt. Ich kann mir denken: dies Mädchen ist jung und lieblich; aber sie wird dir auch werth sein, wenn es ein altes Mütterchen geworden ist und du selbst graue Haare kriegst! Das springt um mich, das athmet Lust und Leben, das ist gut und gefällig, heiter und dienstbeflissen, das schmollt ein Viertelstündchen, zankt ein Weilchen, fährt auf und will recht haben und küßt dann doch wieder alle Launen weg und gesteht Dir offen, es könne nur sein und fühlen durch unsereins, auch wenn

wir unrecht hätten. Da widerstehe nur und wirf nicht Deine ganze Lebensphilosophie wie alten Plunder über den Heckenzaun! Und denke nur nicht, Bruder, daß ich darum im Idyllischen wie marklose Poeten zu Grunde gehe! Ich behalte mein Auge klar und den Verstand offen. Das ist eben das Wesen einer gesunden und reinen Liebe, daß sie uns nichts von unserm Besten nimmt, sondern daß sie alles zum Schüren ihres eigenen Brandes brauchen kann. Mein Mädchen fühlt das alles mit klopfendem Herzen mit, was mich bewegt, und so wachsen wir beide zum Hören und Sehen, und lehnen und trösten uns recht aneinander. Unsern Bund, den des Herzens, und den andern, den des Geistes, hab' ich dem Vater natürlich verrathen. Der Hohe, Edle nahm beide ernst und sinnend auf. Dem ersten gab er selbst den Segen, für diesen zweiten erfleht er ihn. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß wir nun schon weit über einige hundert Bekenner haben, die ein gemeinsames unsichtbares Band verbindet, ein Gedanke, eine Führung, die niemand kennt, die auch nirgends da ist, als in dem Bewußtsein, dem Glauben einer Führung. Der Geist ist es, der fortwirkt, und eine Stunde wird kommen, wo seine Werke, die jetzt noch in der Stille sich vorbereiten, an das Tageslicht treten. Noch in diesem Jahre, jedenfalls im nächsten, hoff' ich auf den ersten großen Bundestag, wo wir uns durch Abgeordnete begrüßen und eine Form für das bewußte Fortschreiten unserer Entwickelung aufzustellen hoffen. Könnt' ich dann dieser Schöpfung gegenübertreten und mit Dir sagen: Hier schütt' ich aus dem Füllhorn Fortunens auch jene irdischen Güter, die uns den Kitt für den geistigen Bau geben sollen! Könnt' ich dann sagen: Hier ist eine kräftige Hand, die über die Länder und Völker hin das Flammenschwert des Erzengels Michael zücken und den ewigen Sündenfall aus dem Paradiese jagen will! Ich verzweifle nicht; sowie ich mich rühren kann, beginnt die letzte Entscheidung. Der Vater meines

Mädchens behauptet, zum Präsidenten des Obertribunals, zu unserm greisen Rhadamanthus von Tempelheide, in einem eigenthümlichen Verhältnisse zu stehen, das uns nützen soll. Mit seinen Raben und Adlern kommt mir dieser letzte Richter vor wie der greise Johannes auf Pathmos, neben dem der Adler horstet, wenn er über Meere hinweg die Gesichte der Offenbarung schaut. Viel Persönliches, was ich sonst auf dem Herzen habe, muß ich lassen, bis ich weiß, ob der Weg, den ich wähle, um mich dir verständlich zu machen, sicher ist. Tausend Grüße von und an! Von denen, die Du Dir denken kannst, auch Oleander, der zum Dichter auch ein Denker geworden ist, und an die, die unsere Grüße verdienen!"

Während Siegbert mit bebender Freude diese Zeilen für sich gelesen hatte und sich einen Augenblick besann, ob er wol wagen könnte, sie Dystra zu zeigen und ihn in das Geheimniß eines Bundes der Ritter vom Geiste zu ziehen, warf dieser eine neueste Zeitung, die er eben gelesen, auf den Tisch und rief: Gott! Gott! Der unglückliche Mann!

Ich beschwöre Sie, sagte Siegbert erschreckend, jetzt keine Hiobspost! Was ist?

Dystra ging im Zimmer auf und ab. Siegbert ergriff die Zeitung. . . .

Eine Meuterei in Bielau! Eine Militärrevolte!

In Bielau?

Siegbert durchflog die Zeitungen.

Die Darstellung mag noch hinter der Wahrheit zurückbleiben, ergänzte Dystra. Der Geist dieser Mannschaften soll wild, ganz unzuverlässig sein, wie mich Voland noch kürzlich versicherte. Man läßt diese kleine Festung der Reihe nach von der hiesigen Garnison besetzen und die dritte Compagnie des Leibregiments —

Es ist dieselbe, die zu Werdeck's Bataillon gehört . . .

Kaum dort angekommen . . . und der Major . . .

Siegbert hatte sich von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er

war so erschüttert, daß er sich auf einen Sessel niederlassen und zu Worten erst sammeln mußte. . . .

Das Vorgefallene bestand in einem Vorgang, der dem seit einigen Tagen wirklich kassirten und wegen Antheilnahme an einer „Verschwörung“ für mehrere Jahre auf die Festung Bielau geschickten Major von Werdeck eine Flucht hatte erleichtern sollen. Die Nähe dieser Festung begünstigte das Einvernehmen der Soldaten, die in Werdeck's Verhaftung nur einen, ihren eigenen Interessen geführten Schlag sahen. Bei dem ersten Spaziergange, den Werdeck um sich zu erholen auf dem Walle der Festung machte, war eine Wache, aus zwölf Soldaten bestehend, zufällig von seinen eigenen frühern Leuten besetzt gewesen. Bielaus übrige stehende Besatzung war nur ein Invalidencorps. Die Ergänzungen desselben kamen der Reihe herum an die in der Residenz befindlichen Truppenkörper. Viele hatten, des demnächst abzuführenden Gefangenen von Werdeck wegen, widerrathen, sein eigenes Bataillon nach Bielau zu schicken; doch da die Reihe einmal an diesen Truppentheil kam, wollte man am wenigsten einen öffentlichen Beweis von Unzuverlässigkeit der so hochgepriesenen Armee geben. Ein Complot zur Befreiung des wegen Mitgliedschaft eines Geheimbundes, Correspondenz mit auswärtigen Revolutionären und Zerbrechens seines Degens kassirten nnd zu sieben Jahren Festung verurtheilten Majors machte sich wie von selbst. Das Los traf eine Wache, die dem Spaziergänger das Thor freilassen, alle Ausgänge öffnen konnte. Ein Sergeant war mit der Ausführung beauftragt. Werdeck kommt, tumultuarisches Geschrei begrüßt ihn, man gibt ihm die Gelegenheit zur Flucht. Werdeck weigert sich. Der Major ermahnt seine alten Krieger selbst, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Schon hatte der Kapitän von Aldenhoven von dem Vorfall an dem sogenannten Sternwall Kunde. Die Sternwallwache wird vom Invalidencorps abgelöst, einige der verzweifelnden Soldaten versuchten Gegenwehr, andere die Flucht.

. . . Der Sergeant wird verhaftet . . . Werdeck in einen engern Gewahrsam geführt. . . . Soviel ließ sich den Zeitungen entnehmen.

Es entspann sich zwischen Siegbert und Dystra ein Gespräch über die möglichen Folgen dieses Vorfalls, über die Ursachen des Unglücks, das den Major betroffen, über den Geist der Pflicht und die Gefahren der freien Selbstbestimmung. Der schnell gewonnene Freund und Gönner zeigte sich so voll Antheils, blickte so frei über die Widersprüche des Lebens hinweg, hatte so von jeder Meinung und Ueberzeugung, die in ihm lebte, die schroffen Kanten und Ecken des Vorurtheils und des Egoismus abgeschliffen, daß ihn Siegbert den Brief seines Bruders lesen ließ und in das Geheimniß des Bundes vom vierblätterigen Kleeblatt einweihte.

Dystra erstaunte. Er gedachte seines eigenen Tempelsteins und wie er an dessen Ruinen das dreiblätterige Kleeblatt am Kreuze oft genug beobachtet hätte. Er war erfüllt von der Bedeutsamkeit dieser Mittheilung und äußerte, ehe er zustimmte, fast erschrocken: Ein Vierblatt ist sehr selten, mein Freund!

Selten ist alles Neue und Große! antwortete Siegbert, von dem Wirken seines Bruders ergriffen, erschüttert von Werdeck's Schicksal. Ernst und in Gedanken verloren prüfte Otto von Dystra die empfangene Mittheilung. Schon zitterte Siegbert, daß er hier eine Uebereilung zu bereuen hätte, schon wollte er Dystra beschwören, ihm, wenn nicht Uebereinstimmung, doch Verschwiegenheit zu geloben, als der Baron das Wort ergriff. Ich bin, sagte er, durch Sie und Ihre Freunde etwas stark aus meinem bisherigen geistigen Schlummer geweckt worden. Ich interessirte mich bisher für alles und deshalb im Grunde für nichts. Ich schlug heute das wirkliche Buch der Natur, morgen Kupferwerke auf, die mir das ergänzten, was ich noch nicht kannte. Ich glaube, ich bin in der Lage mit vielen, vielen Tausenden, die sich von der Zeit und der Wirklichkeit, so gut

es geht, fern zu halten suchen und sich mit ihren Abbildern begnügen lassen. Uns interessirt erst dann etwas, wenn es historisch geworden ist. Wir sind gerecht sogar gegen das, was uns widerstrebend ist, und dennoch wären wir selbst für das, was uns zusagt, nicht im Stande einzustehen, solange es im Entstehen, im Werden begriffen. Ein Haus soll uns, wenn wir mit ihm in Berührung kommen, gleich fertig sein. Staub, Schutt, Mörtel, der Lärm des Schaffens, des Niederreißens und Aufbauens ist uns widerwärtig, und wir genießen jedes, nur in Ruhe, nur in Behaglichkeit, auf einem Sofa, unter Teppichen, unter Polstern. Das ist die Stellung der sogenannten Bildung zu den Fragen der Gegenwart! Aber wohlan! Es soll nicht so sein. Es kommt die Reihe nun auch an uns! Wir sollen mit angreifen, auch wir sollen Partei halten und uns schämen, immer nur zu reflectiren und unsern einsiedlerischen geistigen Genüssen zu fröhnen. Wenn ich erst erschrak über das, was Ihr Bruder da angelegt hat und was ich nun schon so im Keimen und Wachsen sehe, so fühl' ich wohl die Bedeutung seines Gedankens. Ich finde Europa zerrüttet. Ich sehe einen Welttheil, der nicht leben, nicht sterben kann. Irgendwie muß ihm geholfen werden, dem Verlebten zur Bahre, dem Neuen zur bequemern Wiege. Ich will es mir noch einen Tag überlegen, Wildungen, was ich von Ihrem Bunde des Geistes denken soll. Weigr' ich meinen Beitritt, so stirbt das Geheimniß mit mir. Tret' ich aber bei, so gehör' ich ihm mit ganzer Seele und sollt' es auch sein, wie Byron einst seine letzten Flammen aus einem zwecklosen Leben zusammenraffte und im Brande Griechenlands sich läuternd zu Grunde ging.

Siegbert dankte für diese offene, unter Dystra's Verhältnissen bedeutsame Erklärung. . . .

Beide erhoben sich. Der Baron, um sich nach dem Schicksal des gefangenen armen Leidenfrost zu erkundigen, in dem er so frühe schon eine künstlerische Entwickelung geahnt hatte und den

er mit innigstem Bedauern in einem allgemeinen Scheitern seiner Fähigkeiten und Lebensentwürfe antreffen mußte. Das Leben dieses so vielseitigen Genies lag vor ihm aufgeschlagen wie das Werk eines Dichters, der vom Himmel die prometheische Flamme nur entwandt hat, um sich in ihr selbst zu verzehren. Er kannte den wirren vielverschlungenen Lebenslauf Max Brüning's, mit dem er die Verwandtschaft einer großen Seele und einer gewöhnlichen, ja abstoßenden Hülle derselben gemein hatte. Er kannte das Band der Wehmuth, das dies Soldatenkind an Werdeck knüpfte. . . .

Siegbert aber eilte zu Jagellona von Werdeck, einer Frau, die über zwei Männer, die sie zu gleicher Zeit, wenn auch mit tiefverschiedenen Organen der Seele, liebte, das dunkelste Los geworfen sah.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Nachtgemälde.

Es warf auf offner Gasse eine Löwin
Und Grüft' erlösten gähnend ihre Todten.
Wildglühnde Krieger fochten auf den Wolken
In Reihn, Geschwadern und nach Kriegsgebrauch,
Wovon es Blut gesprüht aufs Capitol.
Das Schlachtgetöse klirrte in der Luft;
Es wiehern Rosse, Menschen röcheln sterbend
Und Geister wimmerten die Straßen durch.

Julius Cäsar.

Daß wir den Vorhang könnten fallen lassen über ein dunkles Grauenbild!

Aber die Zeit ist eisern. Unheildeutende Raubvögel sieht der Augur zur Linken fliegen. Er sieht die unglücklichen Zeichen. Er sieht in nächtlicher Stille rothe Flammen am Himmel. Darf er verschweigen, was er sah?

Ein stiller Junimorgen. Tiefe Ruhe, morgenrothe Dämmerung auf den Fluren. In der kleinen Feste Bielau ein schauerliches Schweigen. Die Sonne naht. Es künden die purpurnen Wolkenboten erst ihr Kommen an. Es singt ihr auf dem Lindenbaum am Wall entgegen die wachende Nachtigall.

Die Sängerin ist's der Liebe und der Sehnsucht! Es ist der blühende, der duftende Lindenbaum —

Aber auf dem Glacis graben zwei Männer stumm und traurig eine Grube — Sie tragen die bunten Röcke des Kriegers. . . .

Die Erde blinkt und funkelt unter dem Spaten von Glaskörnchen, von Metallstückchen, von Schnecken, von Kieselsteinen — was ist da zu weilen! Einen Hügel nur von Erde soll es geben und neben ihm eine Grube, so tief, wie die beiden Krieger in ihr stehen. . . . Sie ist fertig. Die Spaten liegen auf der frischen Erde. . . . Die Krieger gehen traurig.

Die Sonne nähert sich. Es ist, als rauschte sie empor mit Donnerton. Und doch ist alles still, nur die Nachtigall singt, der Lindenbaum säuselt und nur die Welle des Flusses, an dem die kleine Veste sich erhebt, kann man plätschern hören.

Da Männertritt. . . . In gleicher Ordnung . . . aus einem verdeckten Gange, der zu den Kasematten führt, zwanzig, dreißig Mann . . . wozu sie zählen!

Sie umstehen die Grube. Nur dem aufgeworfenen Hügel bleibt der Rücken frei. . . .

Ein metallener Klang — ein Klingeln fast — die Ladstöcke fahren in die Musketen — Acht Krieger haben geladen.

Die Nachtigall singt Liebe und Sehnsucht. . . .

O sänge sie Muth dem Armen in leinenem Kittel, der aus dem verdeckten Gange tritt! Ein Jüngling, gebräunten Antlitzes, spärlich der Bart, blond das Haar, das Auge voll Wehmuth, aufgeschlagen gen Himmel, zum ersten Lichtstrahl der Sonne, der ihm gerade über den Scheitel fährt wie ein Glorienschein! Umschlungen hält ihn eine lange Gestalt im Priesterkleide, ein ernstes liebevolles Haupt, niedergebeugt zu dem schwankenden Wanderer, der sich in den Reihen der Krieger umsieht und sie voll Trauer und Ergebung begrüßt. . . .

Der Jüngling schreitet den Todesgang —

Ein Bauer, in greisem langen Haar, liegt in den Armen eines rüstigen Jägers mit rothem Barte, der ihn führt. Wie kann er sich halten, wie noch leben — es ist ja sein Sohn, sein Stolz, seine Ehre, die ihm geraubt wird — seine Kniee wanken. Er stammelt Gebete, die er selbst nicht hört —

Mein Sohn! Mein Sohn!

Der junge ernste Priester tröstet. Er redet laut. Seine Stimme klingt wie Orgelklang, wie Cherubströstungen. . . . Der Jüngling, der zum Tode geht, er klammert sich fest an seine willensstarke Hand. . . .

Vater und Sohn umarmen sich zum letzten male. Die Sonne verklärt den Abschied. Alles weint und auch die Nachtigall schweigt. Sie läßt die Menschen still ihre Fragen an das Jenseits richten: Muß das sein? Soll das sein? Was lohnt uns dafür? Was finden wir dort?

Der Sohn spricht die letzten Worte zum Vater. Der Alte hört sie nicht mehr. Er sank schon zusammen und liegt in den Armen des guten treuen Jägers, dem die Thränen den rothen Bart befeuchten und der keine Hand freihat, sich ihn zu trocknen. Er muß sie rinnen lassen. . . .

Der junge Geistliche vernimmt des Sohnes letzte Wünsche, hört seine letzten Grüße — ein Vermächtniß seines ganzen

Erbes an ein Mädchen, das er liebt, ein Vermächtniß aller seiner fahrenden Habe an eine arme Tischlerfamilie in der Stadt, das Andenken eines einfachen Instruments, einer Flöte, an einen in der Ferne weilenden Fremdling, Louis Armand....

Der junge Geistliche kennt die so leidvoll Bedachten alle und segnet den Geber, zu dem ein Kamerad tritt, ihm die Augen zu verbinden....

Noch ein Blick! Der letzte! Dort an jenem Fenster hoch über den Kasematten steht ein Mann mit wehmüthigem Auge. Hinter Eisenstäben winkt er mit seinem Tuche. Ach, es ist kein Tuch der Gnade! Er selbst ist gefangen.... Der Jüngling weiß es wohl. Die Liebe zu ihm gibt ihm den Tod.

Er knieet nieder. Acht Schüsse strecken ihn zu Boden. Er hat ausgelebt. Den ohnmächtigen Vater führt der Weidmann hinweg, der kaum sich selber hält. Solch Wild sah er nie! Der Geistliche bleibt ... bleibt auch bei der Leiche, sorgt für ihre Ehre, ihre Bestattung.

Und der Gefangene, der oben mit dem Tuche Abschied winkte, muß er nicht ausrufen: Gott im Himmel! Erfindet das eine grausame Phantasie, nur um mich zu martern, oder ist das Wirklichkeit? Ist's ein Traum oder ist's Leben und heißt jetzt so die Ordnung dieser rasenden Welt? Wer ist der Dämon, der uns diese Grauenbilder schuf? Welchem erbarmungslosen Moloch bringen wir diese furchtbaren Opfer eines kalten rücksichtslosen Ideengesetzes? Nur wegen der Worte Meuterei im Heere! Bestand der eisernen Ordnung! Ein Beispiel! Ein Beispiel! Wie ein Denkmal hingestellt die grause Warnung! Was ist euch, die ihr so sprachet, so zu Gericht saßet, so die Kugeln zur Abstimmung zähltet, die Feder ergriffet zur Unterschrift, was ist euch eine Person? Eine Null! Ein Nichts, gekleidet bei diesem Fall in eine bunte Jacke, die

hundertausend tragen! Sind wir nicht mehr Menschen, nicht eingebürgert auf der Erde zur Erfüllung irgendeines hohen Zweckes, den wir doch ahnen? Und welche Sitten, welche Institutionen, welche Einrichtungen treiben uns hinweg von der friedlichen Vorbereitung auf diese unsere stillgeahnte Bestimmung! In mein Ohr tönt es wie eine Disharmonie von tausend durcheinander fahrenden Instrumenten! Mußte das sein, du gutes, treues, bescheidenes Herz, das da unten für mich, zum Jammer für Menschen, deren Existenz auf dem großen Markt kalt ignorirt wird, verblutete! Was löst diese Dissonanzen in einen reinen Accord? Was gießt wieder Wohllaut in diese feindlichen Herzen, Oel in diese stürmischen Fluten? Worin begegnen wir uns zu unserer wahren, sittlichen Menschenaufgabe? Da liegen Bücher vor mir. Ich denke nicht mehr an die Lüge eines falschen Briefes, die mich hierher gebracht hat; an die Richter, die sie glaubten, die mich aber doch verurtheilten, weil ich verurtheilt sein sollte. Ich schlage diese Bücher auf, die die Geschichte erzählen. Wo ich hinblicke, Dissonanz! Menschen, die man liebt, niedergeschmettert von jenem Blitzstrahl des Himmels, den frevelnde Menschenhände wie einst Prometheus meist nur gestohlen haben, um das Schicksal nachzuäffen. Nero, Alba, Philipp, das ist bekannt, das ist von allen verflucht — nein, aber auch die glücklichsten Zeiten wimmeln von Schmerzen und grausamen Irrthümern. Soll das ewig bleiben? Ewig? Nichts uns gewiß, als der ungewisse Blick empor und das dunkle, räthselvolle, ewig stille Grab nach unten?

So klagt der Gefangene. . . . Sein Auge kann das gräßliche Bild nicht mehr bannen. So lieblich die Sonne scheint, so blau der Himmel, so trostreich ihm anfangs der Blick über Wall, Fluß und Städtchen war, er konnte nicht mehr ans Fenster treten. So blieb er den Tag über. . . .

Gegen Abend erinnerte ihn der täglich wechselnde Gefängnißwärter, heute ein steinalter Invalide, an seinen vergessenen Spaziergang. Der Major lehnt ihn ab. Der Wärter soll gehen. . . . Es ist Abend geworden. . . . Der Alte im weißen Barte, die Brust mit Ehrenbändern geschmückt . . . bleibt stehen. . . .

Es wünscht Sie jemand zu sprechen, Herr Major —

Und schon war ein Offizier eingetreten in Mantel, in Uniform, mit Federhut —

Der Major wendet sich. Der Greis zieht sich zurück. Der Besucher schlägt den Mantel auf. . . . Ein kurzer prüfender Blick des Auges. . . . eine Umarmung . . . hervorstürzende Thränen. . . .

Jagellona!

Werdeck!

Der Invalide hatte sich entfernt. Die Thür war ins Schloß gefahren. . . .

Der abgelegte Hut, der weggeworfene Mantel enthüllt eine zierliche Gestalt, der unter der schützenden Verkleidung die Brust vor wildmächtigster Erregung klopft. Die Mienen des entschlossenen Antlitzes todtenbleich. Die Augen zitternd vor glühendem Eifer. Jede Muskel des Halses, jede Sehne der Hand heldisch gespannt, und doch zittert der ganze Körper vor Fieberangst. Das kurzgeschnittene schwarze Haar steht dem edeln Haupte jugendlich schön. Diese Frau, nicht mehr in erster Jugend, hat sich die Jugend des Charakters erhalten, und wenn sie auch zittert, so hat sie recht zu sagen: Werdeck, es sind die Nerven, die zittern; mein Herz zittert nicht. Du mußt fliehen. Weißt du, daß der Sergeant, der dich retten wollte, zum Beispiel für den gefährdeten Geist der ganzen Armee erschossen werden soll?

Werdeck zeigte zum Fenster. . . . Die Blutspuren im Sande auf dem Glacis wären noch sichtbar gewesen. Aber es war

inzwischen Nacht geworden. . . . Wieder sang schon die Sängerin im Lindenbaum. . . .

Der Major besaß die Ruhe und Ergebung, die sich in Gefängnissen so von selbst findet. Die Angehörigen ahnen kaum diese schmerzlichste Umwandlung des Gemüths. Aber jetzt die Flucht ablehnen, dem heldenmüthigen, geliebten Weibe, ihr, ihr diesen kühnen Eingriff in sein Schicksal abschlagen?

Es ist ein Bund des Geistes, sagte er, den man mir als Verschwörung auslegte! Ich werde jene Ehre, die unter meinen Standesgenossen gilt, nicht wiedergewinnen, wohl aber einst die Freiheit . . . die mich rechtfertigen wird. Laß mich bleiben, dulden. . . . Und auch, wie könnten wir fliehen?

Die muthige Frau spricht nicht von der Möglichkeit, sondern von der Nothwendigkeit. Sie weint, sie klagt. Ihn auch schon erschlafft, ergeben, demüthig zu finden, ihn, den sie in den vollen Flammen des Zorns und der Begeisterung der Unschuld, in der lodernden Glut der Rache zu finden gehofft hatte! Ist das denn wahr, was man von den Gefängnissen erzählt!

Da ermannt sich Werdeck. . . . Er verläßt die Zelle, den Corridor, den Wall, die Feste, stolz, emporgerichteten Ganges, den Mantel seines Weibes umgeschlagen; sie, als Offizier gekleidet, neben ihm. Er unkenntlich im Mantel. . . . Sie sind beschützt. Es folgt ihnen jemand. . . . Es ist der Invalide. . . .

Er folgt nicht bis zum Thor . . . er folgt weiter . . . weiter als die Parole gefragt wird . . . die Parole, die alle drei kennen. . . .

Der Strom rauscht. Es ist derselbe, auf dem einst Murray entflohen. . . . Ein Kahn steht am Ufer. . . . Rasch gleitet er die Strömung hinunter. . . . Der Alte rudert. . . .

Wer ist dieser Retter, Jagellona? Wer fährt uns da?

Die Heldin schmiegt sich an die Brust des Gatten und sagt nur: Dieser Alte hat mich schon einmal vom Tode gerettet. . . .

Werdeck sann hin und her. Vom Tode schon einmal? Wer ist der Alte?

Eine halbe Stunde vorüber. . . . Die Flüchtlinge steigen an einer einsamen Fischerhütte aus . . . betreten die menschenleere, aber erleuchtete Hütte und finden Kleider, die für sie bestimmt sind.

Wer ist der Greis? fragt Werdeck wiederholt, als er sein muthvolles Weib nun in Frauentracht in die Arme schließt.

Wir brauchen einen Zeugen für unsere Erzählung, sagte sie. Komm nur!

Damit folgten sie dem Alten, der eine Bluse übergeworfen hat, folgen über ein sandiges Ufer, dann einen Wiesenrain, zuletzt stehen sie auf der Landstraße. Ein Wagen mit zwei Pferden, dessen Zügel jemand, unkenntlich in der Nacht, wartend in der Hand hält. . . .

Der Major tritt näher . . . forscht. . . . Es ist Leidenfrost?

Aber rasch! Rasch!

Der Invalide spricht's, ergreift die Peitsche, springt mit noch jugendlicher Kraft auf den obern Sitz und während Leidenfrost, Werdeck und Jagellona, die drei im Geist Verbundenen, rasch in den Wagen steigen, spricht die muthige Frau endlich mit erleichtertem Herzen, weinend in ihrer Freude, erlöst von den bangendsten Gefühlen: Wir sind in Sicherheit. Die Schläge des Geschicks, das so gespenstisch mit uns redete, machen endlich eine Pause. Die zerrissenen Bruchstücke dieser Tage, wo der eine hier, der andere dort die grausame Hand eines uns wahrlich zuweilen wahnwitzig erscheinenden Verhängnisses fühlte, bildeten doch ein Ganzes, ein Großes, die Einheit eines Zieles, an das wir nun wol werden alles geben müssen. Freiheit höre! Die Liebe will dir erzählen!

Ende des achten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gutzkow, Karl,

Die Ritter vom Geiste Roman in 9 Büchern

Bd.: 8. (1865). - 309 S.

Leipzig 1865